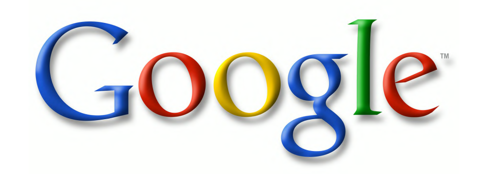
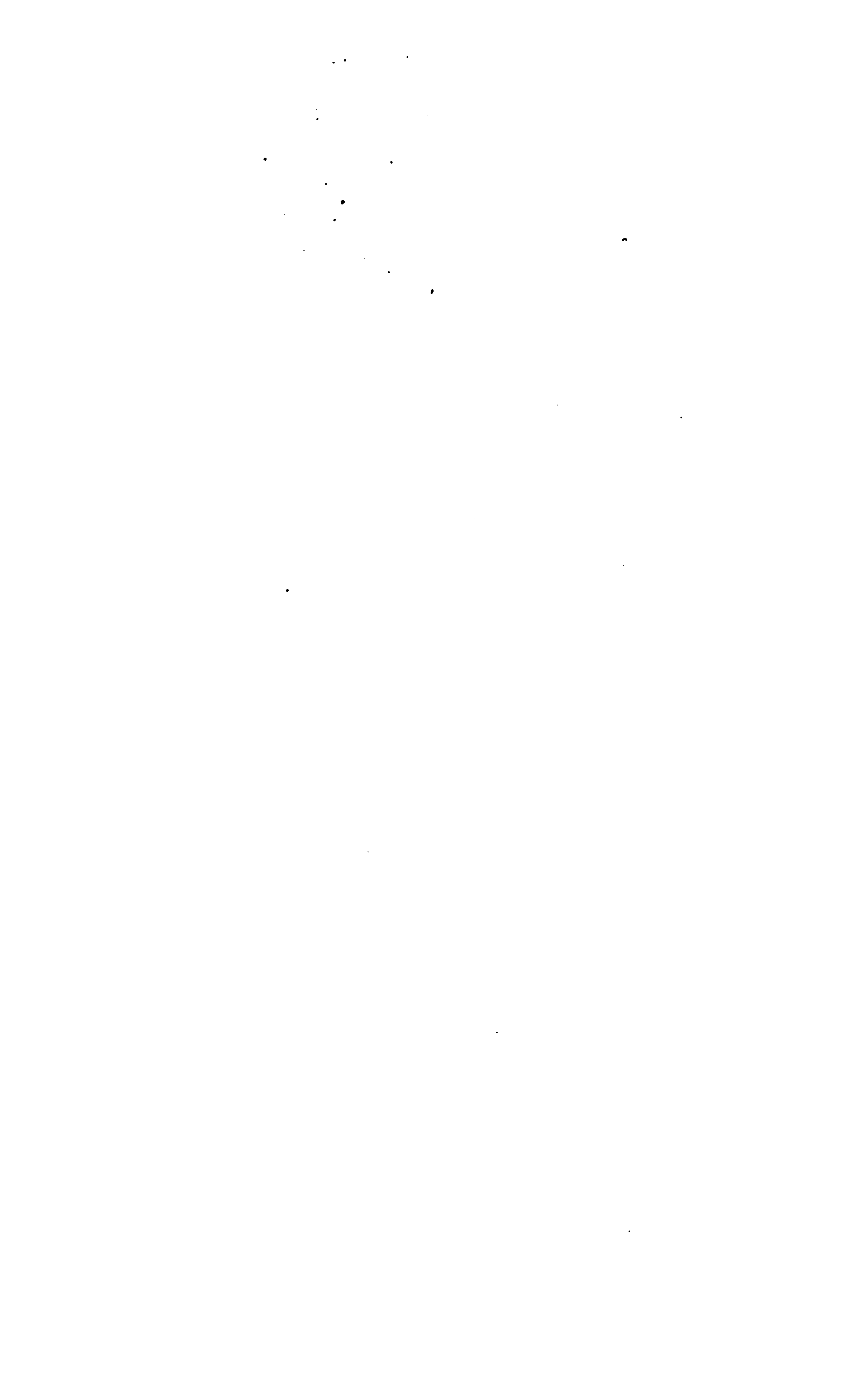
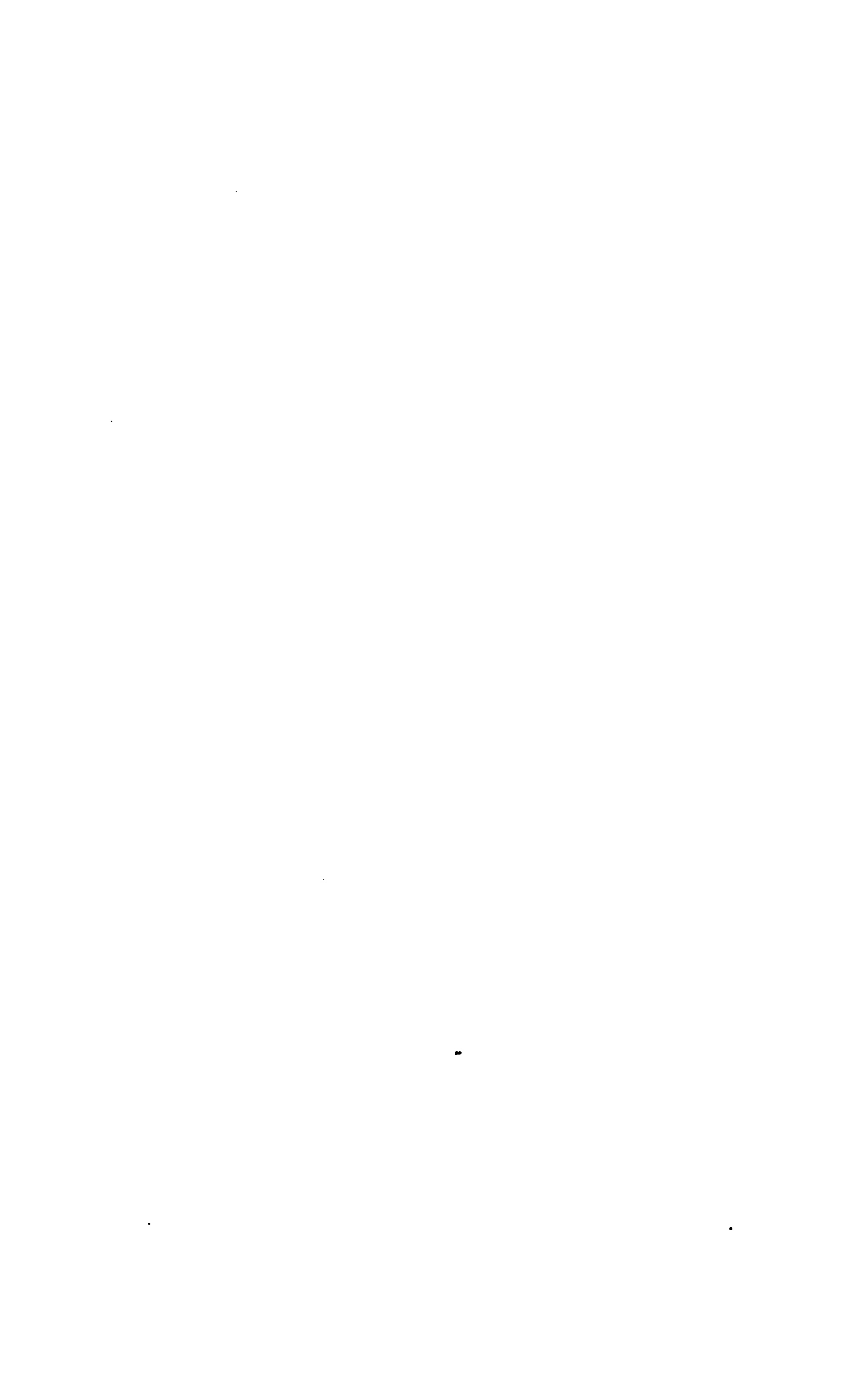










Anhang

an

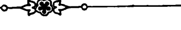
Goethes Werke.

Abtheilung

für

Gespräche.

8. Band.



Leipzig.

F. W. v. Biedermann.

1890.

Goethes Gespräche.

Herausgeber

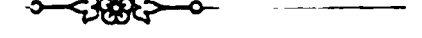
Woldemar Freiherr von Biedermann.

8. Band:

1831—1832

und

Nachträge.



Leipzig.

F. W. v. Biedermann.

1890.

Inhalt.

Seite

Zeitlich nicht näher bestimmbare Gespräche.

Nachträge.

Nachzügler.

Schlußäußerung.

Das dem VII. Bande von ‚Goethes Gesprächen‘ beigegebene ‚Vorgreifende Nachwort‘ hat geneigte Leser gefunden, und namentlich haben außer den dort schon dankbarst genannten und z. Th. wiederholt sich bemühenden Herren ferner, sei es durch Nachweis übersehener Gespräche, sei es durch Auskunftsertheilungen und sonstige Beihülfe freundliche Theilnahme für unser Werk bethätigt die Herren: Karl Breul in Cambridge (England), Kuno Francke in Cambridge (Massachusetts), Dr. E. Gigas in Kopenhagen, Eduard Grisebach in Berlin, Dr. Max Koch in Breslau, Dr. W. T. Hewett in Ithaka, Guglielmo Baron Locella in Dresden, Dr. Karl Ruland in Weimar, Dr. August Sauer in Prag, Dr. A. Schaeffler in Würzburg, Dr. Robert v. Schneider in Wien, Dr. Karl Schoenhardt in Stuttgart, Cölestin Schreyer in Dresden und Dr. H. Schwarzenbach in St. Gallen.

Diesen Herren bringe ich wärmsten Dank dar — auch für Nachweise, die ich wegen ihres entschieden zu bezweifelnden Werthes oder ihres Unwerthes zu berücksichtigen nicht vermochte. Nur einpaar ausgeschlossene Schriften will ich namhaft machen, damit das Übergehen derselben mir nicht als Übersehen zulast gelegt werde; dies sind:

Fliegende Blätter von Heinrich Künzel. Frankfurt a. M. 1839.

Ilius Pamphilia und die Ambrosia. Von Bettina Arnim. I, 2. Aufl. Leipzig 1848.

Lebenserinnerungen von Levin Schücking. II. Band. Breslau und Leipzig 1886.

Durch Nachforschung, die Herr Albert Cohn im British Museum zu London und Herr Dr. W. T. Hewett in Ithaka (N.-Y.) gütigst vorgenommen haben, ist übrigens festgestellt, daß in dem, in der ‚Vorbemerkung' zum I. Bande erwähnten Bericht über den Besuch, den der Nordamerikaner Dwight 1826 bei Goethe abgestattet hat, der Inhalt der dabei geführten Gespräche sich nicht mitgetheilt findet.

Durch die erhaltenen Nachweise, sowie die theils von mir selbst nachträglich aufgefundenen, theils zwar von Anfang an zur Aufnahme bestimmten, aber an der zeitfolgemäßigen Stelle ausgelassenen Stücke ist der

Stoff für den letzten Band so angewachsen, daß die Register darin nicht untergebracht werden konnten und daher für sie ein besonderes Heft gegeben werden muß, wodurch indessen die Benutzung bequemer wird.

Bei meiner Arbeit hat mich die lebhafte Theilnahme, die derselben von so vielen Seiten gewidmet worden ist, als der schönste Lohn innig beglückt.

Dresden am Wolfgangstage 1890.

Biedermann.

1324.

1831, 1. Januar.

Mit Eckermann.

Von Goethes Briefen an verschiedene Personen, wovon die Concepte seit dem Jahre 1807 geheftet aufbewahrt und vorhanden sind, habe ich in den letzten Wochen einige Jahrgänge sorgfältig betrachtet, und will nunmehr in nachstehenden Paragraphen einige allgemeine Bemerkungen niederschreiben, die bei einer künftigen Redaction und Herausgabe vielleicht möchten genutzt werden.

— — — — — — — — — — —

Heute nach Tische besprach ich mit Goethe die vorstehende Angelegenheit punktweise, wo er denn diesen meinen Vorschlägen seine beifällige Zustimmung gab. „Ich werde," sagte er, „in meinem Testament Sie zum Herausgeber dieser Briefe ernennen und darauf hindeuten, daß wir über das dabei zu beobachtende Verfahren im Allgemeinen miteinander einig geworden."

1325.

1831, 5. Januar.

Mit v. Müller.

Ich war von 6 bis 8 Uhr Abends bei ihm. Er genehmigte völlig den letzten Testamentsentwurf und

zeigte sich sehr dankbar dafür, daß ich ihm diese große Sorge von der Brust nahm. Wir sprachen dann von Sternberg's schöner Beschreibung seiner Fahrt nach Helgoland. Walter Scott's Briefe über Geistererscheinungen und Hexerei hatte Goethe eben gelesen und lobte sie sehr; auch berührte er Niebuhr's gehaltvollen Brief bei Übersendung des zweiten Theils seiner Römischen Geschichte, in deren Vorrede ein Zeitalter der Barbarei als Folge der französischen Revolutionen geweissagt wird. „Der Wahnsinn des französischen Hofes," äußerte Goethe, „hat den Talisman zerbrochen, der den Dämon der Revolutionen gefesselt hielt."

„Die Phantasie wird durch Niebuhr's Werk zerstört," sagte Goethe; aber die klare Einsicht gewinnt ungemein."

Darauf sprach er von dem merkwürdigen Condolenzbrief des Kaufmanns Massow in Calbe an Goethe und dessen Dankbrief an Vogel.

Goethe meinte: es müsse doch ein innerlicher, empfindungswarmer Mensch sein.

„Ja, ja, es leben doch hier und da noch gute Menschen, die durch meine Schriften erbaut worden. Wer sie und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen.

Die Abende in Calbe mögen manchmal lang sein; da freut sich denn so einer, wenn er eine Ahnung bekommt, was eigentlich im Menschen steckt. Aber was

hilft es ihm wohl? Zum rechten Durchdringen kommt es doch nicht leicht. Ach es ist unsäglich, wie sich die armen Menschen auf der Erde abquälen!"

Es schien ihm Bedürfniß diesen Abend recht viel, was mir interessant sein möchte, mitzutheilen. „Man sollte das öfter thun", sagte er; „oft kann man damit einem Freunde Freude machen und mancher gute Gedanke keimt dabei auf. Nun, wenn ich nur erst meine Testamentssorge vom Herzen habe, dann wollen wir wieder frisch auftreten. Zehn neue Bände meiner Schriften sind fast schon parat. Vom zweiten Theil des ‚Faust' der fünfte Act und der zweite fast ganz; der vierte muß noch gemacht werden, doch im Nothfall könnte man ihn sich selbst construiren, da der Schlußpunkt im fünften Act gegeben ist."

Ich fand Goethen diesen Abend ganz besonders liebenswürdig und mild, und ich jammerte fast wegeilen zu müssen, um Devrient noch in der ‚Aussteuer' [von Iffland] zu sehen.

1326.

1831, 17. Januar.

Mit Soret.

Ich fand Coudray bei Goethe in Betrachtung architektonischer Zeichnungen. Ich hatte ein Fünffrankenstück von 1830 mit dem Bildniß Karls X. bei mir, das ich vorzeigte. Goethe scherzte über den zu-

gespitzten Kopf. „Das Organ der Religiosität erscheint bei ihm sehr entwickelt," bemerkte er. „Ohne Zweifel hat er aus übergroßer Frömmigkeit nicht für nöthig gehalten, seine Schuld zu bezahlen; dagegen sind wir sehr tief in die seinige gerathen, indem wir es seinem Geniestreich verdanken, daß man jetzt in Europa so bald nicht wieder zur Ruhe kommen wird."

Wir sprachen darauf über ‚Rouge et Noir', welches Goethe für das beste Werk von Stendhal hält. „Doch kann ich nicht leugnen," fügte er hinzu, „daß einige seiner Frauencharaktere ein wenig zu romantisch sind. Indessen zeugen sie alle von großer Beobachtung und psychologischem Tiefblick, sodaß man denn dem Autor einige Unwahrscheinlichkeiten des Details gern verzeihen mag."

1327.

1831, 23. Januar.

Mit Soret und dem Erbgroßherzog.

Mit dem Prinzen bei Goethe. Seine Enkel amusirten sich mit Taschenspielerkunststückchen, worin besonders Walther geübt ist. „Ich habe nichts dawider," sagte Goethe, „daß die Knaben ihre müßigen Stunden mit solchen Thorheiten ausfüllen. Es ist, besonders in Gegenwart eines kleinen Publicums, ein herrliches Mittel zur Übung in freier Rede und Erlangung einiger körperlichen und geistigen Gewandtheit, woran wir

Deutschen ohnehin keinen Überfluß haben. Der Nachtheil allenfalls entstehender kleiner Eitelkeit wird durch solchen Gewinn vollkommen aufgewogen."

„„Auch sorgen schon die Zuschauer für die Dämpfung solcher Regungen,"" bemerkte ich, „„indem sie dem kleinen Künstler gewöhnlich sehr scharf auf die Finger sehen und schadenfroh genug sind, seine Fehlgriffe zu verhöhnen und seine kleinen Geheimnisse zu seinem Verdruß öffentlich aufzudecken.""

„Es geht ihnen wie den Schauspielern," versetzte Goethe, „die heute gerufen und morgen gepfiffen werden, wodurch denn alles im schönsten Gleise bleibt."

1328.

1831, 9. Februar.

Mit Eckermann.

Ich las gestern mit dem Prinzen in Vossens ‚Luise' weiter und hatte über das Buch für mich im Stillen manches zu bemerken. Die großen Verdienste der Darstellung der Localität und äußern Zustände der Personen entzückten mich, jedoch wollte mir erscheinen, daß das Gedicht eines höhern Gehaltes entbehre, welche Bemerkung sich mir besonders an solchen Stellen aufdrang, wo die Personen in wechselseitigen Reden ihr Inneres auszusprechen in dem Fall sind. Im ‚Vicar of Wakefield' ist auch ein Landprediger mit seiner Familie dargestellt, allein der Poet besaß eine höhere

Weltcultur, und so hat sich dieses auch seinen Personen mitgetheilt, die alle ein mannigfaltigeres Innere an den Tag legen. In der ‚Luise‘ steht alles auf dem Niveau einer beschränkten mittlern Cultur, und so ist freilich immer genug da, um einen gewissen Kreis von Lesern durchaus zu befriedigen. Die Verse betreffend, so wollte es mir vorkommen, als ob der Hexameter für solche beschränkte Zustände viel zu prätentiös, auch oft ein wenig gezwungen und geziert sei, und daß die Perioden nicht immer natürlich genug hinfließen, um bequem gelesen zu werden.

Ich äußerte mich über diesen Punkt heute Mittag bei Tische gegen Goethe. „Die frühern Ausgaben jenes Gedichts,“ sagte er, „sind in solcher Hinsicht weit besser, sodaß ich mich erinnere, es mit Freuden vorgelesen zu haben. Später jedoch hat Voß viel daran gekünstelt und aus technischen Grillen das Leichte, Natürliche der Verse verdorben. Überhaupt geht alles jetzt auf's Technische aus, und die Herren Kritiker fangen an zu quengeln, ob in einem Reim ein s auch wieder auf ein s komme und nicht etwa ein ß auf ein s. Wäre ich noch jung und verwegen genug, so würde ich absichtlich gegen alle solche technische Grillen verstoßen, ich würde Alliterationen, Assonanzen und falsche Reime, alles gebrauchen, wie es mir käme und bequem wäre, aber ich würde auf die Hauptsache losgehen und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen.“

1329.

1831, 11. Februar.

Mit Eckermann.

Heute bei Tische erzählte mir Goethe, daß er den vierten Act des „Faust“ angefangen habe und so fortzufahren gedenke, welches mich sehr beglückte.

Sodann sprach er mit großem Lobe über Karl Schöne, einen jungen Philologen in Leipzig, der ein Werk über die Costüme in den Stücken des Euripides geschrieben und, bei großer Gelehrsamkeit, doch davon nicht mehr entwickelt habe als eben zu seinen Zwecken nöthig.

„Ich freue mich,“ sagte Goethe, „wie er mit productivem Sinn auf die Sache losgeht, während andere Philologen der letzten Zeit sich gar zu viel mit dem Technischen und mit langen und kurzen Silben zu schaffen gemacht haben.

Es ist immer ein Zeichen einer unproductiven Zeit, wenn sie so ins Kleinliche des Technischen geht, und ebenso ist es ein Zeichen eines unproductiven Individuums, wenn es sich mit dergleichen befaßt.

Und dann sind auch wieder andere Mängel hinderlich. So finden sich z. B. im Grafen Platen fast alle Haupterfordernisse eines guten Poeten: Einbildungskraft, Erfindung, Geist, Productivität besitzt er im hohen Grade, auch findet sich bei ihm eine vollkommene technische Ausbildung und ein Studium und ein Ernst

wie bei wenigen andern, allein ihn hindert seine unselige polemische Richtung.

Daß er in der großen Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der deutschen Literatur nicht vergessen kann, ist einem so hohen Talent gar nicht zu verzeihen. Der ‚Romantische Ödipus‘ trägt Spuren, daß, besonders was das Technische betrifft, gerade Platen der Mann war, um die beste deutsche Tragödie zu schreiben, allein nachdem er in gedachtem Stück die tragischen Motive parodistisch gebraucht hat, wie will er jetzt noch in allem Ernst eine Tragödie machen!

Und dann, was nie genug bedacht wird: solche Händel occupiren das Gemüth, die Bilder unserer Feinde werden zu Gespenstern, die zwischen aller freien Production ihren Spuk treiben und in einer ohnehin zarten Natur große Unordnung anrichten. Lord Byron ist an seiner polemischen Richtung zu Grunde gegangen, und Platen hat Ursache, zur Ehre der deutschen Literatur von einer so unerfreulichen Bahn für immer abzulenken."

1330.

1831, 12. Februar.

Mit Eckermann.

Ich lese im Neuen Testament und gedenke eines Bildes, das Goethe mir in diesen Tagen zeigte, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus, ihm

auf den Wellen entgegenkommend, in einem Augenblick anwandelnder Muthlosigkeit sogleich einzusinken anfängt.

Es ist dies eine der schönsten Legenden," sagte Goethe, „die ich vor allen lieb habe. Es ist darin die hohe Lehre ausgesprochen, daß der Mensch durch Glauben und frischen Muth im schwierigsten Unternehmen siegen werde, dagegen bei anwandelndem geringstem Zweifel sogleich verloren sei."

1331.

1831, 13. Februar.

Mit Eckermann.

Bei Goethe zu Tische. Er erzählt mir, daß er im vierten Act des ‚Faust' fortfahre, und daß ihm jetzt der Anfang so gelungen, wie er es gewünscht. „Das, was geschehen sollte," sagte er, „hatte ich, wie Sie wissen, längst; allein mit dem Wie war ich noch nicht ganz zufrieden, und da ist es mir nun lieb, daß mir gute Gedanken gekommen sind. Ich werde nun diese ganze Lücke, von der ‚Helena' bis zum fertigen fünften Act, durcherfinden und in einem ausführlichen Schema niederschreiben, damit ich sodann mit völligem Behagen und Sicherheit ausführen und an den Stellen arbeiten kann, die mich zunächst anmuthen. Dieser Act bekommt wieder einen ganz eigenen Charakter, sodaß er, wie eine für sich bestehende kleine Welt, das

Übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt."

„„Er wird also,"" sagte ich, „„völlig im Charakter des Übrigen sein; denn im Grunde sind doch der Auerbach'sche Keller, die Hexenküche, der Blocksberg, der Reichstag, die Maskerade, das Papiergeld, das Laboratorium, die Classische Walpurgisnacht, die Helena lauter für sich bestehende kleine Weltenkreise, die, in sich abgeschlossen, wohl aufeinander wirken, aber doch einander wenig angehen. Dem Dichter liegt daran, eine mannigfaltige Welt auszusprechen, und er benutzt die Fabel eines berühmten Helden bloß als eine Art von durchgehender Schnur, um darauf aneinanderzureihen was er Lust hat. Es ist mit der ‚Odyssee' und dem ‚Gil-Blas' auch nicht anders.""

„Sie haben vollkommen recht," sagte Goethe; „auch kommt es bei einer solchen Composition bloß darauf an, daß die einzelnen Massen bedeutend und klar seien' während es als ein Ganzes immer incommensurabel bleibt, aber eben deswegen gleich einem unaufgelösten Problem die Menschen zu wiederholter Betrachtung immer wieder anlockt."

Ich erzählte sodann von dem Brief eines jungen Militärs, dem ich nebst andern Freunden gerathen hatte, in ausländische Dienste zu gehen, und der nun, da er die fremden Zustände nicht nach seinem Sinne gefunden, auf alle diejenigen schilt, die ihm gerathen.

„Es ist mit dem Rathgeben ein eigenes Ding," sagte Goethe, „und wenn man eine Weile in der Welt gesehen hat, wie die gescheidtesten Dinge mißlingen und das Absurdeste oft zu einem glücklichen Ziele führt, so kommt man wohl davon zurück, jemanden einen Rath ertheilen zu wollen. Imgrunde ist es auch von dem, der einen Rath verlangt, eine Beschränktheit und von dem, der ihn giebt, eine Anmaßung. Man sollte nur Rath geben in Dingen, in denen man selber mitwirken will. Bittet mich ein anderer um guten Rath, so sage ich wohl, daß ich bereit sei ihn zu geben, jedoch nur mit dem Beding, daß er versprechen wolle nicht danach zu handeln."

Das Gespräch lenkte sich auf das Neue Testament, indem ich erzählte, daß ich die Stelle nachgelesen, wo Christus auf dem Meere wandelt und Petrus ihm entgegengeht. „„Wenn man die Evangelisten lange nicht gelesen,"" sagte ich, „„so erstaunt man immer wieder über die sittliche Großheit der Figuren. Man findet in den hohen Anforderungen an unsere moralische Willenskraft auch eine Art von kategorischem Imperativ.""

„Besonders," sagte Goethe, „finden Sie den kategorischen Imperativ des Glaubens, welches sodann Mohammed noch weiter getrieben hat."

„„Übrigens,"" sagte ich, „„sind die Evangelisten, wenn man sie näher ansieht, voller Abweichungen und Widersprüche, und die Bücher müssen wunderliche Schicksale

gehabt haben, ehe sie so beisammengebracht sind, wie wir sie nun haben."

„Es ist ein Meer auszutrinken, sagte Goethe, „wenn man sich in eine historische und kritische Untersuchung dieserhalb einläßt. Man thut immer besser, sich ohne weiteres an das zu halten, was wirklich da ist, und sich davon anzueignen, was man für seine sittliche Cultur und Stärkung gebrauchen kann. Übrigens ist es hübsch, sich die Localität deutlich zu machen, und da kann ich Ihnen nichts Besseres empfehlen als das herrliche Buch von Röhr über Palästina. Der verstorbene Großherzog hatte über dieses Buch eine solche Freude, daß er es zweimal kaufte, indem er das erste Exemplar, nachdem er es gelesen, der Bibliothek schenkte und das andere für sich behielt, um es immer in seiner Nähe zu haben.""

Ich wunderte mich über des Großherzogs Theilnahme an solchen Dingen. „Darin," sagte Goethe, „war er groß. Er hatte Interesse für alles, wenn es einigermaßen bedeutend war, es mochte nun in ein Fach schlagen in welches es wollte. Er war immer vorschreitend, und was in der Zeit irgend an guten neuen Erfindungen und Einrichtungen hervortrat, suchte er bei sich einheimisch zu machen. Wenn etwas mißlang, so war davon weiter nicht die Rede. Ich dachte oft wie ich dies oder jenes Verfehlte bei ihm entschuldigen wollte, allein er ignorirte jedes Mißlingen auf die heiterste Weise und ging immer sogleich wieder auf

etwas Neues los. Es war dieses eine eigene Größe seines Wesens, und zwar nicht durch Bildung gewonnen, sondern angeboren."

Zum Nachtisch betrachteten wir einige Kupfer nach neuesten Meistern, besonders im landschaftlichen Fach, wobei mit Freuden bemerkt wurde, daß daran nichts Falsches wahrzunehmen. „Es ist seit Jahrhunderten so viel Gutes in der Welt," sagte Goethe, „daß man sich billig nicht wundern sollte, wenn es wirkt und wieder Gutes hervorruft."

„„Es ist nur das Üble,"" sagte ich, „„daß es so viele falsche Lehren giebt, und daß ein junges Talent nicht weiß, welchem Heiligen es sich widmen soll.""

„Davon haben wir Proben," sagte Goethe; „wir haben ganze Generationen an falschen Maximen verloren gehen und leiden sehen, und haben selber darunter gelitten. Und nun in unsern Tagen die Leichtigkeit, jeden Irrthum durch den Druck sogleich allgemein predigen zu können! Mag ein solcher Kunstrichter nach einigen Jahren auch besser denken, und mag er auch seine bessere Überzeugung öffentlich verbreiten, seine Irrlehre hat doch unterdeß gewirkt und wird auch künftig gleich einem Schlingkraut neben dem Guten immer fortwirken. Mein Trost ist nur, daß ein wirklich großes Talent nicht irrezuleiten und nicht zu verderben ist."

Wir betrachteten die Kupfer weiter. „Es sind wirklich gute Sachen," sagte Goethe; „Sie sehen reine

hübsche Talente, die was gelernt und die sich Geschmack und Kunst in bedeutendem Grade angeeignet haben. Allein doch fehlt diesen Bildern allen etwas und zwar: das Männliche. — Merken Sie sich dieses Wort, und unterstreichen Sie es. Es fehlt den Bildern eine gewisse zudringliche Kraft, die in früheren Jahrhunderten sich überall aussprach und die dem jetzigen fehlt, und zwar nicht bloß in Werken der Malerei, sondern auch in allen übrigen Künsten. Es lebt ein schwächeres Geschlecht, von dem sich nicht sagen läßt, ob es so ist durch die Zeugung oder durch eine schwächere Erziehung und Nahrung."

„„Man sieht aber dabei,"" sagte ich, „„wie viel in den Künsten auf eine große Persönlichkeit ankommt, die freilich in frühern Jahrhunderten besonders zu Hause war. Wenn man in Venedig vor den Werken von Tizian und Paul Veronese steht, so empfindet man den gewaltigen Geist dieser Männer in ihrem ersten Aperçu von dem Gegenstande wie in der letzten Ausführung. Ihr großes energisches Empfinden hat die Glieder des ganzen Bildes durchdrungen, und diese höhere Gewalt der künstlerischen Persönlichkeit dehnt unser eigenes Wesen aus und erhebt uns über uns selbst, wenn wir solche Werke betrachten. Dieser männliche Geist, von dem Sie sagen, findet sich auch ganz besonders in den Rubens'schen Landschaften. Es sind freilich auch nur Bäume, Erdboden, Wasser, Felsen und Wolken, allein seine kräftige Gesinnung ist in die

Formen gefahren, und so sehen wir zwar immer die bekannte Natur, allein wir sehen sie von der Gewalt des Künstlers durchdrungen und nach seinem Sinne von Neuem hervorgebracht.““

„Allerdings,“ sagte Goethe, „ist in der Kunst und Poesie die Persönlichkeit alles, allein doch hat es unter den Kritikern und Kunstrichtern der neuesten Zeit schwache Personnagen gegeben, die dieses nicht zugestehen und die eine große Persönlichkeit bei einem Werke der Poesie oder Kunst nur als eine Art von geringer Zugabe wollten betrachtet wissen.

Aber freilich, um eine große Persönlichkeit zu empfinden und zu ehren, muß man auch wiederum selber etwas sein. Alle, die dem Euripides das Erhabene abgesprochen, waren arme Heringe und einer solchen Erhebung nicht fähig, oder sie waren unverschämte Charlatane, die durch Anmaßlichkeit in den Augen einer schwachen Welt mehr aus sich machen wollten und auch wirklich machten, als sie waren.“

1332.

1831, 14. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er hatte die ‚Memoiren‘ des General Rapp gelesen, wodurch das Gespräch auf Napoleon kam, und welch ein Gefühl die Madame Lätitia müsse gehabt haben, sich als Mutter so vieler

Helden und einer so gewaltigen Familie zu wissen. „Sie hatte Napoleon, ihren zweiten Sohn, geboren als sie achtzehn Jahre alt war und ihr Gemahl dreiundzwanzig, sodaß also die frischeste Jugendkraft der Eltern seinem physischen Theile zu gute kam. Neben ihm gebiert sie drei andere Söhne, alle bedeutend begabt, tüchtig und energisch in weltlichen Dingen und alle mit einem gewissen poetischen Talent. Auf solche vier Söhne folgen drei Töchter, und zuletzt Jérôme, der am schwächsten von allen ausgestattet gewesen zu sein scheint.

Das Talent ist freilich nicht erblich, allein es will eine tüchtige physische Unterlage, und da ist es denn keineswegs einerlei, ob jemand der Erst- oder Letztgeborene, und ob er von kräftigen und jungen, oder von schwachen und alten Eltern ist gezeugt worden."

„„Merkwürdig ist,"" sagte ich, „„daß sich von allen Talenten das musikalische am frühesten zeigt, sodaß Mozart in seinem fünften, Beethoven in seinem achten, und Hummel in seinem neunten Jahre schon die nächste Umgebung durch Spiel und Compositionen in Erstaunen setzten.""

„Das musikalische Talent," sagte Goethe, „kann sich wohl am frühesten zeigen, indem die Musik ganz etwas Angeborenes, Inneres ist, das von außen keiner großen Nahrung und keiner aus dem Leben gezogenen Erfahrung bedarf. Aber freilich eine Erscheinung wie Mozart bleibt immer ein Wunder, das nicht weiter zu

erklären ist. Doch wie wollte die Gottheit überall Wunder zu thun Gelegenheit finden, wenn sie es nicht zuweilen in außerordentlichen Individuen versuchte, die wir anstaunen, und nicht begreifen woher sie kommen!"

1333.

1831, 15. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Ich erzähle ihm vom Theater: er lobt das gestrige Stück, ‚Heinrich der Dritte' von Dumas, als ganz vortrefflich, findet jedoch natürlich, daß es für das Publikum nicht die rechte Speise gewesen. „Ich hätte es unter meiner Direction nicht zu bringen gewagt," sagte er; „denn ich erinnere mich noch gar wohl, was wir mit dem ‚Standhaften Prinzen' für Noth gehabt, um ihn beim Publikum einzuschwärzen, der doch noch weit menschlicher und poetischer ist und im Grunde weit näher liegt als ‚Heinrich der Dritte'."

Ich rede vom ‚Groß-Kophta' den ich in diesen Tagen abermals gelesen. Ich gehe die einzelnen Scenen gesprächsweise durch und schließe mit dem Wunsch, es einmal auf der Bühne zu sehen.

„Es ist mir lieb," sagte Goethe, „daß Ihnen das Stück gefällt, und daß Sie herausfinden was ich hineingearbeitet habe. Es war im Grunde keine ge-

ringe Operation, ein ganz reales Factum erst poetisch und dann theatralisch zu machen. Und doch werden Sie zugeben, daß das Ganze recht eigentlich für die Bühne gedacht ist. Schiller war auch sehr für das Stück, und wir haben es einmal gegeben, wo es sich denn für höhere Menschen wirklich brillant machte. Für das Publikum im Allgemeinen jedoch ist es nicht; die behandelten Verbrechen behalten immer etwas Apprehensives, wobei es den Leuten nicht heimlich ist. Es fällt seinem verwegenen Charakter nach ganz in den Kreis der ‚Clara Gazul', und der französische Dichter könnte mich wirklich beneiden, daß ich ihm ein so gutes Sujet weggenommen. Ich sage: ein so gutes Sujet; denn im Grunde ist es nicht bloß von sittlicher, sondern auch von großer historischer Bedeutung; das Factum geht der Französischen Revolution unmittelbar voran und ist davon gewissermaßen das Fundament. Die Königin, der fatalen Halsbandgeschichte so nahe verflochten, verlor ihre Würde, ja ihre Achtung, und so hatte sie denn in der Meinung des Volks den Standpunkt verloren, um unantastbar zu sein. Der Haß schadet niemanden, aber die Verachtung ist es, was den Menschen stürzt. Kotzebue wurde lange gehaßt, aber damit der Dolch des Studenten sich an ihn wagen konnte, mußten ihn gewisse Journale erst verächtlich machen."

1334.

1831, 17. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Ich bringe ihm seinen ‚Aufenthalt in Karlsbad‘ vom Jahre 1807, dessen Redaction ich am Morgen beendigt. Wir reden über kluge Stellen, die darin als flüchtige Tagesbemerkungen vorkommen. „Man meint immer,“ sagte Goethe lachend, „man müsse alt werden um gescheidt zu sein; im Grunde aber hat man bei zunehmenden Jahren zu thun, sich so klug zu erhalten als man gewesen ist. Der Mensch wird in seinen verschiedenen Lebensstufen wohl ein anderer, aber er kann nicht sagen, daß er ein besserer werde, und er kann in gewissen Dingen so gut in seinem zwanzigsten Jahre recht haben als in seinem sechzigsten.

Man sieht freilich die Welt anders in der Ebene, anders auf den Höhen des Vorgebirgs, und anders auf den Gletschern des Urgebirgs. Man sieht auf dem einen Standpunkt ein Stück Welt mehr als auf dem andern; aber das ist auch alles, und man kann nicht sagen, daß man auf dem einen mehr recht hätte als auf dem andern. Wenn daher ein Schriftsteller aus verschiedenen Stufen seines Lebens Denkmale zurückläßt, so kommt es vorzüglich darauf an, daß er ein angeborenes Fundament und Wohlwollen besitze, daß er auf jeder Stufe rein gesehen und empfunden, und daß er ohne Nebenzwecke gerade und treu gesagt habe

wie er gedacht. Dann wird sein Geschriebenes, wenn es auf der Stufe recht war, wo es entstanden, auch ferner recht bleiben, der Autor mag sich auch später entwickeln und verändern wie er wolle."

Ich gab diesen guten Worten meine vollkommene Beistimmung. „Es kam mir in diesen Tagen ein Blatt Maculatur in die Hände," fuhr Goethe fort, „das ich las. Hm! sagte ich zu mir selber, was da geschrieben steht, ist gar nicht so unrecht, du denkst auch nicht anders und würdest es auch nicht viel anders gesagt haben. Als ich aber das Blatt recht besehe, war es ein Stück aus meinen eigenen Werken; denn da ich immer vorwärts strebe, so vergesse ich was ich geschrieben habe, wo ich denn sehr bald in den Fall komme, meine Sachen als etwas durchaus Fremdes anzusehen."

Ich erkundigte mich nach dem ‚Faust', und wie er vorrücke. „Der läßt mich nun nicht wieder los," sagte Goethe, „ich denke und erfinde täglich daran fort. Ich habe nun auch das ganze Manuscript des zweiten Theils heute heften lassen, damit es mir als eine sinnliche Masse vor Augen sei. Die Stelle des fehlenden vierten Actes habe ich mit weißem Papier ausgefüllt, und es ist keine Frage, daß das Fertige anlockt und reizt, um das zu vollenden, was noch zu thun ist. Es liegt in solchen sinnlichen Dingen mehr als man denkt, und man muß dem Geistigen mit allerlei Künsten zu Hilfe kommen."

Goethe ließ den gehefteten neuen ‚Faust‘ hereinbringen, und ich war erstaunt über die Masse des Geschriebenen, das im Manuscript als ein guter Folioband mir vor Augen war.

„„Es ist doch alles —““ sagte ich — „„seit den sechs Jahren gemacht, die ich hier bin, und doch haben Sie bei dem andern Vielen, was seitdem geschehen, nur sehr wenige Zeit darauf verwenden können. Man sieht aber, wie etwas heranwächst, wenn man auch nur hin und wieder etwas hinzuthut.““

„Davon überzeugt man sich besonders wenn man älter wird,“ sagte Goethe, „während die Jugend glaubt es müsse alles an Einem Tage geschehen. Wenn aber das Glück mir günstig ist, und ich mich ferner wohl befinde, so hoffe ich in den nächsten Frühlingsmonaten am vierten Act sehr weit zu kommen. Es war auch dieser Act, wie Sie wissen, längst erfunden, allein da sich das Übrige während der Ausführung so sehr gesteigert hat, so kann ich jetzt von der frühern Erfindung nur das Allgemeinste brauchen, und ich muß nun auch dieses Zwischenstück durch neue Erfindungen so heranheben, daß es dem andern gleich werde.

„„Es kommt doch in diesem zweiten Theil —““ sagte ich — „„eine weit reichere Welt zur Erscheinung als im ersten.““

„Ich sollte denken,“ sagte Goethe. „Der erste Theil ist fast ganz subjectiv; es ist alles aus einem befangenern, leidenschaftlichern Individuum hervorgegangen

welches Halbdunkel den Menschen auch so wohlthun mag. Im zweiten Theile aber ist fast gar nichts Subjectives, es erscheint hier eine höhere, breitere, hellere, leidenschaftlosere Welt, und wer sich nicht etwas umgethan und einiges erlebt hat, wird nichts damit anzufangen wissen."

„„Es sind darin einige Denkübungen,"" sagte ich, „„und es möchte auch mitunter einige Gelehrsamkeit erfordert werden. Es ist mir nur lieb, daß ich Schellings Büchlein über die Kabiren gelesen, und daß ich nun weiß, wohin Sie in jener famosen Stelle der ‚Classischen Walpurgisnacht' deuten.""

„Ich habe immer gefunden," sagte Goethe lachend, „daß es gut sei, etwas zu wissen."

1335.

1831, 18. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Wir reden über verschiedene Regierungsformen, und es kommt zur Sprache, welche Schwierigkeiten ein zu großer Liberalismus habe, indem er die Anforderungen der einzelnen hervorrufe, und man vor lauter Wünschen zuletzt nicht wisse, welche man befriedigen solle. Man werde finden, daß man von oben herab mit zu großer Güte, Milde und moralischer Delicatesse auf die Länge nicht durchkomme, indem man eine gemischte und mitunter verruchte Welt

zu behandeln und in Respect zu erhalten habe. Es wird zugleich erwähnt, daß das Regierungsgeschäft ein sehr großes Metier sei, das den ganzen Menschen verlange, und daß es daher nicht gut, wenn ein Regent zu große Nebenrichtungen, wie z. B. eine vorwaltende Tendenz zu den Künsten, habe, wodurch nicht allein das Interesse des Fürsten, sondern auch die Kräfte des Staats gewissen nöthigern Dingen entzogen würden. Eine vorwaltende Neigung zu den Künsten sei mehr die Sache reicher Privatleute.

Goethe erzählte mir sodann, daß seine ‚Metamorphose der Pflanzen‘ mit Sorets Übersetzung gut vorrücke, und daß ihm bei der jetzigen nachträglichen Bearbeitung dieses Gegenstandes, besonders der Spirale, ganz unerwartet günstige Dinge von außen zu Hilfe kommen. „Wir beschäftigen uns,“ sagte er, „wie Sie wissen, mit dieser Übersetzung schon länger als seit einem Jahre, es sind tausend Hindernisse dazwischengetreten, das Unternehmen hat oft ganz widerwärtig gestockt, und ich habe es oft im Stillen verwünscht. Nun aber komme ich in den Fall, alle diese Hindernisse zu verehren, indem im Laufe dieser Zögerungen außerhalb, bei andern trefflichen Menschen, Dinge herangereift sind, die jetzt als das schönste Wasser auf meine Mühle mich über alle Begriffe weiter bringen und meine Arbeit einen Abschluß erlangen lassen, wie es vor einem Jahre nicht wäre denkbar gewesen. Dergleichen ist mir in meinem Leben öfter begegnet, und man kommt

dahin, in solchen Fällen an eine höhere Einwirkung, an etwas Dämonisches zu glauben, das man anbetet, ohne sich anzumaßen es weiter erklären zu wollen."

1336.

1831, 19. Februar.

Mit Eckermann und Karl Vogel.

Bei Goethe zu Tische mit Hofrath Vogel. Goethen war eine Broschüre [von Lappenberg] über die Insel Helgoland zugekommen, worin er mit großem Interesse las und uns das Wesentlichste daraus mittheilte.

Nach den Gesprächen über eine so eigenthümliche Localität kamen ärztliche Dinge an die Reihe, und Vogel erzählte als das Neueste des Tages von den natürlichen Blattern, die trotz aller Impfung mit einem Male wieder in Eisenach hervorgebrochen seien und in kurzer Zeit bereits viele Menschen hingerafft hätten.

„Die Natur," sagte Vogel, „spielt einem doch immer einmal wieder einen Streich, und man muß sehr aufpassen, wenn eine Theorie gegen sie ausreichen soll. Man hielt die Schutzblattern so sicher und so untrüglich, daß man ihre Einimpfung zum Gesetz machte; nun aber dieser Vorfall in Eisenach, wo die Geimpften von den natürlichen dennoch befallen worden, macht die Unfehlbarkeit der Schutzblattern verdächtig und schwächt die Motive für das Ansehen des Gesetzes."

„„Dennoch aber —““ sagte Goethe — „„bin ich dafür, daß man von dem strengen Gebot der Impfung auch ferner nicht abgehe, indem solche kleine Ausnahmen gegen die unübersehbaren Wohlthaten des Gesetzes gar nicht in Betracht kommen.““

„Ich bin auch der Meinung,“ sagte Vogel, „und möchte sogar behaupten, daß in allen solchen Fällen, wo die Schutzblattern vor den natürlichen nicht gesichert, die Impfung mangelhaft gewesen ist. Soll nämlich die Impfung schützen, so muß sie so stark sein, daß Fieber entsteht; ein bloßer Hautreiz ohne Fieber schützt nicht. Ich habe daher heute in der Session den Vorschlag gethan, eine verstärkte Impfung der Schutzblattern allen im Lande damit Beauftragten zur Pflicht zu machen.“

„„Ich hoffe, daß Ihr Vorschlag durchgegangen ist,““ sagte Goethe, „„sowie ich immer dafür bin, strenge auf ein Gesetz zu halten, zumal in einer Zeit wie die jetzige, wo man aus Schwäche und übertriebener Liberalität überall mehr nachgiebt als billig.““

Es kam sodann zur Sprache, daß man jetzt auch in der Zurechnungsfähigkeit der Verbrecher anfange weich und schlaff zu werden, und daß ärztliche Zeugnisse und Gutachten oft dahin gehen, dem Verbrecher an der verwirkten Strafe vorbei zu helfen. Bei dieser Gelegenheit lobte Vogel einen jungen Physicus, der in ähnlichen Fällen immer Charakter zeige, und der noch kürzlich bei dem Zweifel eines Gerichts, ob eine

gewisse Kindesmörderin für zurechnungsfähig zu halten, sein Zeugniß dahin ausgestellt habe, daß sie es allerdings sei.

1337.

1831, 20. Februar.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Er eröffnet mir, daß er meine Beobachtung über die blauen Schatten im Schnee, daß sie nämlich aus dem Wiederschein des blauen Himmels entstehen, geprüft habe und für richtig anerkenne. „Es kann jedoch beides zugleich wirken," sagte er, „und die durch das gelbliche Licht erregte Forderung kann die blaue Erscheinung verstärken." Ich gebe dieses vollkommen zu und freue mich, daß Goethe mir endlich beistimmt.

„„Es ärgert mich nur,"" sagte ich, „„daß ich meine Farbenbeobachtungen am Monte-Rosa und Montblanc nicht an Ort und Stelle im Detail niedergeschrieben habe. Das Hauptresultat jedoch war, daß in einer Entfernung von achtzehn bis zwanzig Stunden mittags bei der hellsten Sonne der Schnee gelb, ja röthlichgelb erschien, während die schneefreien dunkeln Theile des Gebirgs im entschiedensten Blau herübersahen. Das Phänomen überraschte mich nicht, indem ich mir hatte vorhersagen können, daß die gehörige Masse von zwischenliegender Trübe dem die Mittagssonne reflectirenden

weißen Schnee einen tiefgelben Ton geben würde, aber das Phänomen freute mich besonders aus dem Grunde, weil es die irrige Ansicht einiger Naturforscher, daß die Luft eine blaufärbende Eigenschaft besitze, so ganz entschieden widerlegt; denn wäre die Luft in sich bläulich, so hätte eine Masse von zwanzig Stunden, wie sie zwischen mir und dem Monte-Rosa lag, den Schnee müssen hellblau oder weißbläulich durchscheinen lassen, aber nicht gelb und gelbröthlich.""

„Die Beobachtung," sagte Goethe, „ist von Bedeutung und widerlegt jenen Irrthum durchaus."

„„Imgrunde —"" sagte ich — „„ist die Lehre vom Trüben sehr einfach, sodaß man gar zu leicht zu dem Glauben verführt wird, man könne sie einem andern in wenig Tagen und Stunden überliefern; das Schwierige aber ist, nun mit dem Gesetz zu operiren und ein Urphänomen in tausendfältig bedingten und verhüllten Erscheinungen immer wiederzuerkennen.""

„Ich möchte es dem Whist vergleichen," sagte Goethe, „dessen Gesetze und Regeln auch gar leicht zu überliefern sind, das man aber sehr lange gespielt haben muß, um darin ein Meister zu sein. Überhaupt lernt Niemand etwas durch bloßes Anhören, und wer sich in gewissen Dingen nicht selbst thätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb."

Goethe erzählte mir sodann von dem Buche eines jungen Physikers [Vaucher, Histoire philosophique des plantes d'Europe], das er loben müsse wegen der Klar-

heit, mit der es geschrieben, und dem er die theologische Richtung gern nachsehe.

„Es ist dem Menschen natürlich,“ sagte Goethe, „sich als das Ziel der Schöpfung zu betrachten und alle übrigen Dinge nur in Bezug auf sich und insofern sie ihm dienen und nützen. Er bemächtigt sich der vegetabilischen und animalischen Welt, und indem er andere Geschöpfe als passende Nahrung verschlingt, erkennt er seinen Gott und preist dessen Güte, die so väterlich für ihn gesorgt. Der Kuh nimmt er die Milch, der Biene den Honig, dem Schaf die Wolle, und indem er den Dingen einen ihm nützlichen Zweck giebt, glaubt er auch, daß sie dazu sind geschaffen worden. Ja, er kann sich nicht denken, daß nicht auch das kleinste Kraut für ihn da sei, und wenn er dessen Nutzen noch gegenwärtig nicht erkannt hat, so glaubt er doch, daß solches sich künftig ihm gewiß entdecken werde.

Und wie der Mensch nun im allgemeinen denkt, so denkt er auch im Besondern, und er unterläßt nicht, seine gewohnte Ansicht aus dem Leben auch in die Wissenschaft zu tragen und auch bei den einzelnen Theilen eines organischen Wesens nach deren Zweck und Nutzen zu fragen.

Dies mag auch eine Weile gehen, und er mag auch in der Wissenschaft eine Weile damit durchkommen, allein gar bald wird er auf Erscheinungen stoßen, wo er mit einer so kleinen Ansicht nicht aus-

reicht, und wo er ohne höhern Halt sich in lauter Widersprüchen verwickelt.

Solche Nützlichkeitslehrer sagen wohl: der Ochse habe Hörner, um sich damit zu wehren. Nun frage ich aber: Warum hat das Schaf keine? und wenn es welche hat, warum sind sie ihm um die Ohren gewickelt, sodaß sie ihm zu nichts dienen?

Etwas anderes aber ist es, wenn ich sage: Der Ochse wehrt sich mit seinen Hörnern, weil er sie hat.

Die Frage nach dem Zweck, die Frage Warum? ist durchaus nicht wissenschaftlich. Etwas weiter aber kommt man mit der Frage Wie? Denn wenn ich frage: Wie hat der Ochse Hörner? so führt mich das auf die Betrachtung seiner Organisation und belehrt mich zugleich, warum der Löwe keine Hörner hat und haben kann.

So hat der Mensch in seinem Schädel zwei unausgefüllte hohle Stellen. Die Frage Warum? würde hier nicht weit reichen, wogegen aber die Frage Wie? mich belehrt, daß diese Höhlen Reste des thierischen Schädels sind, die sich bei solchen geringen Organisationen in stärkerm Maße befinden, und die sich beim Menschen trotz seiner Höhe noch nicht ganz verloren haben.

Die Nützlichkeitslehrer würden glauben, ihren Gott zu verlieren, wenn sie nicht den anbeten sollen, der dem Ochsen die Hörner gab damit er sich vertheidige. Mir aber möge man erlauben, daß ich den verehre,

der in dem Reichthum seiner Schöpfung so groß war, nach tausendfältigen Pflanzen noch eine zu machen, worin alle übrigen enthalten, und nach tausendfältigen Thieren ein Wesen, das sie alle enthält: den Menschen.

Man verehre ferner den, der dem Vieh sein Futter giebt und dem Menschen Speise und Trank so viel er genießen mag, ich aber bete den an, der eine solche Productionskraft in die Welt gelegt hat, daß, wenn nur der millionteste Theil davon ins Leben tritt, die Welt von Geschöpfen wimmelt, sodaß Krieg, Pest, Wasser und Brand ihr nichts anzuhaben vermögen. Das ist mein Gott!

1338.

1831, 21. Februar.

Mit Eckermann.

Goethe lobte sehr die neueste Rede von Schelling [‚an die Studirenden der Ludwig-Maximilians-Universität ... am Abend des 30. Decembers 1830‘], womit dieser die Münchener Studenten beruhigt. „Die Rede,“ sagte er, „ist durch und durch gut, und man freut sich einmal wieder über das vorzügliche Talent, das wir lange kannten und verehrten. Es war in diesem Falle ein trefflicher Gegenstand und ein redlicher Zweck, wo ihm denn das Vorzüglichste gelungen ist. Könnte man von dem Gegenstande und Zweck seiner Kabirenschrift dasselbige sagen, so würden wir ihn auch da rühmen

müssen; denn seine rethorischen Talente und Künste hat er auch da bewiesen."

Schelling's ‚Kabiren' brachten das Gespräch auf die ‚Classische Walpurgisnacht', und wie sich diese von den Brockenscenen des ersten Theils unterscheide.

„Die alte Walpurgisnacht," sagte Goethe, „ist monarchisch, indem der Teufel dort überall als entschiedenes Oberhaupt respectirt wird; die classische aber ist durchaus republicanisch, indem alles in der Breite nebeneinander steht, sodaß der eine so viel gilt wie der andere, und niemand sich subordinirt und sich um den andern bekümmert."

„„Auch —"" sagte ich — „„sondert sich in der classischen alles in scharf umrissene Individualitäten, während auf dem deutschen Blocksberg jedes einzelne sich in eine allgemeine Hexenmasse auflöst.""

„Deshalb," sagte Goethe, „weiß auch der Mephistopheles, was es zu bedeuten hat, wenn der Homunculus, ihm von thessalischen Hexen redet. Ein guter Kenner des Alterthums wird bei dem Worte thessalische Hexen sich auch einiges zu denken vermögen, während es dem Ungelehrten ein bloßer Name bleibt."

„„Das Alterthum —"" sagte ich — „„mußte Ihnen doch sehr lebendig sein, um alle jene Figuren wieder so frisch ins Leben treten zu lassen und sie mit solcher Freiheit zu gebrauchen und zu behandeln, wie Sie es gethan haben.""

„Ohne eine lebenslängliche Beschäftigung mit der

bildenden Kunst," sagte Goethe, „wäre es mir nicht möglich gewesen. Das Schwierigste indessen war, sich bei so großer Fülle mäßig zu halten und alle solche Figuren abzulehnen, die nicht durchaus zu meiner Intention paßten. So habe ich z. B. von dem Minotaurus, den Harpyien und einigen andern Ungeheuern keinen Gebrauch gemacht."

„„Aber was Sie in jener Nacht erscheinen lassen,"" sagte ich, „„ist alles so zusammengehörig und so gruppirt, daß man es sich in der Einbildungskraft leicht und gern zurückruft und alles willig ein Bild macht. Die Maler werden sich so gute Anlässe auch gewiß nicht entgehen lassen; besonders freue ich mich, den Mephistopheles bei den Phorkyaden zu sehen, wo er im Profil die famöse Maske probirt.""

„Es stecken darin einige gute Späße," sagte Goethe, „welche die Welt über kurz oder lang auf manche Weise benutzen wird. Wenn die Franzosen nur erst die ‚Helena' gewahr werden und sehen, was daraus für ihr Theater zu machen ist! Sie werden das Stück wie es ist verderben, aber sie werden es zu ihren Zwecken klug gebrauchen, und das ist alles was man erwarten und wünschen kann. Der Phorkyas werden sie sicher einen Chor von Ungeheuern beigeben, wie es an einer Stelle auch bereits angedeutet ist."

„„Es käme darauf an,"" sagte ich, „„daß ein tüchtiger Poet von der romantischen Schule das Stück durchweg als Oper behandelte, und Rossini sein großes Talent

zu einer bedeutenden Composition zusammennähme, um mit der ‚Helena‘ Wirkung zu thun. Denn es sind darin Anlässe zu prächtigen Decorationen, überraschenden Verwandlungen, glänzenden Costümen und reizenden Balleten, wie nicht leicht in einem andern Stück, ohne zu erwähnen, daß eine solche Fülle von Sinnlichkeit sich auf dem Fundament einer geistreichen Fabel bewegt, wie sie nicht leicht besser erfunden werden dürfte.“

„Wir wollen erwarten,“ sagte Goethe, „was uns die Götter Weiteres bringen. Es läßt sich in solchen Dingen nichts beschleunigen. Es kommt darauf an, daß es den Menschen aufgehe, und daß Theaterdirectoren, Poeten und Componisten darin ihren Vortheil gewahr werden.“

1339.

1831, 22. Februar.

Mit Eckermann.

Eckermann erfährt vom Oberconsistorialrath Schwabe die vielseitige Thätigkeit desselben, namentlich seine Erfolge als Schriftsteller im Schulfach.

Darauf, mit Goethe zu Tische, rede ich über Schwabe, und Goethe stimmt in dessen Lob vollkommen ein. „Die Großherzogin,“ sagte er, „schätzt ihn auch im hohen Grade, wie denn diese Dame überall recht gut weiß, was sie an den Leuten hat. Ich werde ihn zu meiner Portraitsammlung zeichnen lassen, und Sie

thun sehr wohl, ihn zu besuchen und ihn vorläufig um diese Erlaubniß zu bitten. Besuchen Sie ihn ja, zeigen Sie ihm Theilnahme an dem, was er thut und vorhat. Es wird für Sie von Interesse sein, in einen Wirkungskreis eigener Art hineinzublicken, wovon man doch ohne einen nähern Verkehr mit einem solchen Manne keinen rechten Begriff hat."

Ich verspreche dieses zu thun, indem die Kenntniß praktisch thätiger, das Nützliche befördernder Menschen meine wahre Neigung ist.

1340.

1831, 23. Februar.

Mit Eckermann.

Vor Tische bei einem Spaziergange auf der Erfurter Chaussee begegnet mir Goethe, welcher halten läßt und mich in seinen Wagen nimmt. Wir fahren eine gute Strecke hinaus bis auf die Höhe neben das Tannenhölzchen und reden über naturhistorische Dinge.

Die Hügel und Berge waren mit Schnee bedeckt, und ich erwähne die große Zartheit des Gelben, und daß in der Entfernung von einigen Meilen, mittels zwischenliegender Trübe, ein Dunkles eher blau erscheine als ein Weißes gelb. Goethe stimmt mir zu, und wir sprechen sodann von der hohen Bedeutung der Urphänomene, hinter welchen man unmittelbar die Gottheit zu gewahren glaube.

„Ich frage nicht," sagte Goethe, „ob dieses höchste Wesen Verstand und Vernunft habe, sondern ich fühle, es ist der Verstand, es ist die Vernunft selber. Alle Geschöpfe sind davon durchdrungen, und der Mensch hat davon so viel, daß er Theile des Höchsten erkennen mag."

Bei Tische kam das Bestreben gewisser Naturforscher zur Erwähnung, die, um die organische Welt zu durchschreiten, von der Mineralogie aufwärts gehen wollen. „Dieses ist ein großer Irrthum," sagte Goethe. „In der mineralogischen Welt ist das Einfachste das Herrlichste, und in der organischen ist es das Complicirteste. Man sieht also, daß beide Welten ganz verschiedene Tendenzen haben, und daß von der einen zur andern keineswegs ein stufenartiges Fortschreiten stattfindet."

1341.

1831, 24. Februar.

Mit Eckermann.

Bei Tische erzählt mir Goethe, daß Soret bei ihm gewesen, und daß sie in der Übersetzung der ‚Metamorphose' einen hübschen Fortschritt gemacht.

„Das Schwierige bei der Natur" — sagte Goethe — „ist: das Gesetz auch da zu sehen, wo es sich uns verbirgt, und sich nicht durch Erscheinungen irre machen zu lassen, die unsern Sinnen widersprechen. Denn es

widerspricht in der Natur manches den Sinnen und ist doch wahr. Daß die Sonne stillstehe, daß sie nicht auf- und untergehe, sondern daß die Erde sich täglich in undenkbarer Geschwindigkeit herumwälze, widerspricht den Sinnen so stark wie etwas, aber doch zweifelt kein Unterrichteter, daß es so sei. Und so kommen auch widersprechende Erscheinungen im Pflanzenreiche vor, wobei man sehr auf seiner Hut sein muß, sich dadurch nicht auf falsche Wege leiten zu lassen."

1342.

1831, 27. Februar.

Mit Riemer.

„Karl X. und seine Minister waren verloren, als sie beim Antritt seiner Regierung die Presse freigaben. Probire doch einmal Holland und die Niederlande die Freiheit der Meereswogen und Bergströme zu proclamiren!"

1343.

1831, 2. März.

Mit Eckermann.

Heute bei Goethe zu Tische kam das Gespräch bald wieder auf das Dämonische, und er fügte zu dessen näherer Bezeichnung noch Folgendes hinzu.

„Das Dämonische," sagte er, „ist dasjenige, was

durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen ist. In meiner Natur liegt es nicht, aber ich bin ihm unterworfen."

„„Napoleon,"" sagte ich, „„scheint dämonischer Art gewesen zu sein.""

„Er war es durchaus," sagte Goethe, „im höchsten Grade, sodaß kaum ein anderer ihm zu vergleichen ist. Auch der verstorbene Großherzog war eine dämonische Natur, voll unbegrenzter Thatkraft und Unruhe, sodaß sein eigenes Reich ihm zu klein war, und das größte ihm zu klein gewesen wäre. Dämonische Wesen solcher Art rechneten die Griechen unter die Halbgötter."

„„Erscheint nicht auch,"" sagte ich, „„das Dämonische in den Begebenheiten?""

„Ganz besonders," sagte Goethe, „und zwar in allen, die wir durch Verstand und Vernunft nicht aufzulösen vermögen. Überhaupt manifestirt es sich auf die verschiedenste Weise in der ganzen Natur, in der unsichtbaren wie in der sichtbaren. Manche Geschöpfe sind ganz dämonischer Art, in manchen sind Theile von ihm wirksam."

„„Hat nicht auch,"" sagte ich, „„der Mephistopheles dämonische Züge?""

„Nein," sagte Goethe; „der Mephistopheles ist ein viel zu negatives Wesen, das Dämonische aber äußert sich in einer durchaus positiven Thatkraft.

Unter den Künstlern," fuhr Goethe fort, „findet es sich mehr bei Musikern, weniger bei Malern. Bei

Paganini zeigt es sich im hohen Grade, wodurch er denn auch so große Wirkungen hervorbringt."

Ich war sehr erfreut über alle diese Bezeichnungen, wodurch es mir nun deutlicher wurde, was Goethe sich unter dem Begriff des Dämonischen dachte.

Wir reden sodann viel über den vierten Band [von Goethes ‚Aus meinem Leben', den er zur Durchsicht Eckermann mitgetheilt hatte], und Goethe bittet mich, aufzuzeichnen was noch daran möchte zu thun sein.

1344.

1831, 3. März.

Mit Eckermann.

Mittags mit Goethe. Er sah einige architektonische Hefte durch und meinte, es gehöre einiger Übermuth dazu, Paläste zu bauen, indem man nie sicher sei, wie lange ein Stein auf dem andern bleiben würde. „Wer in Zelten leben kann," sagte er, „steht sich am besten. Oder wie gewisse Engländer thun, die von einer Stadt und einem Wirthshaus ins andere ziehen und überall eine hübsche Tafel gedeckt finden."

1345.

1831, 6. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische in mancherlei Unterhaltungen. Wir reden auch von Kindern und deren Un-

arten, und er vergleicht sie den Stengelblättern einer Pflanze, die nach und nach von selber abfallen, und wobei man es nicht so genau und so streng zu nehmen brauche.

„Der Mensch,“ sagte er, „hat verschiedene Stufen, die er durchlaufen muß, und jede Stufe führt ihre besondern Tugenden und Fehler mit sich, die in der Epoche, wo sie kommen, durchaus als naturgemäß zu betrachten und gewissermaßen recht sind. Auf der folgenden Stufe ist er wieder ein anderer, von den frühern Tugenden und Fehlern ist keine Spur mehr, aber andere Arten und Unarten sind an deren Stelle getreten. Und so geht es fort, bis zu der letzten Verwandlung, von der wir noch nicht wissen, wie wir sein werden.“

Zum Nachtisch las Goethe mir sodann einige seit 1775 sich erhaltene Fragmente von „Hanswurst's Hochzeit‘. Kilian Brustfleck eröffnet das Stück mit einem Monolog, worin er sich beklagt, daß ihm Hanswurst's Erziehung trotz aller Mühe so schlecht geglückt sei. Die Scene sowie alles Übrige war ganz im Tone des ‚Faust‘ geschrieben. Eine gewaltige productive Kraft bis zum Übermuth sprach sich in jeder Zeile aus, und ich bedauerte bloß, daß es so über alle Grenzen hinausgehe, daß selbst die Fragmente sich nicht mittheilen lassen. Goethe las mir darauf den Zettel der im Stück spielenden Personen, die fast drei Seiten füllten und sich gegen Hundert belaufen mochten. Es waren alle erdenklichen Schimpfnamen, mitunter von der derbsten

lustigsten Sorte, sodaß man nicht aus dem Lachen kam. Manche gingen auf körperliche Fehler und zeichneten eine Figur dermaßen, daß sie lebendig vor die Augen trat; andere deuteten auf die mannigfaltigsten Unarten und Laster und ließen einen tiefen Blick in die Breite der unsittlichen Welt voraussetzen. Wäre das Stück zu Stande gekommen, so hätte man die Erfindung bewundern müssen, der es geglückt, so mannigfaltige symbolische Figuren in eine einzige lebendige Handlung zu verknüpfen.

„Es war nicht zu denken, daß ich das Stück hätte fertig machen können," sagte Goethe, „indem es einen Gipfel von Muthwillen voraussetzte, der mich wohl augenblicklich anwandelte, aber im Grunde nicht in dem Ernst meiner Natur lag und auf dem ich mich also nicht halten konnte. Und dann sind in Deutschland unsere Kreise zu beschränkt, als daß man mit so etwas hätte hervortreten können. Auf einem breiten Terrain wie Paris mag dergleichen sich herumtummeln, sowie man auch dort wohl ein Béranger sein kann, welches in Frankfurt oder Weimar gleichfalls nicht zu denken wäre."

1346.

1831, um 8. März.

Mit E. Genast.

Am 4. März sollte mich ein harter Schlag treffen: mein geliebter Vater starb nach langen, schweren Leiden ...

Erst nach mehreren Tagen ließ mich Goethe zu sich kommen. Er empfing mich mit ernstem Gesicht und sagte: „Ich habe einen alten Getreuen, Du hast einen trefflichen Vater verloren. Genug!“ Und mit einem Händedruck und raschem Lebewohl entließ er mich.

1347.

1831, 8. März.

Mit Eckermann.

Heute mit Goethe zu Tische erzählte er mir zunächst, daß er den ‚Ivanhoe‘ lese. „Walter Scott ist ein großes Talent,“ sagte er, „das nicht seines Gleichen hat, und man darf sich billig nicht verwundern, daß er auf die ganze Lesewelt so außerordentliche Wirkungen hervorbringt. Er giebt mir viel zu denken, und ich entdecke in ihm eine ganz neue Kunst, die ihre eigenen Gesetze hat.“

Wir sprachen sodann über den vierten Band der Biographie und waren im Hin- und Widerreden über das Dämonische begriffen, ehe wir es uns versahen.

„In der Poesie“, sagte Goethe, „ist durchaus etwas Dämonisches, und zwar vorzüglich in der unbewußten, bei der aller Verstand und alle Vernunft zu kurz kommt, und die daher auch so über alle Begriffe wirkt.

Desgleichen ist es in der Musik im höchsten Grade, denn sie steht so hoch, daß kein Verstand ihr beikommen kann, und es geht von ihr eine Wirkung aus, die Alles

beherrscht und von der Niemand im Stande ist sich Rechenschaft zu geben. Der religiöse Cultus kann sie daher auch nicht entbehren; sie ist eins der ersten Mittel, um auf die Menschen wunderbar zu wirken.

So wirft sich auch das Dämonische gern in bedeutende Individuen, vorzüglich wenn sie eine hohe Stellung haben, wie Friedrich und Peter der Große.

Beim verstorbenen Großherzog war es in dem Grade, daß niemand ihm widerstehen konnte. Er übte auf die Menschen eine Anziehung durch seine ruhige Gegenwart, ohne daß er sich eben gütig und freundlich zu erweisen brauchte. Alles, was ich auf seinen Rath unternahm, glückte mir, sodaß ich in Fällen, wo mein Verstand und meine Vernunft nicht hinreichte, ihn nur zu fragen brauchte was zu thun sei, wo er es denn instinctmäßig aussprach und ich immer im Voraus eines guten Erfolgs gewiß sein konnte.

Ihm wäre zu gönnen gewesen, daß er sich meiner Ideen und höhern Bestrebungen hätte bemächtigen können; denn wenn ihn der dämonische Geist verließ und nur das Menschliche zurückblieb, so wußte er mit sich nichts anzufangen und er war übel daran.

Auch in Byron mag das Dämonische in hohem Grade wirksam gewesen sein, weshalb er auch die Attrativa in großer Masse besessen, sodaß ihm denn besonders die Frauen nicht haben widerstehen können."

„„In die Idee vom Göttlichen,““ sagte ich versuchend,

„„scheint die wirkende Kraft, die wir das Dämonische nennen, nicht einzugehen.““

„Liebes Kind,“ sagte Goethe, „was wissen wir denn von der Idee des Göttlichen, und was wollen denn unsere engen Begriffe vom höchsten Wesen sagen! Wollte ich es, gleich einem Türken, mit hundert Namen nennen, so würde ich doch noch zu kurz kommen und im Vergleich so grenzenloser Eigenschaften noch nichts gesagt haben.“

1348.

1831, 9. März.

Mit Eckermann.

Goethe fuhr heute fort mit der höchsten Anerkennung über Walter Scott zu reden.

„Man liest viel zu viel geringe Sachen,“ sagte er, „womit man die Zeit verdirbt und wovon man weiter nichts hat. Man sollte eigentlich immer nur das lesen, was man bewundert, wie ich in meiner Jugend that, und wie ich es nun an Walter Scott erfahre. Ich habe jetzt den ‚Rob Roy‘ angefangen und will so seine besten Romane hintereinander durchlesen. Da ist freilich alles groß: Stoff, Gehalt, Charaktere, Behandlung, und dann der unendliche Fleiß in den Vorstudien, sowie in der Ausführung die große Wahrheit des Details! Man sieht aber, was die englische Geschichte ist, und was es sagen will, wenn einem tüchtigen Poeten eine

solche Erbschaft zu Theil wird. Unsere deutsche Geschichte in fünf Bänden ist dagegen eine wahre Armuth, sodaß man auch nach dem ‚Götz von Berlichingen‘ sogleich in's Privatleben ging und eine ‚Agnes Bernauerin‘ [von v. Törring] und einen ‚Otto von Wittelsbach‘ [von v. Babo] schrieb, womit freilich nicht viel gethan war."

Ich erzählte, daß ich ‚Daphnis und Chloe‘ [Schäferroman von Longos] lese und zwar in der Übersetzung von Courier. „Das ist auch ein Meisterstück," sagte Goethe, „das ich oft gelesen und bewundert habe, worin Verstand, Kunst und Geschmack auf ihrem höchsten Gipfel erscheinen, und wogegen der gute Virgil freilich ein wenig zurücktritt. Das landschaftliche Local ist ganz im Poussin'schen Stil und erscheint hinter den Personen mit sehr wenigen Zügen vollendet.

Sie wissen, Courier hat in der Bibliothek zu Florenz eine neue Handschrift gefunden mit der Hauptstelle des Gedichts, welche die bisherigen Ausgaben nicht hatten. Nun muß ich bekennen, daß ich immer das Gedicht in seiner mangelhaften Gestalt gelesen und bewundert habe, ohne zu fühlen und zu bemerken, daß der eigentliche Gipfel fehlte. Es mag aber dieses für die Vortrefflichkeit des Gedichts zeugen, indem das Gegenwärtige uns so befriedigte, daß man an ein Abwesendes gar nicht dachte."

Nach Tische zeigte Goethe mir eine von Coudray gezeichnete höchst geschmackvolle Thür des Dornburger Schlosses, mit einer lateinischen Inschrift, ungefähr

dahin lautend, daß der Einkehrende freundlich empfangen und bewirthet werden solle und man dem Vorbeiziehenden die glücklichsten Pfade wünsche.

Goethe hatte diese Inschrift in ein deutsches Distichon verwandelt und als Motto über einen Brief gesetzt, den er im Sommer 1828 nach dem Tode des Großherzogs bei seinem Aufenthalte in Dornburg an den Obersten v. Beulwitz geschrieben. Ich hatte von diesem Briefe damals viel im Publicum reden hören, und es war mir nun sehr lieb, daß Goethe mir ihn heute mit jener gezeichneten Thür vorlegte. .... Goethe legte den Brief und die Zeichnung in eine besondere Mappe zusammen.

1349.

1831, 10. März.

Mit Soret.

Diesen Mittag ein halbes Stündchen bei Goethe. Ich hatte ihm die Nachricht zu bringen, daß die Frau Großherzogin beschlossen habe, der Direction des hiesigen Theaters ein Geschenk von tausend Thalern zustellen zu lassen, um zur Ausbildung hoffnungsvoller junger Talente verwandt zu werden. Diese Nachricht machte Goethen, dem das fernere Gedeihen des Theaters am Herzen liegt, sichtbare Freude.

Sodann hatte ich einen Auftrag anderer Art mit ihm zu bereden. Es ist nämlich die Absicht der Frau

Großherzogin, den jetzigen besten deutschen Schriftsteller, insofern er ohne Amt und Vermögen wäre und bloß von den Früchten seines Talents leben müßte, nach Weimar berufen zu lassen und ihm hier eine sorgenfreie Lage zu bereiten, dergestalt, daß er die gehörige Muße fände, jedes seiner Werke zu möglichster Vollendung heranreifen zu lassen, und nicht in den traurigen Fall käme, aus Noth flüchtig und übereilt zu arbeiten, zum Nachtheil seines eigenen Talents und der Literatur.

„Die Intention der Frau Großherzogin," erwiderte Goethe, „ist wahrhaft fürstlich, und ich beuge mich vor ihrer edeln Gesinnung, allein es wird sehr schwer halten, irgend eine passende Wahl zu treffen. Die vorzüglichsten unserer jetzigen Talente sind bereits durch Anstellung im Staatsdienst, Pensionen oder eigenes Vermögen in einer sorgenfreien Lage. Auch paßt nicht jeder hierher, und nicht jedem wäre wirklich damit geholfen. Ich werde indeß die edle Absicht im Auge behalten und sehen was die nächsten Jahre uns etwa Gutes bringen."

1350.

1831, 11. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische in mannigfaltigen Gesprächen. „Bei Walter Scott," sagte er, „ist es eigen, daß eben sein großes Verdienst in Darstellung des Details ihn

oft zu Fehlern verleitet. So kommt im ‚Ivanhoe‘ eine Scene vor, wo man Nachts in der Halle eines Schlosses zu Tische sitzt und ein Fremder hereintritt. Nun ist es zwar recht, daß er den Fremden von oben herab beschrieben hat, wie er aussieht und wie er gekleidet ist, allein es ist ein Fehler, daß er auch seine Füße, seine Schuhe und Strümpfe beschreibt. Wenn man Abends am Tische sitzt und Jemand hereintritt, so sieht man nur seinen obern Körper. Beschreibe ich aber die Füße, so tritt sogleich das Licht des Tages herein und die Scene verliert ihren nächtlichen Charakter."

Ich fühlte das Überzeugende solcher Worte und merkte sie mir für künftige Fälle.

Goethe fuhr sodann fort mit großer Bewunderung über Walter Scott zu reden. Ich ersuchte ihn, seine Ansichten zu Papiere zu bringen, welches er jedoch mit dem Bemerken ablehnte, daß die Kunst in jenem Schriftsteller so hoch stehe, daß es schwer sei, sich darüber öffentlich mitzutheilen.

1351.

1831, 14. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische, mit dem ich mancherlei berede. Ich muß ihm von der ‚Stummen von Portici‘ [Dichtung von Scribe, Musik von Auber] erzählen, die

vorgestern gegeben worden, und es kommt zur Sprache, daß darin eigentlich gegründete Motive zu einer Revolution gar nicht zur Anschauung gebracht worden, welches jedoch den Leuten gefalle, indem nun jeder in die leer gelassene Stelle das hineintrage, was ihm selber in seiner Stadt und seinem Lande nicht behagen mag. „Die ganze Oper,“ sagte Goethe, „ist im Grunde eine Satire auf das Volk; denn wenn es den Liebeshandel eines Fischermädchens zur öffentlichen Angelegenheit macht und den Fürsten einen Tyrannen nennt, weil er eine Fürstin heirathet, so erscheint es doch wohl so absurd und so lächerlich wie möglich.“

Zum Nachtische zeigte Goethe mir Zeichnungen nach Berliner Redensarten, worunter die heitersten Dinge vorkommen, und woran die Mäßigkeit des Künstlers gelobt wurde, der an die Carricatur nur heran-, aber nicht wirklich hineingegangen.

1352.

1831, 16. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische, dem ich das Manuscript vom vierten Band seines ‚Lebens‘ zurückbringe und darüber mancherlei Gespräche habe.

Wir reden auch über den Schluß des ‚Tell‘, und ich gebe mein Verwundern zu erkennen, wie Schiller den Fehler habe machen können, seinen Helden durch

das unedle Benehmen gegen den flüchtigen Herzog von Schwaben so herabsinken zu lassen, indem er über diesen ein hartes Gericht hält, während er sich selbst mit seiner eigenen That brüstet.

„Es ist kaum begreiflich,“ sagte Goethe; „allein Schiller war dem Einfluß von Frauen unterworfen wie andere auch, und wenn er in diesem Fall so fehlen konnte, so geschah es mehr aus solchen Einwirkungen als aus seiner eigenen guten Natur.“

1353.

1831, 18. März.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Ich bringe ihm ‚Daphnis und Chloe‘, welches er einmal wieder zu lesen wünscht.

Wir reden über höhere Maximen, und ob es gut und ob es möglich sei, sie andern Menschen zu überliefern. „Die Anlage, das Höhere aufzunehmen,“ sagte Goethe, „ist sehr selten, und man thut daher im gewöhnlichen Leben immer wohl, solche Dinge für sich zu behalten und davon nur so viel hervorzukehren, als nöthig ist um gegen die andern in einiger Avantage zu sein.

Wir berühren sodann den Punkt, daß viele Menschen, besonders Kritiker und Poeten, das eigentlich Große ganz ignoriren und dagegen auf das Mittlere einen außerordentlichen Werth legen.

„Der Mensch," sagte Goethe, „erkennt nur das an und preist nur das, was er selber zu machen fähig ist, und da nun gewisse Leute in dem Mittleren ihre eigentliche Existenz haben, so gebrauchen sie den Pfiff, daß sie das wirklich Tadelnswürdige in der Literatur, was jedoch immer einiges Gute haben mag, durchaus schelten und ganz tief herabsetzen, damit das Mittlere, was sie anpreisen, auf einer desto größern Höhe erscheine."

Ich merkte mir dieses, damit ich wissen möchte, was ich von dergleichen Verfahren künftig zu denken.

Wir sprachen sodann von der ‚Farbenlehre', und daß gewisse deutsche Professoren noch immer fortfahren ihre Schüler davor als vor einem großen Irrthum zu warnen.

„Es thut mir nur um manchen guten Schüler leid," sagte Goethe, „mir selbst aber kann es völlig einerlei sein; denn meine Farbenlehre ist so alt wie die Welt und wird aufdielänge nicht zu verleugnen und beiseite zu bringen sein."

Goethe erzählte mir sodann, daß er mit seiner neuen Ausgabe der ‚Metamorphose der Pflanzen' und Soret's immer besser gelingenden Übersetzung gut fortschreite. „Es wird ein merkwürdiges Buch werden," sagte er, „indem darin die verschiedensten Elemente zu einem Ganzen verarbeitet werden. Ich lasse darin einige Stellen von bedeutenden jungen Naturforschern eintreten, wobei es erfreulich ist, zu sehen, daß sich jetzt in Deutschland unter den Bessern ein so guter Stil

gebildet hat, daß man nicht mehr weiß, ob der eine redet oder der andere. Das Buch macht mir indeß mehr Mühe als ich dachte; auch bin ich Anfangs fast wider Willen in das Unternehmen hereingezogen, allein es herrschte dabei etwas Dämonisches ob, dem nicht zu widerstehen war."

„„Sie haben wohl gethan,"" sagte ich, „„solchen Einwirkungen nachzugeben; denn das Dämonische scheint so mächtiger Natur zu sein, daß es am Ende doch recht behält.""

„Nur muß der Mensch" — versetzte Goethe — „auch wiederum gegen das Dämonische recht zu behalten suchen, und ich muß im gegenwärtigen Fall dahin trachten, durch allen Fleiß und Mühe meine Arbeit so gut zu machen, als in meinen Kräften steht und die Umstände es mir anbieten. Es ist in solchen Dingen wie mit dem Spiel, was die Franzosen Toccadille*) nennen, wobei zwar die geworfenen Würfel viel entscheiden, allein wo es der Klugheit des Spielenden überlassen bleibt, nun auch die Steine im Bret geschickt zu setzen."

1354.

1831, 20. März.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir bei Tische, daß er in diesen Tagen ‚Daphnis und Chloe' gelesen.

„Das Gedicht ist so schön," sagte er, „daß man

*) [Nicht: Codille.]

den Eindruck davon, bei den schlechten Zuständen, in denen man lebt, nicht in sich behalten kann, und daß man immer vonneuem erstaunt, wenn man es wieder liest. Es ist darin der hellste Tag, und man glaubt lauter herculanische Bilder zu sehen, sowie auch diese Gemälde auf das Buch zurückwirken und unserer Phantasie beim Lesen zu Hilfe kommen."

„„Mir hat,"" sagte ich, „„eine gewisse Abgeschlossenheit sehr wohl gethan, worin alles gehalten ist. Es kommt kaum eine fremde Anspielung vor, die uns aus dem glücklichen Kreise herausführte. Von Gottheiten sind bloß Pan und die Nymphen wirksam, eine andere wird kaum genannt, und man sieht auch, daß das Bedürfniß der Hirten an diesen Gottheiten genug hat.""

„Und doch, bei aller mäßigen Abgeschlossenheit," sagte Goethe, „ist darin eine vollständige Welt entwickelt. Wir sehen Hirten aller Art, Feldbautreibende, Gärtner, Winzer, Schiffer, Räuber, Krieger und vornehme Städter, große Herren und Leibeigene."

„„Auch erblicken wir darin,"" sagte ich, „„den Menschen auf allen seinen Lebensstufen, von der Geburt herauf bis in's Alter; auch alle häuslichen Zustände, wie die wechselnden Jahreszeiten sie mit sich führen, gehen an unsern Augen vorüber.""

„Und nun die Landschaft!" sagte Goethe, „die mit wenigen Strichen so entschieden gezeichnet ist, daß wir in der Höhe hinter den Personen Weinberge, Äcker und Obstgärten sehen, unten die Weideplätze mit dem Fluß

und einwenig Waldung, sowie das ausgedehnte Meer in der Ferne. Und keine Spur von trüben Tagen, von Nebel, Wolken und Feuchtigkeit, sondern immer der blaueste reinste Himmel, die anmuthigste Luft und ein beständig trockener Boden, sodaß man sich überall nackend hinlegen möchte.

Das ganze Gedicht," fuhr Goethe fort, „verräth die höchste Kunst und Cultur. Es ist so durchdacht, daß darin kein Motiv fehlt und alle von der gründlichsten besten Art sind, wie z. B. das von dem Schatz bei dem stinkenden Delphin am Meeresufer. Und ein Geschmack und eine Vollkommenheit und Delicatesse der Empfindung, die sich dem Besten gleichstellt, das je gemacht worden! Alles Widerwärtige, was von außen in die glücklichen Zustände des Gedichts störend hereintritt, wie Überfall, Raub und Krieg, ist immer auf das Schnellste abgethan und hinterläßt kaum eine Spur. Sodann das Laster erscheint im Gefolg der Städter, und zwar auch dort nicht in den Hauptpersonen, sondern in einer Nebenfigur, in einem Untergebenen. Das ist Alles von der ersten Schönheit."

„„Und dann,"" sagte ich, „„hat mir so wohl gefallen, wie das Verhältniß der Herren und Diener sich ausspricht. In erstern die humanste Behandlung, und in letztern bei aller naiven Freiheit doch der große Respect und das Bestreben, sich bei dem Herrn auf alle Weise in Gunst zu setzen. So sucht denn auch der junge Städter, der sich dem Daphnis durch das Ansinnen

einer unnatürlichen Liebe verhaßt gemacht hat, sich bei diesem, da er als Sohn des Herrn erkannt ist, wieder in Gnade zu bringen, indem er den Ochsenhirten die geraubte Chloe auf eine kühne Weise wieder abjagt und zu Daphnis zurückführt.""

„In allen diesen Dingen," sagte Goethe, „ist ein großer Verstand; so auch, daß Chloe gegen den beiderseitigen Willen der Liebenden, die nichts Besseres kennen als nackt nebeneinander zu ruhen, durch den ganzen Roman bis an's Ende ihre Jungfrauschaft behält, ist gleichfalls vortrefflich und so schön motivirt, daß dabei die größten menschlichen Dinge zur Sprache kommen.

„Man müßte ein ganzes Buch schreiben, um alle großen Verdienste dieses Gedichts nach Würden zu schätzen. Man thut wohl, es alle Jahre einmal zu lesen, um immer wieder daran zu lernen und den Eindruck seiner großen Schönheit aufs Neue zu empfinden."

1355.

1831, 21. März.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über politische Dinge, über die noch immer fortwährenden Unruhen in Paris und den Wahn der jungen Leute, in die höchsten Angelegenheiten des Staates mit einwirken zu wollen.

„„Auch in England,"" sagte ich, „„haben die Studenten vor einigen Jahren bei Entscheidung der katholischen

Frage durch Einreichung von Bittschriften einen Einfluß zu erlangen versucht, allein man hat sie ausgelacht und nicht weiter davon Notiz genommen.""

„Das Beispiel von Napoleon," sagte Goethe, „hat besonders in den jungen Leuten von Frankreich, die unter jenem Helden heraufwuchsen, den Egoismus aufgeregt, und sie werden nicht eher ruhen, als bis wieder ein großer Despot unter ihnen aufsteht, in welchem sie das auf der höchsten Stufe sehen, was sie selber zu sein wünschen. Es ist nur das Schlimme, daß ein Mann wie Napoleon nicht so bald wieder geboren wird, und ich fürchte fast, daß noch einige hunderttausend Menschen daraufgehen, ehe die Welt wieder zur Ruhe kommt.

An literarische Wirkung ist auf einige Jahre gar nicht zu denken, und man kann jetzt weiter nichts thun, als für eine friedlichere Zukunft im Stillen manches Gute vorzubereiten."

Nach diesem wenigen Politischen waren wir bald wieder in Gesprächen über ‚Daphnis und Chloe'. Goethe lobte die Übersetzung von Courier als ganz vollkommen. „Courier hat wohl gethan," sagte er, „die alte Übersetzung von Amyot zu respectiren und beizubehalten und sie nur an einigen Stellen zu verbessern und zu reinigen und näher an das Original hinanzutreiben. Dieses alte Französisch ist so naiv und paßt so durchaus für diesen Gegenstand, daß man nicht leicht eine vollkommenere Übersetzung in irgend einer andern Sprache von diesem Buche machen wird."

Wir redeten sodann von Courier's eigenen Werken, von seinen kleinen Flugschriften und der Vertheidigung des berüchtigten Tintenflecks auf dem Manuscript zu Florenz.

„Courier ist ein großes Naturtalent," sagte Goethe, „das Züge von Byron hat sowie von Beaumarchais und Diderot. Er hat von Byron die große Gegenwart aller Dinge, die ihm als Argument dienen, von Beaumarchais die große advocatische Gewandtheit, von Diderot das Dialektische, und zudem ist er so geistreich, daß man es nicht in höherm Grade sein kann. Von der Beschuldigung des Tintenflecks scheint er sich indeß nicht ganz zu reinigen; auch ist er in seiner ganzen Richtung nicht positiv genug, als daß man ihn durchaus loben könnte. Er liegt mit der ganzen Welt im Streit, und es ist nicht wohl anzunehmen, daß nicht auch etwas Schuld und etwas Unrecht an ihm selber sein sollte."

Wir redeten sodann über den Unterschied des deutschen Begriffs von G e i s t und des französischen esprit. „Das französische esprit," sagte Goethe, „kommt dem nahe, was wir Deutschen W i t z nennen. Unser G e i s t würden die Franzosen vielleicht durch esprit und âme ausdrücken; es liegt darin zugleich der Begriff von Productivität, welchen das französische esprit nicht hat."

„„Voltaire"" — sagte ich — „„hat doch nach deutschen Begriffen dasjenige, was wir Geist nennen. Und da nun

das französische esprit nicht hinreicht, was sagen nun die Franzosen?‟‟

„In diesem hohen Falle,‟ sagte Goethe, „drücken sie es durch génie aus.‟

„„Ich lese jetzt einen Band von Diderot,‟‟ sagte ich, „„und bin erstaunt über das außerordentliche Talent dieses Mannes. Und welche Kenntnisse, und welche Gewalt der Rede! Man sieht in eine große bewegte Welt, wo einer dem andern zu schaffen machte und Geist und Charakter so in beständiger Übung erhalten wurden, daß beide gewandt und stark werden mußten. Was aber die Franzosen im vorigen Jahrhundert in der Literatur für Männer hatten, erscheint ganz außerordentlich. Ich muß schon erstaunen, wie ich nur eben hineinblicke.‟‟

„Es war die Metamorphose einer hundertjährigen Literatur,‟ sagte Goethe, „die seit Ludwig dem Vierzehnten heranwuchs und zuletzt in voller Blüthe stand. Voltaire hetzte aber eigentlich Geister wie Diderot, d'Alembert, Beaumarchais und andere herauf; denn um neben ihm nur etwas zu sein, mußte man viel sein, und es galt kein Feiern.‟

Goethe erzählte mir sodann von einem jungen Professor der orientalischen Sprachen und Literatur in Jena [Stickel], der eine Zeit lang in Paris gelebt und eine so schöne Bildung habe, daß er wünsche, ich möchte ihn kennen lernen. Als ich ging, gab er mir einen

Aufsatz von Schrön über den zunächst kommenden Kometen, damit ich in solchen Dingen nicht ganz fremd sein möchte.*)

1356.

1831, 22. März.

Mit Stickel.

Gerade an demselben Monatstage, an welchem ein Jahr später der größte Dichtergeist unseres Volkes dieser Erde entschwebte, am 22. März 1831, war ich zum letzten Mal bei Goethe, indem ich, wieder nach damaliger Sitte, mich als neuernannten außerordentlichen Professor der Theologie dem Herrn Staatsminister glaubte vorstellen zu müssen. Auf meine Anmeldung brachte der Bediente die Antwort: Se. Excellenz sei zwar unwohl, ich möge aber heraufkommen.

Ich wurde in das etwas enge Gemach geleitet, welches nach dem Garten hinausgeht. Das Meublement mit dem Schreibtisch und dem Bücherregale darauf, das eine einzige Bücherreihe enthielt, war in hohem Grade einfach ausgestattet. Goethe saß seitwärts davon auf einem Stuhl und hatte das leidende Bein gerade ausgestreckt über einem zweiten Stuhl ruhend.

Meine leider allzukurze Aufzeichnung aus jener Zeit lautet unter dem angeführten Datum folgendermaßen:

---

*) [Das folgende Stück läßt vermuthen, daß der letzte Absatz sich auf ein Gespräch vom 22. März bezieht.]

‚Eine lange Zeit bei Goethe zugebracht; in seiner Studirstube saß er, an einem bösen Fuß leidend. Er belobte die Weise, wie ich meine Wissenschaft trieb, und gab mir zum Abschied die Hand. Die letztere Erklärung der Siegelinschrift hatte ihm zugesagt.'

Das Nähere ist mir von diesem letzten Beisammensein in guter Erinnerung geblieben. Die Unterhaltung bezog sich nämlich zunächst auf meine akademischen Vorlesungen, über deren Erfolg er mich befragte. Ich durfte berichten, daß mein Auditorium in den exegetischen Vorträgen gewöhnlich mit sechzig Zuhörern gefüllt sei, und daß ich mich bemühe, nach drei Gesichtspunkten das Alte Testament zu erläutern: zuerst durch genaue grammatisch-historische Interpretation des hebräischen Textes, dann den religiösen, theologischen Gehalt der einzelnen Stellen erörternd, und endlich Sach- und Gedankenparallelen aus den verwandten Literaturkreisen des Orients heranziehend; dieses, um den jungen Theologen einen freiern, weitern Blick über den engbeschränkten Horizont nur ihrer Fachstudien hinaus zu gewähren.

Die Unterhaltung wendete sich dann auf den ‚West-östlichen Diwan', über dessen Entstehung Goethe mittheilte: es seien Mißhelligkeiten eingetreten, die ihn zu dem Entschluß gebracht hätten, in ein fernes Land zu ziehen; so habe er sich nach Jena begeben und jene Schrift zubereitet. Er erzählte, daß er sich in seiner Jugend auch mit dem Hebräischen und ein wenig mit

Arabisch beschäftigt habe. Als ich dann meiner Bewunderung Ausdruck gab, wie vortrefflich und mustergültig seine Übersetzung des arabischen Heldengedichtes im ‚Diwan' sei, richtete sich sein Haupt empor; obwohl sitzend, war es doch, als ob seine Gestalt größer und größer würde; in majestätischer Hoheit, wie ein olympischer Zeus, hob er an:

Unter dem Felsen am Wege
Erschlagen liegt er,
In dessen Blut
Kein Thau herabträuft. —

Mittags begannen wir Jünglinge
Den feindseligen Zug,
Zogen die Nacht hindurch,
Wie schwebende Wolken, ohne Ruh.

Jeder war ein Schwert,
Schwert umgürtet;
Aus der Scheide gerissen,
Ein glänzender Blitz.

Sie schlürften die Geister des Schlafes;
Aber wie sie mit den Köpfen nickten,
Schlugen wir sie,
Und sie waren dahin!

Während er diese Strophen mit volltönender Stimme recitirte, — für einen Greis in seinen Jahren welch' bewundernswürdig treues Gedächtniß! — war es, als ob sie sich ihm, wie einem vom poetischen Raptus Ergriffenen, neu erzeugten; seine Augen waren groß und weit geöffnet, Blitze schienen aus ihnen hervorzusprühen.

— Der Eindruck war in Wahrheit überwältigend und wird mir, so lange ich athme, unvergeßlich bleiben. . . .

Nachher bat er mich noch, ihm von Zeit zu Zeit etwas über meine Studien und Forschungen mitzutheilen. Aber wie ich beim Abschied seine dargebotene Hand zum ersten Mal berührte, sollte es auch zum letzten Mal sein.

1357.

1831, 22. März.

Mit Eckermann.

Goethe las mir zum Nachtisch Stellen aus einem Briefe eines jungen Freundes [Mendelssohn-Bartholdy] aus Rom. Einige deutsche Künstler erscheinen darin mit langen Haaren, Schnurrbärten, übergeklappten Hemdkragen auf altdeutschen Röcken, Tabakspfeifen und Bullenbeißern. Der großen Meister wegen und um etwas zu lernen scheinen sie nicht nach Rom gekommen zu sein. Rafael dünkt ihnen schwach, und Tizian bloß ein guter Colorist.

„Niebuhr hat Recht gehabt," sagte Goethe, „wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinne; denn worin besteht die Barbarei anders als darin, daß man das Vortreffliche nicht anerkennt?"

Der junge Freund erzählt sodann vom Carneval, von der Wahl des neuen Papstes und der gleich hinterdrein ausbrechenden Revolution.

Wir sehen Horace Vernet, welcher sich ritterlich verschanzt, einige deutsche Künstler dagegen sich ruhig zu Hause halten und ihre Bärte abschneiden, woraus zu bemerken, daß sie sich bei den Römern durch ihr Betragen nicht eben sehr beliebt mögen gemacht haben.

Es kommt zur Sprache, ob die Verirrung, wie sie an einigen jungen deutschen Künstlern wahrzunehmen, von einzelnen Personen ausgegangen sei und sich als eine geistige Ansteckung verbreitet habe, oder ob sie in der ganzen Zeit ihren Ursprung gehabt.

„Sie ist von wenigen einzelnen ausgegangen,“ sagte Goethe, „und wirkt nun schon seit vierzig Jahren fort. Die Lehre war: der Künstler brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Besten gleichzuthun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd, und man ergriff sie mit beiden Händen. Denn um fromm zu sein, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder schon von seiner Frau Mutter. Man kann nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines großen Anhangs in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein!“

1358.

1831, 25. März.

Mit Eckermann.

Goethe zeigte mir einen eleganten grünen Lehnstuhl, den er dieser Tage in einer Auction sich hatte kaufen lassen.

„Ich werde ihn jedoch wenig oder gar nicht gebrauchen,“ sagte er; „denn alle Arten von Bequemlichkeit sind eigentlich ganz gegen meine Natur. Sie sehen in meinem Zimmer kein Sofa; ich sitze immer in meinem alten hölzernen Stuhl und habe erst seit einigen Wochen eine Art von Lehne für den Kopf anfügen lassen. Eine Umgebung von bequemen geschmackvollen Möbeln hebt mein Denken auf und versetzt mich in einen behaglichen passiven Zustand. Ausgenommen daß man von Jugend auf daran gewöhnt ist, sind prächtige Zimmer und elegantes Hausgeräthe etwas für Leute, die keine Gedanken haben und haben mögen.“

1359.

1731, 27. März.

Mit Eckermann.

Das heiterste Frühlingswetter ist nach langem Erwarten endlich eingetreten. .... Goethe ließ in einem Pavillon am Garten decken, und so aßen wir denn heute wieder im Freien. Wir sprachen über die Großfürstin, wie sie im Stillen überallhin wirke und Gutes thue und sich die Herzen aller Unterthanen zu eigen mache.

„Die Großherzogin,“ sagte Goethe, „hat so viel Geist und Güte als guten Willen; sie ist ein wahrer Segen für das Land. Und wie nun der Mensch überall bald empfindet woher ihm Gutes kommt, und wie

er die Sonne verehrt und die übrigen wohlthätigen Elemente, so wundert es mich auch nicht, daß alle Herzen sich ihr mit Liebe zuwenden, und daß sie schnell erkannt wird wie sie es verdient."

Ich sagte, daß ich mit dem Prinzen ‚Minna von Barnhelm' angefangen, und wie vortrefflich mir dieses Stück erscheine. „„Man hat von Lessing behauptet,"" sagte ich, „„er sei ein kalter Verstandesmensch; ich finde aber in diesem Stück so viel' Gemüth, liebenswürdige Natürlichkeit, Herz und freie Weltbildung eines heitern frischen Lebemenschen, als man nur wünschen kann.""

„Sie mögen denken," sagte Goethe, „wie das Stück auf uns junge Leute wirkte, als es in jener dunkeln Zeit hervortrat! Es war wirklich ein glänzendes Meteor. Es machte uns aufmerksam, daß noch etwas Höheres existire, als wovon die damalige schwache literarische Epoche einen Begriff hatte. Die beiden ersten Acte sind wirklich ein Meisterstück von Exposition, wovon man viel lernte und wovon man noch immer lernen kann.

Heutzutage will freilich niemand mehr etwas von Exposition wissen; die Wirkung, die man sonst im dritten Act erwartete, will man jetzt schon in der ersten Scene haben, und man bedenkt nicht, daß es mit der Poesie wie mit dem Seefahren ist, wo man erst vom Ufer stoßen und erst auf einer gewissen Höhe sein muß, bevor man mit vollen Segeln gehen kann."

Goethe ließ etwas trefflichen Rheinwein kommen,

womit Frankfurter Freunde ihm zu seinem letzten Geburtstage ein Geschenk gemacht. Er erzählte mir dabei einige Anekdoten von Merck, der dem verstorbenen Großherzog nicht habe verzeihen können, daß er in der Ruhl bei Eisenach eines Tages einen mittelmäßigen Wein vortrefflich gefunden.

„Merck und ich," fuhr Goethe fort, „waren immer miteinander wie Faust und Mephistopheles. So moquirte er sich über einen Brief meines Vaters aus Italien, worin dieser sich über die schlechte Lebensweise, das ungewohnte Essen, den schweren Wein und die Moskitos beklagt, und er konnte ihm nicht verzeihen, daß in dem herrlichen Lande und der prächtigen Umgebung ihn so kleine Dinge wie Essen, Trinken und Fliegen hätten incommodiren können.

„Alle solche Neckereien gingen bei Merck unstreitig aus dem Fundament einer hohen Cultur hervor, allein da er nicht productiv war, sondern im Gegentheil eine entschieden negative Richtung hatte, so war er immer weniger zum Lobe bereit als zum Tadel, und er suchte unwillkürlich alles hervor, um solchem Kitzel zu genügen."

Wir sprachen über Vogel und seine administrativen Talente, sowie über *** [Freiherr v. Fritsch] und dessen Persönlichkeit. „***," sagte Goethe, „ist ein Mann für sich, den man mit keinem andern vergleichen kann. Er war der Einzige, der mit mir gegen den Unfug der Preßfreiheit stimmte; er steht fest, man kann sich an

ihm halten, er wird immer auf der Seite des Gesetzlichen sein."

Wir gingen nach Tische ein wenig im Garten auf und ab und hatten unsere Freude an den blühenden weißen Schneeglöckchen und gelben Crocus. Auch die Tulpen kamen hervor, und wir sprachen über die Pracht und Kostbarkeit der holländischen Gewächse solcher Art. „Ein großer Blumenmaler," sagte Goethe, „ist gar nicht mehr denkbar: es wird jetzt zu große wissenschaftliche Wahrheit verlangt, und der Botaniker zählt dem Künstler die Staubfäden nach, während er für malerische Gruppirung und Beleuchtung kein Auge hat."

1360.

1831, 28. März.

Mit Eckermann.

Ich verlebte heute mit Goethe wieder sehr schöne Stunden. „Mit meiner ‚Metamorphose der Pflanzen'," sagte er, „habe ich so gut wie abgeschlossen. Dasjenige, was ich über die Spirale und Herrn von Martius noch zu sagen hatte, ist auch so gut wie fertig, und ich habe mich diesen Morgen schon wieder dem vierten Bande meiner Biographie zugewendet und ein Schema von dem geschrieben, was noch zu thun ist. Ich kann es gewissermaßen beneidenswürdig nennen, daß mir noch in meinem hohen Alter vergönnt ist, die Geschichte meiner Jugend zu schreiben, und zwar eine Epoche, die in mancher Hinsicht von großer Bedeutung ist."

Wir sprachen die einzelnen Theile durch, die mir wie ihm vollkommen gegenwärtig waren.

„Bei dem dargestellten Liebesverhältniß mit Lili,“ sagte ich, „vermißt man Ihre Jugend keineswegs, vielmehr haben solche Scenen den vollkommenen Hauch der frühen Jahre.“

„Das kommt daher,“ sagte Goethe, „weil solche Scenen poetisch sind und ich durch die Kraft der Poesie das mangelnde Liebesgefühl der Jugend mag ersetzt haben.“

Wir gedachten sodann der merkwürdigen Stelle, wo Goethe über den Zustand seiner Schwester redet. „Dieses Capitel,“ sagte er, „wird von gebildeten Frauen mit Interesse gelesen werden; denn es werden viele sein, die meiner Schwester darin gleichen, daß sie bei vorzüglichen geistigen und sittlichen Eigenschaften nicht zugleich das Glück eines schönen Körpers empfinden.“

„„Daß sie,““ sagte ich, „„bei bevorstehenden Festlichkeiten und Bällen gewöhnlich von einem Ausschlag im Gesicht heimgesucht wurde, ist etwas so Wunderliches, daß man es der Einwirkung von etwas Dämonischem zuschreiben möchte.““

„Sie war ein merkwürdiges Wesen,“ sagte Goethe; „sie stand sittlich sehr hoch und hatte nicht die Spur von etwas Sinnlichem. Der Gedanke, sich einem Manne hinzugeben, war ihr widerwärtig, und man mag denken, daß aus dieser Eigenheit in der Ehe manche unangenehme Stunde hervorging. Frauen, die eine gleiche

Abneigung haben oder ihre Männer nicht lieben, werden empfinden was dieses sagen will. Ich konnte daher meine Schwester auch nie als verheirathet denken, vielmehr wäre sie als Äbtissin in einem Kloster recht eigentlich an ihrem Platze gewesen.

Und da sie nun, obgleich mit einem der bravsten Männer verheirathet, in der Ehe nicht glücklich war, so widerrieth sie so leidenschaftlich meine beabsichtigte Verbindung mit Lili."

1361.

1831, 29. März.

Mit Eckermann.

Wir sprachen heute über Merck, und Goethe erzählte mir noch einige charakteristische Züge.

„Der verstorbene Großherzog," sagte er, „war Mercken sehr günstig, sodaß er sich einst für eine Schuld von viertausend Thalern*) für ihn verbürgte. Nun dauerte es nicht lange, so schickte Merck zu unserer Verwunderung die Bürgschaft zurück. Seine Umstände hatten sich nicht verbessert, und es war räthselhaft, welche Art von Negotiation er mochte gemacht haben. Als ich ihn wiedersah, löste er mir das Räthsel in folgenden Worten.

„‚Der Herzog,' sagte er, ‚ist ein freigebiger trefflicher Herr, der Zutrauen hat und den Menschen hilft

*) [Vielmehr viertausend Gulden.]

wo er kann. Nun dachte ich mir: betrügst du diesen Herrn um das Geld, so wirkt das nachtheilig für tausend andere; denn er wird sein köstliches Zutrauen verlieren, und viele unglückliche gute Menschen werden darunter leiden, daß einer ein schlechter Kerl war. Was habe ich nun gethan? Ich habe speculirt und das Geld von einem Schurken geliehen; denn wenn ich diesen darum betrüge, so thut's nichts, hätte ich aber den guten Herrn darum betrogen, so wäre es Schade gewesen.'"

Wir lachten über die wunderliche Großheit dieses Mannes.

„Merck hatte das Eigene," fuhr Goethe fort, „daß er im Gespräch mitunter he! he! herauszustoßen pflegte. Dieses Angewöhnen steigerte sich wie er älter wurde, sodaß es endlich dem Bellen eines Hundes glich. Er fiel zuletzt in eine tiefe Hypochondrie, als Folge seiner vielen Speculationen, und endigt damit, sich zu erschießen. Er bildete sich ein, er müsse bankrott machen; allein es fand sich, daß seine Sachen keineswegs so schlecht standen, wie er es sich gedacht hatte."

1362.

1831, 30. März.

Mit Eckermann.

Wir reden wieder über das Dämonische.

„Es wirft sich gern an bedeutende Figuren," sagte Goethe; „auch wählt es sich gern etwas dunkle Zeiten.

In einer klaren prosaischen Stadt, wie Berlin, fände es kaum Gelegenheit sich zu manifestiren."

Goethe sprach hierdurch aus was ich selber vor einigen Tagen gedacht hatte, welches mir angenehm war, so wie es immer Freude macht, unsere Gedanken bestätigt zu sehen.

Gestern und diesen Morgen las ich den dritten Band seiner Biographie, wobei es mir war wie bei einer fremden Sprache, wo wir nach gemachten Fortschritten ein Buch wieder lesen, das wir früher zu verstehen glaubten, das aber erst jetzt in seinen kleinsten Theilen und Nüancen uns entgegentritt.

„„Ihre Biographie ist ein Buch,"" sagte ich, „„wodurch wir in unserer Cultur uns auf die entschiedenste Weise gefördert sehen.""

„Es sind lauter Resultate meines Lebens," sagte Goethe, „und die erzählten einzelnen Facta dienen bloß, um eine allgemeine Beobachtung, eine höhere Wahrheit zu bestätigen."

„„Was Sie unter andern von Basedow erwähnen,"" sagte ich, „„wie er nämlich zur Erreichung höherer Zwecke die Menschen nöthig hat und ihre Gunst erwerben möchte, aber nicht bedenkt, daß er es mit allen verderben muß, wenn er so ohne alle Rücksicht seine abstoßenden religiösen Ansichten äußert und den Menschen dasjenige, woran sie mit Liebe hängen, verdächtig macht — solche und ähnliche Züge erscheinen mir von großer Bedeutung.""

„Ich dächte,“ sagte Goethe, „es steckten darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung‘, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niedern Realität erhebt. Jean Paul hat nun, aus Geist des Widerspruchs, ‚Wahrheit‘ aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas anderes sein könnte, als daß der Autor ein Philister gewesen! Aber die Deutschen wissen nicht leicht, wie sie etwas Ungewohntes zu nehmen haben, und das Höhere geht oft an ihnen vorüber ohne daß sie es gewahr werden. Ein Factum unsers Lebens gilt nicht insofern es wahr ist, sondern insofern es etwas zu bedeuten hatte.“

1363.

1831, 30. März.

Mit v. Müller.

Abends war ich nur eine halbe Stunde bei Goethe. Er war freundlich, doch minder theilnehmend und lebendig, wie sonst, weil er noch immer etwas leidend am Fuße ist. Nach außen lehnte er jede Beziehung ab; „ich will nichts von den Freuden der Welt, wenn sie mich nur auch mit ihren Leiden verschonen wollte. Wenn man etwas vor sich bringen will, muß man sich knapp zusammennehmen und sich wenig um das kümmern awas ndere thun.“

1364.

1831, 31. März.

Mit Soret.

Goethe war in der letzten Zeit abermals sehr unwohl, sodaß er nur seine vertrautesten Freunde bei sich sehen konnte. Vor einigen Wochen mußte ihm ein Aderlaß verordnet werden; dann zeigten sich Beschwerden und Schmerzen im rechten Beine, bis denn zuletzt sein inneres Übel durch eine Wunde am Fuße sich Luft machte, worauf sehr schnelle Besserung erfolgte. Auch diese Wunde ist nun seit einigen Tagen wieder heil, und er ist wieder heiter und graziös wie vorher.

Heute hatte die Frau Großherzogin ihm einen Besuch gemacht und kam sehr zufrieden von ihm zurück. Sie hatte nach seinem Befinden gefragt, worauf er denn sehr galant geantwortet, daß er bis heute seine Genesung noch nicht gespürt, daß aber ihre Gegenwart ihm das Glück der wiedererlangten Gesundheit aufs Neue empfinden lasse.

1365.

1831, 31. März.

Mit v. Müller u. a.

Heute brachte ich mehrere Stunden bei ihm zu. Anfangs mit Conta, der von München erzählte, dann kam der Großherzog, später noch Spontini auf seiner Rückreise von Paris. Er gefiel mir sehr wohl als feiner, lebendiger Mann, jetzt beschäftigt ihn die Com-

position einer von Jouy gedchteten Oper „Les Athéniennes,“ deren Motive Goethe sehr lobte.

Daß ich ihn im vordern, sogenannten Deckenzimmer traf, war schon ein gutes Zeichen, er hatte früh Besuch von der Hoheit gehabt. Im Ganzen war er heute viel munterer, Spontini und mehreres Politische und Literarische, was ich erzählte, heiterten ihn auf. Walter Scott's ‚Napoleon‘ könne man nur dann mit Behagen lesen, wenn man sich einmal entschließe, eine stockenglische Sinnes- und Urtheilsweise über jene große Welterscheinung kennen zu lernen. In solcher Beziehung habe er Geduld genug gehabt, es im Englischen völlig hinaus zu lesen. Viel sprach er über Klinger's Tod*), der ihn sehr betrübt hat. „Das war ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner.

In früherer Zeit hatte ich auch viele Qual mit ihm, weil er auch so ein Kraftgenie war, das nicht recht wußte was es wollte. Seine ‚Zwillinge‘ gewannen den Preis vor Leisewitzen's ‚Julius von Tarent‘ wegen der größeren Leidenschaftlichkeit und Energie. Seinen ‚Weltmann und Dichter‘ habe ich nie gelesen. Es ist gut, daß Klinger nicht wieder nach Deutschland kam; der Wunsch darnach war eine falsche Tendenz. Er würde sich in unserem sansculottischen Weimar und resp. Deutschland nicht wieder erkannt haben; denn seine Lebenswurzel war das monarchische Princip.“

---

*) 25. Januar 1831.

Zuletzt erzählte er eine Anekdote von den zwei vornehmen Zöglingen im Cadetten-Institut, die Klinger absichtlich gegen die Gesetze ausprügeln ließ.

1366.

1831, 1. April.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische in mannichfaltigen Gesprächen. Er zeigte mir ein Aquarellgemälde von Herrn v. Reutern, einen jungen Bauern darstellend, der auf dem Markt einer kleinen Stadt bei einer Korb- und Deckenverkäuferin steht. Der junge Mensch sieht die vor ihm liegenden Körbe an, während zwei sitzende Frauen und ein dabeistehendes derbes Mädchen den hübschen jungen Menschen mit Wohlgefallen anblicken. Das Bild componirt so artig, und der Ausdruck der Figuren ist so wahr und naiv, daß man nicht satt wird es zu betrachten.

„Die Aquarellmalerei," sagte Goethe, „steht in diesem Bilde auf einer sehr hohen Stufe. Nun sagen die einfältigen Menschen, Herr v. Reutern habe in der Kunst niemand etwas zu verdanken, sondern habe alles von sich selber. Als ob der Mensch etwas anderes aus sich selber hätte als die Dummheit und das Ungeschick! Wenn dieser Künstler auch keinen namhaften Meister gehabt, so hat er doch mit trefflichen Meistern verkehrt und hat ihnen und großen Vorgängern und der überall

gegenwärtigen Natur das Seinige abgelernt. Die Natur hat ihm ein treffliches Talent gegeben, und Kunst und Natur haben ihn ausgebildet. Er ist vortrefflich und in manchen Dingen einzig, aber man kann nicht sagen, daß er alles von sich selber habe. Von einem durchaus verrückten und fehlerhaften Künstler ließe sich allenfalls sagen, er habe alles von sich selber, allein von einem trefflichen nicht."

Goethe zeigte mir darauf von demselbigen Künstler einen reich mit Gold und bunten Farben gemalten Rahmen mit einer in der Mitte freigelassenen Stelle zu einer Inschrift. Oben sah man ein Gebäude im gothischen Stil; reiche Arabesken mit eingeflochtenen Landschaften und häuslichen Scenen liefen zu beiden Seiten hinab; unten schloß eine anmuthige Waldpartie mit dem frischesten Grün und Rasen.

„Herr von Reutern wünscht," sagte Goethe, „daß ich ihm in die freigelassene Stelle etwas hineinschreibe; allein sein Rahmen ist so prächtig und kunstreich, daß ich mit meiner Handschrift das Bild zu verderben fürchte. Ich habe zu diesem Zweck einige Verse gedichtet und schon gedacht, ob es nicht besser sei, sie durch die Hand eines Schönschreibers eintragen zu lassen. Ich wollte es dann eigenhändig unterschreiben. Was sagen Sie dazu, und was rathen Sie mir?"

„„Wenn ich Herr von Reutern wäre,"" sagte ich, „„so würde ich unglücklich sein, wenn das Gedicht in einer fremden Handschrift käme, aber glücklich, wenn es von

Ihrer eigenen Hand geschrieben wäre. Der Maler hat Kunst genug in der Umgebung entwickelt, in der Schrift braucht keine zu sein, es kommt bloß darauf an, daß sie ächt, daß sie die Ihrige sei. Und dann rathe ich sogar, es nicht mit lateinischen, sondern mit deutschen Lettern zu schreiben, weil Ihre Hand darin mehr eigenthümlichen Charakter hat, und es auch besser zu der gothischen Umgebung paßt.""

„Sie mögen recht haben," sagte Goethe, „und es ist am Ende der kürzeste Weg, daß ich so thue. Vielleicht kommt mir in diesen Tagen ein muthiger Augenblick, daß ich es wage. Wenn ich aber auf das schöne Bild einen Klecks mache," fügte er lachend hinzu, „so mögt Ihr es verantworten."

„„Schreiben Sie nur,"" sagte ich, „„es wird recht sein, wie es auch werde.""

1367.

1831, 5. April.

Mit Eckermann.

Mittags mit Goethe. „In der Kunst" — sagte er — „ist mir nicht leicht ein erfreulicheres Talent vorgekommen, als das von Neureuther. Es beschränkt sich selten ein Künstler auf das, was er vermag, die meisten wollen mehr thun, als sie können, und gehen gar zu gern über den Kreis hinaus, den die Natur ihrem Talente gesetzt hat. Von Neureuther jedoch läßt sich

sagen, daß er über seinem Talente stehe. Die Gegenstände aus allen Reichen der Natur sind ihm geläufig, er zeichnet ebensowohl Gründe, Felsen und Bäume wie Thiere und Menschen; Erfindung, Kunst und Geschmack besitzt er im hohen Grade, und indem er eine solche Fülle in leichten Randzeichnungen gewissermaßen vergeudet, scheint er mit seinen Fähigkeiten zu spielen, und es geht auf den Beschauer das Behagen über, welches die bequeme freie Spende eines reichen Vermögens immer zu begleiten pflegt.

In Randzeichnungen hat es auch niemand zu der Höhe gebracht wie er, und selbst das große Talent von Albrecht Dürer war ihm darin weniger ein Muster als eine Anregung.

Ich werde," fuhr Goethe fort, „ein Exemplar dieser Zeichnungen von Neureuther an Herrn Carlyle nach Schottland senden, und hoffe, jenem Freunde damit kein unwillkommenes Geschenk zu machen."

1368.

1831, um Mitte April.

Mit Johann Jakob Schmied.

Von Gotha ging es folgenden Tages über Erfurt, wo die größte Glocke in ganz Deutschland zu sehen ist, nach Weimar. Nun muß ich lachen über meine ans Freche grenzende Kühnheit. Dem ausgesprochenen Grundsatze zufolge mußte ich bei Goethe anfragen lassen. Ich

thät es nur aus Grundsätzlichkeit und hätte Tausende gegen Eins gewettet, daß man mich zurückwiese. Daher war ich wirklich wie aus den Wolken gefallen, als der Bediente mir die Antwort brachte: Se. Excellenz, der Herr Staatsrath von Goethe, läßt sich Ihnen empfehlen, und Sie möchten gleich zu ihm kommen. Man spricht in ganz Deutschland von der Unzugänglichkeit Goethe's, und ich bengelhafter Candidat, der nicht würdig ist, ihm seine poetischen Schuhriemen aufzulösen, ich sollte so hoch begnadigt werden. Zum Glück hatte ich, wie Du [Schwester Anna] weißt, schon mehrere wichtige Besuche bei hohen Personen gemacht; ohne diesen Umstand hätte ich es kaum wagen dürfen, die unvermuthete Einladung anzunehmen. Ich hatte freilich immer im Plan Goethe zu besuchen, aber je näher ich nach Weimar kam, desto stärker schlug mir das Herz vor dem kühnen Wagniß. Endlich löste sich meine Bestürzung in Jubel auf, ich stellte mich in Wix, Chemise, Schuh, seidene Strümpfe (wozu freilich meine Reisemütze schlecht paßte), und so ausstaffirt begab ich mich nach seinem Hause. Beim Eintritt in dasselbe stellten sich einige Statuen in Lebensgröße meinem Blicke entgegen: Alles in altem griechischen Geschmacke. Der erste Lakai meldete mich beim zweiten, und nachdem ich einige Secunden in einem antik gezierten Vorsaal verweilte und mich über den Mißton, in welchem die Lakaien zum übrigen stimmten, ärgern wollte, — hieß es: Ich möchte eintreten. — Hin waren alle wohl-

ausgedachten Phrasen — hin mein einstudirter Gruß — hin mein Kopf! An diesem allen ist seine Stirne Schuld. Vor dieser kann nichts pariren, was nicht aus dem lebendigen Quell des Busens hervorströmt, — und jede Maske fällt. — So stand ich da, wie mich Gott erschaffen hat — aber in einem so exaltirten Zustande, verbunden mit einer gewissen Geistesgegenwart, die ich gar nicht hinter mir gesucht hätte. Zuerst (eben als ich alles verloren hatte) fand ich nicht gleich Worte, und es mag so etwa vier Pulsschläge gedauert haben, bis der geöffnete Mund zum Sprechen kam. Da ging es aber frisch und lebhaft, und das Herz rächte sich auf die schönste Art an meinem Verstande, den ich vorher allein um sein Gutachten in Beziehung auf die Anrede an Goethe gefragt hatte. Ich weiß recht gut, daß ich keine Dummheiten sagte und auch gar nicht mehr verlegen schien; Goethe selbst mag meinen ganzen Zustand bemerkt haben, und erwiederte mir mit attischer Urbanität. Nun hatte für mich die große Stunde geschlagen, in welcher es mir vergönnt war, vor dem größten Herren zweier Jahrhunderte zu stehen, und von Angesicht zu Angesicht den Mann zu sehen, der als Stern erster Größe der Menschheit voranleuchtet und ihr den Pfad zu ihrer Bestimmung erhellt, und wahrlich! knüpfen sich nicht an den Namen Goethe alle die Ideen, zu deren Entwickelung und Realisirung der Mensch geboren ist? giebt es ein Gefühl, das er nicht fühlte, ein Gut, das er nicht suchte, eine Lebenswahrheit,

die nicht vor sein Bewußtsein trat und sein Eigenthum wurde? Und ist nicht er es, aus welchem Tausende von edlen Menschen die Befriedigung ihrer höchsten Bedürfnisse schöpfen? Diesen Mann zu sehen, über Gegenstände ewigen Interesses mit ihm zu sprechen, und ihn mehr als eine halbe Stunde eigen zu besitzen, gewürdigt werden, in freiem, wenn auch bescheidenem, Urtheile über ihn sich gegen ihn selbst äußern zu dürfen und mit Liebe behandelt zu werden, das, meine Theure, ist ein Glück, welches unter Millionen von den Mitlebenden kaum Einem vom Vater gegeben ist, und dieser eine Glückliche bin ich. Und nun, meine Theilnehmende, nun mache ich Dich noch, damit Du ungefähr wissest, wie wichtig unser Thema war, mit einem Punkte bekannt, den ich seit meinem Besuche bei Goethe gegen gar niemand äußerte, indem man mir ununtersucht den Vorwurf der Eitelkeit machen würde. Denke Dir, wie ernst bei aller Heiterkeit Goethe und ich gestimmt waren. Als ich mit aller Wärme von dem Eindruck sprach, welchen sein „Faust" auf mich machte und immer noch macht, da traten ihm, dem greisen Goethe, helle Thränen in sein offenes, schönes Auge, und seine Stimme zeugte von seiner Rührung. Auch mich überwältigte mein Gefühl und mein Gemüth feierte, als er wieder die Rede ergriff. Dieß ist der dritte Sohn Gottes, der in mein Gemüth herabstieg; der erste war — o den vergeß ich nicht —! der Augenblick der Confirmation, der zweite — der Augenblick,

als ich das Gebet vor meiner ersten Predigt begann, und der dritte — jene Minute auf eine solche Weise Goethe gegenüber. Beim Abschied ergriff er meine Hand, drückte sie mit den beiden seinigen und sprach: „Leben Sie wohl, geleitet von Gott und Ihrem Genius des Guten. Fügt es sich, daß Sie bei meinem Leben noch einmal nach Weimar kommen, so besuchen Sie mich, ohne sich vorher anmelden zu lassen.“ Eine solche Auszeichnung war nun noch die Krone des Ganzen und, ebenso stolz als demüthig, begab ich mich zu meiner Reisegesellschaft, die aus lauter gemeinen Menschen bestund. O wollte Gott, daß ich nur noch ein einziges Mal seine Stirne sehen könnte und mein Geist sich weidete am Anblicke seines herrlichen Geistes!

1369.

1831, 20. April.

Mit v. Müller, Christian Wilhelm Schweitzer und Großherzog Karl Friedrich.

Bei Goethe traf ich Schweitzer; später kam der Großherzog. Goethe war ausnehmend munter und anmuthig in seinen Gesprächen; er verglich Franz Tettau*) mit dem Hofnarrengeschlecht, dessen Eigenschaften vorzüglich im groben bon sens und furchtloser Aufrichtigkeit beständen. Ferner erzählte er von den Frankfurter

*) Er lebte im v. Egloffsteinischen Hause, war ein halb blödsinniger Mensch, der zu allerlei Dienstleistungen verwandt wurde

Meßanstalten, und wie er in seiner Jugend noch einen Kopf von den drei im 17. Jahrhundert hier gerichteten Rebellen gegen die Stadt oben am Brückenthurm nach Sachsenhausen zu aufgesteckt gesehen. Nur wer ehemals als Page, fuhr er fort, hinter dem Stuhle gestanden, wisse den Sitz an der Hoftafel recht zu schätzen. So auch strebten die in Städten vom Magistrat erst recht unter der Schere Gehaltenen am meisten nach Magistratsstellen für sich selbst. Als der Großherzog sehr bewegt und enthusiastisch über die Frau v. Beaulieu sprach, sagte Goethe, sie habe bei männlicher, ritterlicher Kraft, weibliche Anmuth zu bewahren gewußt.

1370.

1831, 2. Mai.

Mit Eckermann.

Goethe erfreute mich mit der Nachricht, daß es ihm in diesen Tagen gelungen, den bisher fehlenden Anfang des fünften Actes von ‚Faust‘ so gut wie fertig zu machen.

„Die Intention auch dieser Scenen,“ sagte er, „ist über dreißig Jahre alt; sie war von solcher Bedeutung, daß ich daran das Interesse nicht verloren, allein so schwer auszuführen, daß ich mich davor fürchtete. Ich bin nun durch manche Künste wieder in Zug gekommen, und wenn das Glück gut ist, so schreibe ich jetzt den vierten Act hintereinander weg.“

Goethe erwähnte darauf eines bekannten Schriftstellers. „Es ist ein Talent," sagte er, „dem der Parteihaß als Alliance dient und das ohne ihn keine Wirkung gethan haben würde. Man findet häufige Proben in der Literatur, wo der Haß das Genie ersetzt, und wo geringe Talente bedeutend erscheinen, indem sie als Organ einer Partei auftreten. So auch findet man im Leben eine Masse von Personen, die nicht Charakter genug haben, um allein zu stehen; diese werfen sich gleichfalls an eine Partei, wodurch sie sich gestärkt fühlen und nun eine Figur machen.

Béranger dagegen ist ein Talent, das sich selber genug ist. Er hat daher auch nie einer Partei gedient. Er empfindet zu viele Satisfaction in seinem Innern, als daß ihm die Welt etwas geben oder nehmen könnte."

1371.

1831, 15. Mai und vorher.

Mit Eckermann.

Mit Goethe in seiner Arbeitsstube allein zu Tische. Nach manchen heitern Unterhaltungen brachte er zuletzt das Gespräch auf seine persönlichen Angelegenheiten, indem er aufstand und von seinem Pulte ein beschriebenes Papier nahm.

„Wenn einer wie ich über die achtzig hinaus ist," sagte er, „hat er kaum noch ein Recht zu leben; er muß jeden Tag darauf gefaßt sein, abgerufen zu werden,

und daran denken, sein Haus zu bestellen. Ich habe, wie ich Ihnen schon neulich eröffnete, Sie in meinem Testament zum Herausgeber meines literarischen Nachlasses ernannt und habe diesen Morgen, als eine Art von Contract, eine kleine Schrift aufgesetzt, die Sie mit mir unterzeichnen sollen."

Mit diesen Worten legte Goethe mir den Aufsatz vor, worin ich die nach seinem Tode herauszugebenden theils vollendeten, theils noch nicht vollendeten Schriften namentlich aufgeführt und überhaupt die nähern Bestimmungen und Bedingungen ausgesprochen fand. Ich war im Wesentlichen einverstanden, und wir unterzeichneten darauf beiderseitig.

Das benannte Material, mit dessen Redaction ich mich bisher schon von Zeit zu Zeit beschäftigt hatte, schätzte ich zu etwa funfzehn Bänden; wir besprachen darauf einzelne noch nicht ganz entschiedene Punkte.

„Es könnte der Fall eintreten," sagte Goethe, „daß der Verleger über eine gewisse Bogenzahl hinauszugehen Bedenken trüge, und daß demnach von dem mittheilbaren Material verschiedenes zurückbleiben müßte. In diesem Fall könnten Sie etwa den polemischen Theil der ‚Farbenlehre' weglassen. Meine eigentliche Lehre ist in dem theoretischen Theile enthalten, und da nun auch schon der historische vielfach polemischer Art ist, sodaß die Hauptirrthümer der Newton'schen Lehre darin zur Sprache kommen, so wäre des Polemischen damit fast genug. Ich desavouire meine etwas scharfe Zer-

gliederung der Newton'schen Sätze zwar keineswegs, sie war zu ihrer Zeit nothwendig und wird auch in der Folge ihren Werth behalten, allein im Grunde ist alles polemische Wirken gegen meine eigentliche Natur, und ich habe daran wenig Freude."

Ein zweiter Punkt, der von uns näher besprochen wurde, waren die Maximen und Reflexionen, die am Ende des zweiten und dritten Theils der ‚Wanderjahre' abgedruckt stehen.

Bei der begonnenen Umarbeitung und Vervollständigung dieses früher in Einem Bande erschienenen Romans hatte Goethe nämlich seinen Anschlag auf zwei Bände gemacht, wie auch in der Ankündigung der neuen Ausgabe der sämmtlichen Werke gedruckt steht. Im Fortgange der Arbeit jedoch wuchs ihm das Manuscript über die Erwartung, und da sein Schreiber etwas weitläufig geschrieben, so täuschte sich Goethe und glaubte, statt zu zwei Bänden zu dreien genug zu haben, und das Manuscript ging in drei Bänden an die Verlagshandlung ab. Als nun aber der Druck bis zu einem gewissen Punkte gediehen war, fand es sich, daß Goethe sich verrechnet hatte, und daß besonders die beiden letzten Bände zu klein ausfielen. Man bat um weiteres Manuscript, und da nun in dem Gang des Romans nichts mehr geändert, auch in dem Drange der Zeit keine neue Novelle mehr erfunden, geschrieben und eingeschalten werden konnte, so befand sich Goethe wirklich in einiger Verlegenheit.

Unter diesen Umständen ließ er mich rufen; er erzählte mir den Hergang und eröffnete mir zugleich, wie er sich zu helfen gedenke, indem er mir zwei starke Manuscriptbündel vorlegte, die er zu diesem Zweck hatte herbeiholen lassen.

„In diesen beiden Packeten,“ sagte er, „werden Sie verschiedene bisher ungedruckte Schriften finden, Einzelheiten, vollendete und unvollendete Sachen, Aussprüche über Naturforschung, Kunst, Literatur und Leben, alles durcheinander. Wie wäre es nun, wenn Sie davon sechs bis acht gedruckte Bogen zusammenredigirten, um damit vorläufig die Lücken der ‚Wanderjahre‘ zu füllen? Genau genommen gehört es zwar nicht dahin, allein es läßt sich damit rechtfertigen, daß bei Makarien von einem Archiv gesprochen wird, worin sich dergleichen Einzelheiten befinden. Wir kommen dadurch für den Augenblick über eine große Verlegenheit hinaus und haben zugleich den Vortheil, durch dieses Vehikel eine Masse sehr bedeutender Dinge schicklich in die Welt zu bringen.“

Ich billigte den Vorschlag und machte mich sogleich an die Arbeit und vollendete die Redaction solcher Einzelheiten in weniger Zeit. Goethe schien sehr zufrieden. Ich hatte das Ganze in zwei Hauptmassen zusammengestellt; wir gaben der einen den Titel ‚Aus Makariens Archiv‘, und der andern die Aufschrift ‚Im Sinne der Wanderer‘, und da Goethe gerade zu dieser Zeit zwei bedeutende Gedichte vollendet hatte, eins:

‚Auf Schiller's Schädel‘, und ein anderes: ‚Kein Wesen kann zu nichts zerfallen‘, so hatte er den Wunsch, auch diese Gedichte sogleich in die Welt zu bringen, und wir fügten sie also dem Schlusse der beiden Abtheilungen an.

Als nun aber die ‚Wanderjahre‘ erschienen, wußte niemand wie ihm geschah. Den Gang des Romans sah man durch eine Menge räthselhafter Sprüche unterbrochen, deren Lösung nur von Männern vom Fach, d. h. von Künstlern, Naturforschern und Literatoren, zu erwarten war, und die allen übrigen Lesern, zumal Leserinnen, sehr unbequem fallen mußten. Auch wurden die beiden Gedichte so wenig verstanden, als es geahnt werden konnte wie sie nur möchten an solche Stelle gekommen sein.

Goethe lachte dazu. „Es ist nun einmal geschehen,“ sagte er heute, „und es bleibt jetzt weiter nichts, als daß Sie bei Herausgabe meines Nachlasses diese einzelnen Sachen dahin stellen wohin sie gehören, damit sie bei einem abermaligen Abdruck meiner Werke schon an ihrem Orte vertheilt stehen, und die ‚Wanderjahre‘ sodann, ohne die Einzelheiten und die beiden Gedichte, in zwei Bände zusammenrücken mögen, wie anfänglich die Intention war.

Wir wurden einig, daß ich alle auf Kunst bezüglichen Aphorismen in einen Band über Kunstgegenstände, alle auf die Natur bezüglichen in einen Band über Natur-

wissenschaften im allgemeinen, sowie alles Ethische und Literarische in einen gleichfalls passenden Band dereinst zu vertheilen habe.

1372.

1831, 25. Mai.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über ‚Wallensteins Lager‘. Ich hatte nämlich häufig erwähnen hören, daß Goethe an diesem Stücke theilgehabt, und daß besonders die Kapuzinerpredigt von ihm herrühre. Ich fragte ihn deshalb heute bei Tisch, und er gab mir folgende Antwort.

„Imgrunde,“ sagte er, „ist alles Schiller's eigene Arbeit; da wir jedoch in so einem Verhältniß miteinander lebten, und Schiller mir nicht allein den Plan mittheilte und mit mir durchsprach, sondern auch die Ausführung, sowie sie täglich heranwuchs, communicirte und meine Bemerkungen hörte und nutzte, so mag ich auch wohl daran einigen Theil haben. Zu der Kapuzinerpredigt schickte ich ihm die Reden des Abraham a Sancta Clara, woraus er denn sogleich jene Predigt mit großem Geist zusammenstellte.

„Daß einzelne Stellen von mir herrühren, erinnere ich mich kaum, außer jenen zwei Versen:

Ein Hauptmann, den ein andrer erstach,
Ließ mir ein Paar glückliche Würfel nach.

Denn da ich gerne motivirt wissen wollte, wie der Bauer zu den falschen Würfeln gekommen, so schrieb ich diese Verse eigenhändig in das Manuscript hinein. Schiller hatte daran nicht gedacht, sondern in seiner kühnen Art dem Bauer geradezu die Würfel gegeben, ohne viel zu fragen, wie er dazu gekommen. Ein sorgfältiges Motiviren war, wie ich schon gesagt, nicht seine Sache, woher denn auch die größere Theaterwirkung seiner Stücke kommen mag."

1373.

1831, 29. Mai.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte mir von einem Knaben, der sich über einen begangenen kleinen Fehler nicht habe beruhigen können.

„Es war mir nicht lieb, dieses zu bemerken," sagte er; „denn es zeugt von einem zu zarten Gewissen, welches das eigene moralische Selbst so hoch schätzt, daß es ihm nichts verzeihen will. Ein solches Gewissen macht hypochondrische Menschen, wenn es nicht durch eine große Thätigkeit balancirt wird."

Man hatte mir in diesen Tagen ein Nest junger Grasemücken gebracht, nebst einem der Alten, den man in Leimruthen gefangen. Nun hatte ich zu bewundern, wie der Vogel nicht allein im Zimmer fortfuhr seine Jungen zu füttern, sondern wie er sogar, aus dem

Fenster freigelassen, wieder zu den Jungen zurückkehrte. Eine solche, Gefahr und Gefangenschaft überwindende elterliche Liebe rührte mich innig, und ich äußerte mein Erstaunen darüber heute gegen Goethe. „Närrischer Mensch!" antwortete er mir lächelnd bedeutungsvoll, „wenn Ihr an Gott glaubtet, so würdet Ihr Euch nicht verwundern:

> Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
> Natur in Sich, Sich in Natur zu hegen,
> Sodaß, was in Ihm lebt und webt und ist,
> Nie Seine Kraft, nie Seinen Geist vermißt.

Beseelte Gott den Vogel nicht mit diesem allmächtigen Trieb gegen seine Jungen, und ginge das Gleiche nicht durch alles Lebendige der ganzen Natur, die Welt würde nicht bestehen können! So aber ist die göttliche Kraft überall verbreitet und die ewige Liebe überall wirksam."

Eine ähnliche Äußerung that Goethe vor einiger Zeit, als ihm von einem jungen Bildhauer das Modell von Myron's Kuh mit dem säugenden Kalbe gesendet wurde. „Hier," sagte er, „haben wir einen Gegenstand der höchsten Art: das die Welt erhaltende, durch die ganze Natur gehende ernährende Princip ist uns hier in einem schönen Gleichniß vor Augen. Dieses und ähnliche Bilder nenne ich die wahren Symbole der Allgegenwart Gottes."

1374.

1831, Mai (?) und früher.

Mit v. Holtei.

a.

In Weimar wurde natürlich wieder Halt gemacht. Ich konnte mir's nicht versagen, Goethe nach dem Tode seines Sohnes zu sehen. Er hatte unterdessen eine Todeskrankheit durchgemacht und, von dieser erstanden, an eine Freundin, die mir dies mittheilte, geschrieben: „Nach großem Verlust und drohender Lebensgefahr hab' ich mich wieder auf die Füße gestellt.“ In diesem Briefe sprach er sich ferner darüber aus, wie die Natur des Menschen nach jeder großen Erschütterung im Innern auf irgend eine Weise das Gleichgewicht wieder herzustellen suche; seine glücklich überstandene Krankheit sei die Folge davon gewesen, jetzt wolle er also alles thun, um nach gewohnter Art auf dem Wege des Wissens und der Kunst fortzuschreiten; dabei habe er auch die schwere Rolle des deutschen Hausvaters wieder aufzunehmen, wenngleich, wie er dankbar erkenne, unter den günstigsten äußeren Umständen.

Alle diese bedeutenden, männlich festen Äußerungen paßten mir durchaus nicht zu den Warnungsstimmen, die mir in Weimar zuflüsterten, ich möchte, wenn ich zu ihm käme, nur umgotteswillen nicht von August reden: das sei streng verpönt; er wolle den Tod und die Todten nicht erwähnen hören. Eine so feige Nach-

giebigkeit wäre mir unmöglich gewesen, und, um es kurz zu machen, fing ich gleich nach meinem Eintritt gerade mit dem verbotenen Gespräche an. Er aber ging nicht darauf ein. Er versuchte von andern Dingen zu reden, und auch das gelang nicht. Ich empfand, daß ich jetzt, neben dem Vater sitzend, nur des Sohnes gedenken könne, und er zeigte deutlich genug, daß meine Gedanken ihm klar wären. Es kam keine Conversation zustande; nach zehn Minuten empfahl ich mich, und er entließ mich: „Auf Wiedersehn!“ Aber ich sah ihn nicht wieder. Wir wurden zur Tafel geladen, stellten uns ein und — Goethe speisete auf seinem Zimmer. Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen.

b.

August [v. Goethe] war voll Humor und ging auf alles ein, was dahin schlug, besaß ein seltenes Geschick, das Ergötzliche und Possirliche aufzufinden, wenn erst die Rinde um sein krankes Herz geschmolzen war. Er hat es mir gesagt, er hat es mir geschrieben, seine Nächsten haben es mir berichtet, und der gebeugte Vater hat es mir dann nach des Sohnes Tode bestätigt, daß im Umgange mit mir die finstern Dämonen, denen er unterlag, gewichen sind und daß er am frohsten war, wenn ich mich in Weimar befand, daß er in den Briefen an mich sein Innerstes aufschließen mochte ..... (Der Alte drückte sich [früher] gegen mich über jene

Briefe, die er trotz ihrer fast unglaublichen Tollheit und cynischen Raserei sämmtlich gelesen, mit den Worten aus: „Nun, Ihr evacuirt Euch denn gehörig!")

c.

Ich habe zu deutliche Beweise, daß August kein Geheimniß vor dem Vater hatte. Der Alte selbst deutete mir nach August's Tode durch vielfache Anspielungen an, wie er von all' und jedem unterrichtet gewesen sei, wovon ich gemeint, es wäre zwischen uns zweien, dem Verstorbenen und mir, geblieben.

1375.

1831, 6. Juni.

Mit Eckermann.

Goethe zeigte mir heute den bisher noch fehlenden Anfang des fünften Actes von ‚Faust'. Ich las bis zu der Stelle, wo die Hütte von Philemon und Baucis verbrannt ist, und Faust in der Nacht, auf dem Balkon seines Palastes stehend, den Rauch riecht, den ein leiser Wind ihm zuweht.

„Die Namen Philemon und Baucis," sagte ich, „versetzen mich an die phrygische Küste und lassen mich jenes berühmten alterthümlichen Paares gedenken, aber doch spielt unsere Scene in der neuern Zeit und in einer christlichen Landschaft."

„„Mein Philemon und Baucis"" — sagte Goethe —

„„hat mit jenem berühmten Paare des Alterthums und der sich daran knüpfenden Sage nichts zu thun. Ich gab meinem Paare bloß jene Namen, um die Charaktere dadurch zu heben. Es sind ähnliche Personen und ähnliche Verhältnisse, und da wirken denn die ähnlichen Namen durchaus günstig.““

Wir redeten sodann über den Faust, den das Erbtheil seines Charakters, die Unzufriedenheit, auch im Alter nicht verlassen hat, und den bei allen Schätzen der Welt und in einem selbstgeschaffenen neuen Reiche ein paar Linden, eine Hütte und ein Glöckchen geniren, die nicht sein sind. Er ist darin dem israelitischen König Ahab nicht unähnlich, der nichts zu besitzen wähnte, wenn er nicht auch den Weinberg Naboth's hätte.

„„Der Faust, wie er im fünften Act erscheint,““ sagte Goethe ferner, „„soll nach meiner Intention gerade hundert Jahre alt sein, und ich bin nicht gewiß, ob es nicht etwa gut wäre, dieses irgendwo ausdrücklich zu bemerken.““

Wir sprachen sodann über den Schluß, und Goethe machte mich auf die Stelle aufmerksam, wo es heißt:

Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
W e r i m m e r s t r e b e n d s i c h b e m ü h t,
D e n k ö n n e n w i r e r l ö s e n,
Und hat an ihm d i e L i e b e gar
V o n o b e n theilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schaar
Mit herzlichem Willkommen.

„„In diesen Versen““ — sagte er — „„ist der Schlüssel zu Faust's Rettung enthalten: in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende, und von oben die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht dieses mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade.

Übrigens werden Sie zugeben, daß der Schluß, wo es mit der geretteten Seele nach oben geht, sehr schwer zu machen war, und daß ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich sehr leicht im Vagen hätte verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen christlich-kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätig beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte.““

1376.

1831, 20. Juni.

Mit Eckermann.

Diesen Nachmittag ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich noch bei Tische fand.

Wir verhandelten über einige Gegenstände der Naturwissenschaft, besonders über die Unvollkommenheit und Unzulänglichkeit der Sprache, wodurch Irrthümer und falsche Anschauungen verbreitet würden, die später so leicht nicht wieder zu überwinden wären.

„Die Sache ist ganz einfach diese," sagte Goethe: „Alle Sprachen sind aus naheliegenden menschlichen Bedürfnissen, menschlichen Beschäftigungen und allgemein menschlichen Empfindungen und Anschauungen entstanden. Wenn nun ein höherer Mensch über das geheime Wirken und Walten der Natur eine Ahnung und Einsicht gewinnt, so reicht seine ihm überlieferte Sprache nicht hin, um ein solches von menschlichen Dingen durchaus Fernliegendes auszudrücken. Es müßte ihm die Sprache der Geister zu Gebote stehen, um seinen eigenthümlichen Wahrnehmungen zu genügen. Da dieses aber nicht ist, so muß er bei seiner Anschauung ungewöhnlicher Naturverhältnisse stets nach menschlichen Ausdrücken greifen, wobei er denn fast überall zu kurz kommt, seinen Gegenstand herabzieht oder wohl gar verletzt und vernichtet."

„„Wenn Sie das sagen,"" erwiderte ich, „„der Sie doch Ihren Gegenständen jedesmal sehr scharf auf den Leib gehen und, als Feind aller Phrase, für Ihre höhern Wahrnehmungen stets den bezeichnendsten Ausdruck zu finden wissen, so will das etwas heißen. Ich dächte aber, wir Deutschen könnten überhaupt noch allenfalls zufrieden sein: unsere Sprache ist so außerordentlich reich, ausgebildet und fortbildungsfähig, daß, wenn wir auch mitunter zu einem Tropus unsere Zuflucht nehmen müssen, wir doch ziemlich nahe an das eigentlich Auszusprechende herankommen. Die Franzosen aber stehen gegen uns sehr im Nachtheil; bei ihnen

wird der Ausdruck eines angeschauten höhern Naturverhältnisses durch einen gewöhnlich aus der Technik hergenommenen Tropus sogleich materiell und gemein, sodaß er der höhern Anschauung keineswegs mehr genügt.""

„Wie sehr Sie recht haben," fiel Goethe ein, „ist mir noch neulich bei dem Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de Saint-Hilaire vorgekommen. Geoffroy de Saint-Hilaire ist ein Mensch, der wirklich in das geistige Walten und Schaffen der Natur eine hohe Einsicht hat; allein seine französische Sprache, insofern er sich herkömmlicher Ausdrücke zu bedienen gezwungen ist, läßt ihn durchaus imstiche. Und zwar nicht bloß bei geheimnißvoll-geistigen, sondern auch bei ganz sichtbaren, rein körperlichen Gegenständen und Verhältnissen. Will er die einzelnen Theile eines organischen Wesens ausdrücken, so hat er dafür kein anderes Wort als Materialien, wodurch denn z. B. die Knochen, welche als gleichartige Theile das organische Ganze eines Arms bilden, mit den Steinen, Balken und Brettern, woraus man ein Haus macht, auf eine Stufe des Ausdrucks kommen.

Ebenso ungehörig," fuhr Goethe fort, „gebrauchen die Franzosen, wenn sie von Erzeugnissen der Natur reden, den Ausdruck Composition. Ich kann aber wohl die einzelnen Theile einer stückweise gemachten Maschine zusammensetzen und bei einem solchen Gegenstande von Composition reden, aber nicht, wenn ich die einzelnen lebendig sich bildenden und von einer gemein-

samen Seele durchdrungenen Theile eines organischen Ganzen im Sinne habe."

„„Es will mir sogar scheinen,"" versetzte ich, „„als ob der Ausdruck Composition auch bei echten Erzeugnissen der Kunst und Poesie ungehörig und herabwürdigend wäre.""

„Es ist ein ganz niederträchtiges Wort," erwiderte Goethe, „das wir den Franzosen zu danken haben, und das wir so bald wie möglich wieder los zu werden suchen sollten. Wie kann man sagen: Mozart habe seinen ‚Don Juan' componirt! Composition — als ob es ein Stück Kuchen oder Biscuit wäre, das man aus Eiern, Mehl und Zucker zusammenrührt! Eine geistige Schöpfung ist es, das Einzelne wie das Ganze aus einem Geiste und Guß und von dem Hauche eines Lebens durchdrungen, wobei der Producirende keineswegs versuchte und stückelte und nach Willkür verfuhr, sondern wobei der dämonische Geist seines Genies ihn in der Gewalt hatte, sodaß er ausführen mußte was jener gebot."

1377.

1831, 27. Juni.

Mit Soret.

Wir sprachen über Victor Hugo. „Er ist ein schönes Talent," sagte Goethe, „aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er

denn neben dem Schönen auch das Allerunerträglichste und Häßlichste darzustellen verführt wird. Ich habe in diesen Tagen seine ‚Notre-Dame de Paris‘ gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszustehen, die diese Lectüre mir gemacht hat. Es ist das abscheulichste Buch, das je geschrieben worden! Auch wird man für die Folterqualen, die man auszustehen hat, nicht einmal durch die Freude entschädigt, die man etwa an der dargestellten Wahrheit menschlicher Natur und menschlicher Charaktere empfinden könnte. Sein Buch ist im Gegentheil ohne alle Natur und ohne alle Wahrheit! Seine vorgeführten sogenannten handelnden Personen sind keine Menschen mit lebendigem Fleisch und Blut, sondern elende hölzerne Puppen, mit denen er umspringt wie er Belieben hat, und die er allerlei Verzerrungen und Fratzen machen läßt, so wie er es für seine beabsichtigten Effekte eben braucht. Was ist das aber für eine Zeit, die ein solches Buch nicht allein möglich macht und hervorruft, sondern es sogar ganz erträglich und ergötzlich findet!“

1378.

1831, Juni.

Mit Riemer.

„Die Thiere werden durch ihre Organe belehrt, sagten die Alten; ich setze hinzu: die Menschen gleichfalls, sie haben jedoch den Vorzug, ihre Organe wieder zu belehren.“

1379.

1831, Juni oder Juli.

Mit Eckermann.

Den noch fehlenden vierten Act [von ‚Faust, Zweiter Theil‘] vollendete Goethe darauf in den nächsten Wochen [nach dem 6. Juni], sodaß im August der ganze zweite Theil geheftet und vollkommen fertig dalag. Dieses Ziel, wonach er so lange gestrebt, endlich erreicht zu haben, machte Goethe überaus glücklich. „Mein ferneres Leben,“ sagte er, „kann ich nunmehr als ein reines Geschenk ansehen, und es ist jetzt im Grunde ganz einerlei, ob und was ich noch etwa thue.“

1380.

1831, 2. Juli.

Mit Riemer.

‚Wie in Stein ausgehauen und angestrichen kommt sie mir vor, die wirkliche Welt, gegen die Idee oder das Ideal, das sich Phantasie und Einbildungskraft von ihr macht. Es hat etwas schreckhaft Überraschendes, wenn man die Gegenstände so körperlich und massiv vor sich sieht, die in der Idee zwar Form und Gestalt, aber nichts Massives und Impenetrables zeigen.‘

Diese Bemerkung theilte ich Goethen eines Abends mit, und er gab mir völlig recht, vermehrte und bestätigte noch mein Aperçu durch seine eigne Erfahrung und Bewußtsein. Wir kamen darauf noch auf die Idealisten und tauschten unsre Bemerkungen gegenseitig aus.

1381.

1831, 15. Juli.

Mit Soret.

Einen Augenblick bei Goethe, dem ich meine gestrige Commission des Königs [von Württemberg, der Goethen für das Vergnügen danken ließ, das ihm der Besuch bei Goethe gemacht] ausrichtete. Ich fand ihn beschäftigt mit Studien in Bezug auf die Spiraltendenz der Pflanze, von welcher neuen Entdeckung er der Meinung ist, daß sie sehr weit führen und auf die Wissenschaft großen Einfluß ausüben werde. „Es geht doch nichts über die Freude," fügte er hinzu, „die uns das Studium der Natur gewährt. Ihre Geheimnisse sind von einer unergründlichen Tiefe, aber es ist uns Menschen erlaubt und gegeben, immer weitere Blicke hineinzuthun. Und gerade daß sie am Ende doch unergründlich bleibt, hat für uns einen ewigen Reiz, immer wieder zu ihr heranzugehen und immer wieder neue Einblicke und neue Entdeckungen zu versuchen."

1382.

1831, 20. Juli und früher.

Mit Soret.

Nach Tisch ein halbes Stündchen bei Goethe, den ich sehr heiterer, milder Stimmung fand. Wir sprachen über allerlei Dinge, zuletzt auch über Karlsbad, und er scherzte über die mancherlei Herzensabenteuer, die

er daselbst erlebt. „Eine kleine Liebschaft," sagte er, „ist das einzige, was uns einen Badeaufenthalt erträglich machen kann; sonst stirbt man vor Langeweile. Auch war ich fast jedesmal so glücklich, dort irgend eine kleine Wahlverwandtschaft zu finden, die mir während der wenigen Wochen einige Unterhaltung gab. Besonders erinnere ich mich eines Falles, der mir noch jetzt Vergnügen macht.

„Ich besuchte nämlich eines Tages Frau v. der Recke. Nachdem wir uns eine Weile nicht sonderlich unterhalten und ich wieder Abschied genommen hatte, begegnete mir im Hinausgehen eine Dame mit zwei sehr hübschen jungen Mädchen. ‚Wer war der Herr, der soeben von Ihnen ging?' fragte die Dame. ‚Es war Goethe,' antwortete Frau v. der Recke. ‚O wie leid thut es mir,' erwiderte die Dame, ‚daß er nicht geblieben ist, und daß ich nicht das Glück gehabt habe, seine Bekanntschaft zu machen!' — ‚O daran haben Sie durchaus nichts verloren, meine Liebe,' sagte die Recke. ‚Er ist sehr langweilig unter Damen, es sei denn daß sie hübsch genug wären, ihm einiges Interesse einzuflößen. Frauen unsers Alters dürfen nicht daran denken, ihn beredt und liebenswürdig zu machen.'

Als die beiden Mädchen mit ihrer Mutter nach Hause gingen, gedachten sie der Worte der Frau v. der Recke. ‚Wir sind jung, wir sind hübsch,' sagten sie, ‚laßt doch sehen, ob es uns nicht gelingt, jenen berühmten Wilden einzufangen und zu zähmen!' Am

andern Morgen auf der Promenade am Sprudel machten sie mir im Vorübergehen wiederholt die graziösesten, lieblichsten Verbeugungen, worauf ich denn nicht unterlassen konnte, mich gelegentlich ihnen zu nähern und sie anzureden. Sie waren charmant! Ich sprach sie wieder und wieder, sie führten mich zu ihrer Mutter, und so war ich denn gefangen. Von nun an sahen wir uns täglich, ja wir verlebten ganze Tage miteinander. Um unser Verhältniß noch inniger zu machen, ereignete es sich, daß der Verlobte der einen ankam, worauf ich mich denn um so ungetheilter an die andere schloß. Auch gegen die Mutter war ich, wie man sich denken kann, sehr liebenswürdig. Genug, wir waren alle miteinander überaus zufrieden, und ich verlebte mit dieser Familie so glückliche Tage, daß sie mir noch jetzt eine höchst angenehme Erinnerung sind. Die beiden Mädchen erzählten mir sehr bald die Unterredung zwischen ihrer Mutter und Frau v. der Recke, und welche Verschwörung sie zu meiner Eroberung angezettelt und zu glücklicher Ausführung gebracht."

Hierbei fällt mir eine Anecdote anderer Art ein, die Goethe mir früher erzählte und die hier einen Platz finden mag.

„Ich ging," sagte er mir, „mit einem guten Bekannten einst in einem Schloßgarten gegen Abend spaziren, als wir unerwartet am Ende der Allee zwei andere Personen unsers Kreises bemerkten, die in ruhigen Gesprächen aneinander hingingen. Ich kann Ihnen

sowenig den Herrn als die Dame nennen, aber es thut nichts zur Sache. Sie unterhielten sich also und schienen an nichts zu denken, als mit einem Male ihre Köpfe sich gegeneinander neigten und sie sich gegenseitig einen herzhaften Kuß gaben. Sie schlugen darauf ihre erste Richtung wieder ein und setzten sehr ernst ihre Unterhaltung fort, als ob nichts passirt wäre. ‚Haben Sie es gesehen?‘ rief mein Freund voll Erstaunen; ‚darf ich meinen Augen trauen?‘ Ich habe es gesehen, erwiderte ich ganz ruhig — aber ich glaube es nicht!“

1383.

1831, 2. August.

Mit Soret.

Wir sprachen über die Metamorphose der Pflanze, und namentlich über Decandolle's Lehre von der Symmetrie, die Goethe für eine bloße Illusion hält.

„Die Natur,“ fügte er hinzu, „ergiebt sich nicht einem jeden, sie erweist sich vielmehr gegen viele wie ein neckisches junges Mädchen, das uns durch tausend Reize anlockt, aber in dem Augenblicke, wo wir es zu fassen und zu besitzen glauben, unsern Armen entschlüpft.“

1384.

1831, August (?).

Mit E. Genast.

Ich bekam einen Antrag aus Paris auf Gastrollen in der deutschen Oper, und da ich nur in Rollen wie

Kaspar, Lysiart, Pizarro beschäftigt sein sollte, wo ein Schnurrbart ganz am Platze war, ließ ich mir einen solchen wachsen. Ehe ich diese Reise antreten sollte, kam der Maler Schmeller im Auftrag Goethes zu mir, um mich noch vor meiner Abreise für sein Album zu zeichnen. „Ich muß Ihnen aber bemerken," sagte Schmeller, „daß ich dem Herrn Geheimrath mitgetheilt habe, daß Sie jetzt einen Bart tragen, und wie Ihnen bekannt ist, mag er das bei Schauspielern nicht leiden." Ich erwiederte, daß ich die hohe Ehre, in Goethes Album aufgenommen zu werden, sehr anerkenne, aber den Bart ließe ich mir vor der Pariser Reise nicht abschneiden; nach dieser stände ich nach Wunsch zu Diensten. Die Verhandlungen wegen des Bartes gingen einige Tage hin und her, bis ich mich entschloß, selbst mit Goethe darüber zu sprechen und ihm meine Gründe dafür in aller Unterthänigkeit darzulegen. — Als ich bei ihm eintrat, musterte er mich vom Kopf bis zu den Füßen, und ich fragte: ‚Nun, wie gefalle ich Ew. Excellenz im Schnurrbart?' — „‚Ja, ich finde, daß er Dir nicht übel steht,'" erwiederte er; „‚na! so mag er denn meinetwegen mit abconterfeit werden.'"

1385.

1831, 27. August.

Mit Johann Christian Mahr und Goethes Enkeln.

Am 26. August 1831 gegen Abend traf Goethe mit seinen beiden Enkeln und Bedienung im Gasthofe ‚Zum

Löwen' hier [in Ilmenau] ein. Der reinste, von Wolken ungetrübte Himmel gewährte die trefflichste Witterung. Er hatte mir seine Ankunft gleich melden und mich, ihn zu besuchen, bitten lassen, doch kam ich erst spät Abend aus dem Kammerberger Steinkohlenbergwerk nach Hause, also besuchte ich ihn am 27. Morgens, wo er schon seit früh 4 Uhr an seinem Tische beschäftigt war. Seine Freude war, wie er sagte, sehr groß, die hiesige Gegend, welche er seit 30 Jahren nicht wieder besucht hatte, da er doch sonst sooft und soviel hier gewesen, wiederzusehen; seine beiden Enkel seien schon in Begleitung des Kammerdieners in die Berge gegangen und würden bis Mittag ausbleiben. Nach mehreren Erkundigungen, ob nicht wieder etwas in geognostischer Beziehung Merkwürdiges vorgekommen sei, fragte er dann: ob man wohl bequem zu Wagen auf den Gickelhahn fahren könne; er wünsche das auf dem Gickelhahn befindliche, ihm von früherer Zeit her sehr merkwürdige Jagdhäuschen zu sehen, und daß ich ihn auf dieser Fahrt begleiten möge. Also fuhren wir beim heitersten Wetter auf der Waldstraße über Gabelbach. Unterwegs ergötzte ihn der beim Chausseebau tief ausgehauene Melaphyrfels sowohl wegen seines merkwürdigen Vorkommens mitten im Feldsteinporphyr, als wegen des schönen Anblicks von der Straße aus. Weiterhin setzten ihn die, nach Anordnung des Oberforstraths König in den großherzoglichen Waldungen angelegten Alleen und geebneten Wege in ein freudiges Erstaunen, indem er sie mit den

früher äußerst schlechten, ihm sehr wohl bekannten Fahrstraßen auf den Wald verglich.

Ganz bequem waren wir so bis auf den höchsten Punkt des Gickelhahns gelangt, als er ausstieg, sich erst an der kostbaren Aussicht auf dem Rondel ergötzte, dann über die herrliche Waldung freute und dabei ausrief: „Ach, hätte doch dieses Schöne mein guter Großherzog Karl August noch einmal sehen können!" — Hierauf fragte er: „Das kleine Waldhaus muß hier in der Nähe sein. Ich kann zu Fuß dahin gehen und die Chaise soll hier so lange warten, bis wir zurückkommen." Wirklich schritt er rüstig durch die, auf der Kuppe des Berges ziemlich hoch stehenden, Heidelbeersträucher hindurch bis zu dem wohlbekannten, zweistöckigen Jagdhause, welches aus Zimmerholz und Breterbeschlag besteht. Eine steile Treppe führt in den obern Theil desselben; ich erbot mich ihn zu führen, er aber lehnte es mit jugendlicher Munterkeit ab, ob er gleich Tags darauf seinen zweiundachtzigsten Geburtstag feierte, mit den Worten: „Glauben Sie ja nicht, daß ich die Treppe nicht steigen könnte; das geht mit mir noch recht sehr gut." Beim Eintritt in das obere Zimmer sagte er: „Ich habe in früherer Zeit in dieser Stube mit meinem Bedienten im Sommer acht Tage gewohnt und damals einen kleinen Vers hier an die Wand geschrieben. Wohl möchte ich diesen Vers nochmals sehen, und wenn der Tag darunter bemerkt ist, an welchem es geschehen, so haben Sie die Güte mir solchen aufzuzeichnen." Sogleich

führte ich ihn an das südliche Fenster der Stube, an welchem links mit Bleistift geschrieben steht:

‚Über allen Gipfeln ist Ruh,
In allen Wipfeln spürest du
Kaum einen Hauch.
Es schweigen die Vöglein im Walde;
Warte nur balde
Ruhest du auch.

D. 7. September 1783.

Goethe.'

Goethe überlas diese wenigen Verse, und Thränen flossen über seine Wangen. Ganz langsam zog er sein schneeweißes Taschentuch aus seinem dunkelbraunen Tuchrock, trocknete sich die Thränen und sprach in sanftem, wehmüthigem Ton: „Ja: warte nur, balde ruhest du auch!" schwieg eine halbe Minute, sah nochmals durch das Fenster in den düstern Fichtenwald und wendete sich darauf zu mir mit den Worten: „Nun wollen wir wieder gehen!"

Ich bot ihm auf der steilen Treppe meine Hülfe an, doch erwiederte er: „Glauben Sie, daß ich diese Treppe nicht hinabsteigen könnte? Das geht noch sehr gut! Aber gehen Sie voraus, damit ich nicht hinuntersehen kann." Wieder erwähnte er in dieser wehmüthigen Stimmung den Verlust seines „guten Großherzogs Karl August."

Auf dem Rückwege nach der Allee, wo der Wagen wartete, fragte er, ob auf der Kuppe des Gickelhahns

auch das Vorkommen des verschmolzenen Quarzes, wie auf der Hohen Tanne bei Stützerbach stattfinde, worauf ich erwiederte, daß derselbe sehr zerklüftete bleiche Quarzporphyr ebenso wie dort auf jener Höhe vorkomme und solches fast allen höchsten Punkten des nordwestlichen Theiles des Thüringer Waldes eigenthümlich sei. Er sagte darauf: „Dies ist eine sonderbare und merkwürdige Erscheinung und kann vielleicht künftig zu bedeutenderen Schlüssen in der Geognosie Veranlassung geben. Wir sind überhaupt bloß da, um die Natur zu beobachten; erfinden können wir in derselben nichts. Daher können auch die meteorologischen Beobachtungen, wenn solche unermüdet fortgesetzt werden, gewiß noch zu bedeutenden Resultaten führen.“ — Beim Wagen angelangt, ergötzte er sich nochmals an der herrlichen Aussicht und der köstlichen Umgebung, deren Anblick bei so reinem Himmel ein besonders günstiger war, setzte sich wieder in den Wagen und nöthigte mich, mich zu ihm zu setzen. So begleitete ich ihn wieder bis in den Gasthof ‚Zum Löwen‘, auf welchem Wege mir noch manche köstliche Belehrung in seiner Kraftsprache zutheil wurde.

Bei seiner Ankunft waren die beiden Enkel bereits aus dem Gebirge zurückgekehrt. Goethe unterhielt sich mit ihnen über das, was sie gesehen, und hatte eine innige Freude an ihren Antworten und bisweilen wirklich recht scharfsinnigen Bemerkungen.

Es war 2 Uhr, und ich mußte zur Tafel bei ihm bleiben, wo die Gespräche fortgesetzt und von den beiden

Enkeln die abenteuerlichen Wege durch die Fichtenwälder, da sie bisweilen die steilsten Abhänge hinauf und hinunter gegangen waren, sehr malerisch geschildert wurden. Der erhabene Apapa (so nannten ihn seine Enkel) hatte seine herzliche Freude darüber, wie seine freundlichen Gesichtszüge verriethen.

Nachmittags war der Geheime Rath und Oberjägermeister von Fritsch eingetroffen, da er in Weimar vernommen hatte, daß Goethe hierher gereist sei, um seinen Geburtstag hier zu feiern, zu welchem Tage er ihn zur Tafel lud.

1386.

1831, 28. August.

Feier von Goethes Geburtstag in Ilmenau.

Am 28. August früh 5 Uhr wurde im Gasthof Zum Löwen vor dem Zimmer, welches Goethe bewohnte, vom hiesigen Stadtmusicus Merten mit einem Musikcorps auf Blasinstrumenten der Choral ‚Nun danket alle Gott‘ angestimmt zu seiner großen Freude und Überraschung. Nachdem noch einige Musikstücke vorgetragen waren, überreichten hiesige Jungfrauen ein Gedicht des Herrn Superintendenten Schmidt. Mittags vereinigte das Mahl bei dem Herrn Geheimen Rath v. Fritsch die hiesigen Geistlichen und Beamten zur gemeinschaftlichen Feier. Auf Goethes Gesicht malte sich die größte Heiterkeit, und die froheste Laune hatte

ihn begleitet. Nach der Tafel bemerkte er das dem Forsthause gegenüber liegende alte Schlößchen und erinnerte sich des darin noch wohnenden alten Freundes, des Kaufmanns Hetzer, welcher in gleichem Alter mit ihm war. Er ging also zu Fuß hinüber, um ihn zu besuchen, bei welcher Gelegenheit er sich mit großer Lebhaftigkeit der frühesten Jugendjahre mit ihm erinnerte, wie sie sich beide in Frankfurt a. M. kennen gelernt hatten.

Nachmittags wurde in Begleitung des Herrn Geheimen Rath v. Fritsch nach Elgersburg gefahren, um die herrliche Felsengruppe des Körnbaches zu sehen. Eigenhändig schrieb er seinen Namen in das, in der Porzellanmassenmühle ausgelegte Stammbuch für Fremde und fuhr darauf wieder zurück nach Ilmenau. Abends ließ ich mit Janitscharenmusik die ganze Kammerberger Bergknappschaft mit ihren Grubenlichtern aufziehen und ihm eine Abendmusik vor dem Gasthof Zum Löwen bringen, wobei die Bergknappen auch ‚den Bergmann und den Bauer‘ dramatisch aufführten. Das erfreute ihn ganz besonders, hauptsächlich wegen seiner beiden Enkel. Mit Vergnügen erinnerte er sich des Stückes aus früherer Zeit, da er noch mit dem Geheimen Rath v. Voigt die Immediatcommission des hiesigen Silber- und Kupferbergbaues bildete. Auch in seinem ‚Wilhelm Meister‘ ist auf dieses Bergmannsspiel bezuggenommen.

1387.

1831, Ende August.

Mit Mahr.

Da er mir die Versicherung gegeben hatte, mein Besuch werde ihm angenehm sein, sooft es meine Geschäfte erlaubten, auch könne ich mit dem Frühesten kommen, da er früh um 4 Uhr aufstehe, so besuchte ich ihn während seines sechstägigen Aufenthalts jeden Morgen und fand ihn fast jedesmal, auch um 5 Uhr, am Arbeitstisch entweder mit der Bleifeder schreibend oder lesend. Als ich ihn am 29. August in gleicher Beschäftigung antraf, bemerkte er, daß ihm sein Freund v. Knebel aus Jena die Übersetzung eines älteren römischen Geschichtsschreibers zugeschickt habe, aus welcher er sehe, daß sich die Gesinnungen der lebenden Menschheit stets wiederholen; er habe gefunden, daß vor sechshundert Jahren fast derselbe Geist unter dem Volke geherrscht habe, wie jetzt — mit Beziehung auf die kurz vorher erfolgten revolutionären Bewegungen. Als ich mir darauf die Frage erlaubte, was er von diesen Bewegungen halte, gab er mir die Frage zurück: „Ist's dadurch besser geworden?" Besser glaubte ich nicht, aber manches anders, worauf er erwiederte: „Durch Stolpern kommt man bisweilen weiter, man muß nur nicht fallen und liegen bleiben."

Auch fragte mich Goethe: ob das kleine Haus auf dem Schwalbenstein noch stände. Leider mußte ich ihm

bemerken, daß solches nicht mehr existire, doch konnte ich ihm eine Zeichnung davon vorlegen. Er bemerkte darauf, daß ihm in diesem kleinen Hause, in welchem er sich sonst oft aufgehalten habe, die erste Idee zur „Iphigenie auf Tauris' gekommen sei. Das kleine Jagdhaus stand am Hangeberg zwischen Ilmenau und Manebach und gewährte auf seinem hohen Felsen in der düstern Fichtenwaldung die herrlichste Aussicht in das Manebacher Gebirgsthal.

Goethe verließ darauf Ilmenau mit der Versicherung, im künftigen Jahre seinen Geburtstag womöglich wieder hier feiern zu wollen.

1388.

1831, 8. October.

Mit Friedrich und Clara Wieck.

Am Sonnabend [8. October] Mittag 12 Uhr hatten wir eine Audienz bei Goethe, wo Clara zweimal gespielt. Was Goethe alles mit ihr gesprochen, wie er Clara aufgenommen, ihr selbst ein Kissen aus dem Vorsaal geholt und auf den Stuhl untergelegt, ja, sogar sagte: „Clara's Spiel macht die Composition vergessen!" alles dies ausführlich mündlich.

1389.

1831, 19. October.

Mit Riemer.

Ich bemerkte, daß Euripides in sich vereinige, was die römischen Dichter und Prosaisten des silbernen Zeitalters auszeichne, das Epigrammatische und Concise; wenn man das Conventionelle nicht zugebe, so könne man auch den Calderon nicht genießen. [Darauf Goethe:] „In der Poesie einer jeden Nation ist etwas Conventionelles, so auch bei Euripides. Zu seiner Zeit, die schon rhetorisch war, wollte man nur das sehen und hören. Es ist nicht zu läugnen, daß die Art des Sophokles und Äschylus etwas hat, was näher an die Natur geht."

1390.

1831, 1. December.

Mit Eckermann.

Ein Stündchen bei Goethe in allerlei Gesprächen. Dann kamen wir auch auf Soret.

„Ich habe," sagte Goethe, „in diesen Tagen ein sehr hübsches Gedicht von ihm gelesen, und zwar eine Trilogie, deren beide ersten Theile einen heiter ländlichen, der letzte aber, unter dem Titel ‚Mitternacht', einen schauerlich-düstern Charakter trägt. Diese ‚Mitternacht' ist ihm ganz vorzüglich gelungen. Man athmet darin wirklich den Hauch der Nacht, fast wie in den

Bildern von Rembrandt, in denen man auch die nächtliche Luft zu empfinden glaubt. Victor Hugo hat ähnliche Gegenstände behandelt, allein nicht mit solchem Glück. In den nächtlichen Darstellungen dieses unstreitig sehr großen Talents wird es nie wirklich Nacht, vielmehr bleiben die Gegenstände immer noch so deutlich und sichtbar, als ob es in der That noch Tag und die dargestellte Nacht bloß eine erlogene wäre. Soret hat den berühmten Victor Hugo in seiner ‚Mitternacht' ohne Frage übertroffen."

Ich freute mich dieses Lobes und nahm mir vor die gedachte Trilogie von Soret baldmöglichst zu lesen. „„Wir besitzen in unserer Literatur sehr wenige Trilogien,"" bemerkte ich.

„Diese Form," erwiederte Goethe, „ist bei den Modernen überall selten. Es kommt darauf an, daß man einen Stoff finde, der sich naturgemäß in drei Partien behandeln lasse, sodaß in der ersten eine Art Exposition, in der zweiten eine Art Katastrophe, und in der dritten eine versöhnende Ausgleichung stattfinde. In meinen Gedichten vom Junggesellen und der Müllerin finden sich diese Erfordernisse beisammen, wiewohl ich damals, als ich sie schrieb, keineswegs daran dachte eine Trilogie zu machen. Auch mein ‚Paria' ist eine vollkommene Trilogie, und zwar habe ich diesen Cyclus sogleich mit Intention als Trilogie gedacht und behandelt. Meine sogenannte ‚Trilogie der Leidenschaft' dagegen ist ursprünglich nicht als Trilogie concipirt,

vielmehr erst nach und nach und gewissermaßen zufällig zur Trilogie geworden. Zuerst hatte ich, wie Sie wissen, bloß die ‚Elegie‘ als selbständiges Gedicht für sich. Dann besuchte mich die Szymanowska, die denselbigen Sommer mit mir in Marienbad gewesen war und durch ihre reizenden Melodien einen Nachklang jener jugendlich-seligen Tage in mir erweckte. Die Strophen, die ich dieser Freundin widmete, sind daher auch ganz im Versmaaß und Ton jener ‚Elegie‘ gedichtet und fügen sich dieser wie von selbst als versöhnender Ausgang. Dann wollte Weygand eine neue Ausgabe meines ‚Werther‘ veranstalten und bat mich um eine Vorrede, welches mir denn ein höchst willkommener Anlaß war, mein Gedicht ‚An Werther‘ zu schreiben. Da ich aber immer noch einen Rest jener Leidenschaft im Herzen hatte, so gestaltete sich das Gedicht wie von selbst als Introduction zu jener ‚Elegie‘. So kam es denn, daß alle drei jetzt beisammenstehenden Gedichte von demselbigen liebesschmerzlichen Gefühle durchdrungen worden und jene ‚Trilogie der Leidenschaft‘ sich bildete, ich wußte nicht wie.

Ich habe Soret gerathen, mehr Trilogien zu schreiben, und zwar soll er es auch machen, wie ich eben erzählt. Er soll sich nicht die Mühe nehmen, zu irgend einer Trilogie einen eigenen Stoff zu suchen, vielmehr soll er aus dem reichen Vorrath seiner ungedruckten Poesien irgend ein prägnantes Stück auswählen und gelegentlich eine Art Introduction und versöhnenden

Abschluß hinzudichten, doch so, daß zwischen jeder der drei Productionen eine fühlbare Lücke bleibe. Auf diese Weise kommt man weit leichter zum Ziele und erspart sich viel Denken, welches bekanntlich, wie Meyer sagt, eine gar schwierige Sache ist."

Wir sprachen darauf über Victor Hugo, und daß seine zu große Fruchtbarkeit seinem Talente im hohen Grade nachtheilig.

„Wie soll einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten," sagte Goethe, „wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien und einen Roman zu schreiben, und ferner, wenn er nur zu arbeiten scheint um ungeheuere Geldsummen zusammenzuschlagen. Ich schelte ihn keineswegs, daß er reich zu werden, auch nicht, daß er den Ruhm des Tages zu ernten bemüht ist, allein wenn er lange in der Nachwelt zu leben gedenkt, so muß er anfangen weniger zu schreiben und mehr zu arbeiten."

Goethe ging darauf die ,Marion de Lorme' durch und suchte mir deutlich zu machen, daß der Gegenstand nur Stoff zu einem einzigen guten und zwar recht tragischen Act enthalten habe, daß aber der Autor durch Rücksichten ganz secundärer Art sich habe verführen lassen, seinen Gegenstand auf fünf lange Acte übermäßig auszudehnen. „Hierbei" — fügte Goethe hinzu — „haben wir bloß den Vortheil gehabt, zu sehen daß der Dichter auch in Darstellung des Details bedeutend ist, welches freilich auch nichts Geringes und allerdings etwas heißen will."

1391.

1831, 21. December.

Mit Eckermann.

Mit Goethe zu Tische. Wir sprachen, woher es gekommen, daß seine ‚Farbenlehre‘ sich so wenig verbreitet habe. „Sie ist sehr schwer zu überliefern,“ sagte er; „denn sie will, wie Sie wissen, nicht bloß gelesen und studirt, sondern sie will gethan sein, und das hat seine Schwierigkeit. Die Gesetze der Poesie und Malerei sind gleichfalls bis auf einen gewissen Grad mitzutheilen, allein um ein guter Poet und Maler zu sein, bedarf es Genie, das sich nicht überliefern läßt. Ein einfaches Urphänomen aufzunehmen, es in seiner hohen Bedeutung zu erkennen und damit zu wirken, erfordert einen productiven Geist, der vieles zu übersehen vermag, und ist eine seltene Gabe, die sich nur bei ganz vorzüglichen Naturen findet.

Und auch damit ist es noch nicht gethan; denn wie einer mit allen Regeln und allem Genie noch kein Maler ist, sondern wie eine unausgesetzte Übung hinzukommen muß, so ist es auch bei der Farbenlehre nicht genug, daß einer die vorzüglichsten Gesetze kenne und den geeigneten Geist habe, sondern er muß sich immerfort mit den einzelnen oft sehr geheimnißvollen Phänomenen und ihrer Ableitung und Verknüpfung zu thun machen.

So wissen wir z. B. im allgemeinen recht gut,

daß die grüne Farbe durch eine Mischung des Gelben und Blauen entsteht, allein bis einer sagen kann, er begreife das Grün des Regenbogens, oder das Grün des Laubes, oder das Grün des Meerwassers, dieses erfordert ein so allseitiges Durchschreiten des Farbenreiches und eine daraus entspringende solche Höhe von Einsicht, zu welcher bis jetzt kaum jemand gelangt ist."

Zum Nachtische betrachteten wir darauf einige Landschaften von Poussin. „Diejenigen Stellen," sagte Goethe bei dieser Gelegenheit, „worauf der Maler das höchste Licht fallen läßt, lassen kein Detail in der Ausführung zu, weshalb denn Wasser, Felsstücke, nackter Erdboden und Gebäude für solche Träger des Hauptlichtes die günstigsten Gegenstände sind; Dinge dagegen, die in der Zeichnung ein größeres Detail erfordern, kann der Künstler nicht wohl an solchen Lichtstellen gebrauchen.

Ein Landschaftsmaler" — sagte Goethe ferner — „muß viele Kenntnisse haben. Es ist nicht genug, daß er Perspective, Architektur und die Anatomie des Menschen und der Thiere verstehe, sondern er muß sogar auch einige Einsichten in die Botanik und Mineralogie besitzen: erstere, damit er das Charakteristische der Bäume und Pflanzen, und letztere, damit er den Charakter der verschiedenen Gebirgsarten gehörig auszudrücken verstehe. Doch ist deshalb nicht nöthig, daß er ein Mineralog vom Fache sei, indem er es vorzüglich nur mit Kalk-, Thonschiefer- und Sandsteingebirgen zu thun hat und er nur zu wissen braucht, in welchen Formen

es liegt, wie es sich bei der Verwitterung spaltet, und welche Baumarten darauf gedeihen oder verkrüppeln."

Goethe zeigte mir sodann einige Landschaften von Hermann von Swanevelt, wobei er über die Kunst und Persönlichkeit dieses vorzüglichen Menschen verschiedenes aussprach.

„Man findet bei ihm," sagte er, „die Kunst als Neigung und die Neigung als Kunst, wie bei keinem andern. Er besitzt eine innige Liebe zur Natur und einen göttlichen Frieden, der sich uns mittheilt, wenn wir seine Bilder betrachten. In den Niederlanden geboren, studirte er in Rom unter Claude Lorrain, durch welchen Meister er sich auf das vollkommenste ausbildete und seine schöne Eigenthümlichkeit auf das freieste entwickelte."

Wir schlugen darauf in einem Künstlerlexikon nach, um zu sehen was über Hermann von Swanevelt gesagt ward, wo man ihm denn vorwarf, daß er seinen Meister nicht erreicht habe. „Die Narren!" sagte Goethe. „Swanevelt war ein anderer als Claude Lorrain, und dieser kann nicht sagen, daß er ein besserer gewesen. Wenn man aber weiter nichts vom Leben hätte, als was unsere Biographen und Lexikonschreiber von uns sagen, so wäre es ein schlechtes Metier und überall nicht der Mühe werth."

1392.

1831?

Mit Hauslehrer Rothe.

Lange Zeit waren beide Brüder [Walther und Wolfgang v. Goethe] im Hause unterrichtet worden. Ein Herr Rothe, der ihr Hofmeister gewesen war, hat mir [Mejer] erzählt, wie zerstreuend dabei das gesellige Leben und gelegentlich der Umstand gewirkt habe, daß sie zu den Gespielen des Erbgroßherzogs gehörten. Auch sei die Strenge der Arbeitsordnung gering gewesen. So hatte der Lehrer dem Großvater zu klagen, daß sie nicht zu rechter Zeit aufstehen; er erhielt die Weisung, sie zu überzeugen, wie unrichtig dies gehandelt sei. Als er erwiederte, das habe er schon in aller Weise versucht, aber vergebens: „So sagen Sie: der Großvater will es." — Nach einigen Tagen berichtet Rothe: auch das habe nichts geholfen. „Hm!" — und das Gespräch war zu Ende.

1393.

1831?

Mit G. Moltke und Putsch.

Ehe ich von Weimar wieder abreiste, versäumte ich natürlich nicht, meinem hohen Gönner Goethe meine Aufwartung zu machen. Ich ging diesmal nicht allein, sondern in Begleitung eines Freundes, des Sängers Putsch, der mich in Weimar besuchte und ein glühender

Verehrer Goethes war. Der Greis, huldvoll wie immer, ermahnte mich, nie zu vergessen, daß Bescheidenheit die größte Zierde des Kunstnovizen sei. Ich stellte Goethe meinen Freund vor, dem das Glück, dem Hochgefeierten gegenüberzustehen, aus den Augen leuchtete. Putsch besaß eine sonore, sympathetische Baßstimme und bat um die Gunst, Sr. Excellenz ein Lied vorsingen zu dürfen.

„Was soll ich denn zu hören bekommen, junger Mann?" — „„Wenn Ew. Excellenz erlauben, den ‚König in Thule', componirt von Zelter."" — „Von meinem alten Freund Zelter? Das ist mir ja sehr erfreulich."

Die schöne Stimme und der Vortrag meines Freundes hatten den geliebten Herrn angenehm erregt; er dankte freundlich, und bat den überglücklichen Sänger, ihn womöglich mit noch einem Liede zu erfreuen. Sogleich sang Putsch das komische Lied: ‚Als Noah aus dem Kasten kam'. Goethe dankte wahrhaft herzlich. Ich kannte den Verfasser dieses Gedichtes nicht, erinnerte mich aber eines ähnlichen humoristischen Gedichtes aus Goethes ‚Westöstlichem Diwan': ‚Hans Adam war ein Erdenkloß'. Ziemlich naiv fragte ich nun: ob Excellenz der Verfasser dieses Gedichtes sei. Goethe antwortete lächelnd: „O nein, mein kleiner Molke! Ich habe mich zwar in meinem Leben viel mit Noah's Getränk beschäftigt, aber seinen Kasten habe ich in Ruhe gelassen."

1394.

1831?

Über Henriette Freifrau von Beaulieu, früher Gräfin Egloffstein.

Die vormalige Gräfin Egloffstein war 1802 an der Spitze der Damen, welche gegen die Fortdauer der von Goethe gestifteten Cour d'amour sich erklärten. Sie erzählt später:

Es läßt sich leicht begreifen, daß dem stolzen, an keinen Widerspruch gewöhnten Manne das Benehmen einer so unbedeutenden Person, als ich, gewaltig verdrüßlich und auffallend sein mußte, was ich aber nie geglaubt, noch für möglich gehalten hätte, ist die Art, wie er sich noch kurz vor seinem Ende gegen einen meiner besten Freunde über mich beklagte. Er habe, sagte er, niemals verschmerzen können, daß ich mich zu seinen Feinden gesellt und, durch eine böswillige Ansicht des unbedeutendsten zufälligen Ereignisses jener längstvergangenen Zeit, zu den feindseligsten Demonstrationen gegen ihn bewogen worden sei.

1395.

1831?

Mit Riemer.

„Der zweite Theil [des ‚Faust'] sollte und konnte nicht so fragmentarisch sein, als der erste. Der Verstand hat mehr Forderungen daran, als an den ersten, und in diesem Sinne mußte dem vernünftigen Leser

entgegengearbeitet werden. Die Fabel mußte sich dem Ideellen nähern und zuletzt darin entfalten, die Behandlung aber des Dichters eigenen Weg nehmen. Es gab noch manche andere, herrliche, reale und phantastische Irrthümer, in welche der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren durfte. Die Behandlung mußte aus dem Specifischen mehr in das Generische gehen; denn Specification und Varietät gehören der Jugend an."

Tizian, der große Colorist, malte im hohen Alter diejenigen Stoffe, die er früher so concret nachzuahmen gewußt hatte, auch nur in abstracto, z. B. den Sammet, nur als Idee davon — eine Anekdote, die Goethe mir mehrmals mit Beziehung auf sich erzählte.

1396.

1831?

Mit Vincenz Pol.

Damals kam Pol aus dem unglücklichen [polnischen] Titanenkampfe 1830 nach Dresden als Exulant und besuchte von dort aus Goethe. Er stand in der schönsten Jugendblüthe, eine kraftvolle, männlich schöne Gestalt..... Mit ehrenvollen Wunden, dem Kreuze Virtuti militari und den Offiziersepauletten geschmückt, meldete sich der junge Dichter bei Goethe an, ward angenommen, trat ein und sah den alten Herrn tief beschäftigt am Schreibtisch. . . . Pol wartete bescheiden. Goethe mochte den

Gast vergessen haben. Da machte Pol ‚Kehrt!‘ daß die Waffen klirrten. Nun stand Goethe auf und begrüßte ihn mit den Worten: „Sie haben viel Feuer!“ worauf a tempo die Antwort lautete: „„Ich komme auch aus dem Feuer.““ — Goethe fand Gefallen an der sympathischen Erscheinung und hielt ihn eine Stunde lang fest. Pol hatte den Vortheil, mit unserm Altmeister deutsch sprechen zu können.

1397.

Ende 1831 und Anfang 1832.

Mit Karl August Schwerdgeburth.

Vor dem Sitzen zum Malen hatte er .. eine wahrhafte Scheu, ja, er schlug es sogar Männern ab, die eine bedeutende Reihe Jahre ihm vortheilhaft bekannt waren, wie z. B. dem Hofkupferstecher Schwerdgeburth. Goethe forderte diesen ausgezeichneten Künstler selbst auf, sich für ihn zeichnen zu lassen, weil er gern dessen Bildniß in die Sammlung von Portraits der Männer haben wollte, mit welchen er zusammen gelebt hatte. Schwerdgeburth erfüllte diesen Wunsch und wurde durch die ihm zutheilgewordene Auszeichnung zum Aussprechen des schon viele Jahre gehegten Wunsches ermuthigt, daß ihm Goethe nun auch eine oder einige Stunden sitzen möchte. Goethe schlug es ihm aber mit folgenden Worten ab: „Ich habe sooft Künstlern gesessen, man hat mich damit gemartert und geplagt, und von den

vielen in der Welt coursirenden Abbildungen sind die allerwenigsten mir zudanke. Ich bin dadurch verdrüßlich geworden und habe mir zum Gesetz gemacht, mich niemandem mehr herzugeben. Vergangenen Sommer waren einige namhafte Künstler, die Empfehlungen ihrer Gönner hatten, hierher gereist, aber ich schlug es ihnen aus denselben Gründen ab und will meinen Vorsatz auch halten. Hätten wir früher davon gesprochen, so hätte ich Ihnen gern gesessen."

Der Künstler hatte während dieser Rede unverwandt sein Auge auf das Gesicht des Sprechenden gerichtet, der in der schönsten Beleuchtung vor ihm stand. Goethe entließ ihn freundlich, und Schwerdgeburth eilte nach Hause, das Bild, das ganz frisch vor seinem Geiste stand, sofort zu zeichnen. Da er schon bei früheren Besuchen ein ganz besonderes Studium, wie aus Goethes ganzem Gesicht, so besonders aus der eignen Bewegung seines Mundes gemacht hatte, die sich zeigte, wenn er tiefe Töne ausstoßend, ohne etwas zu sprechen sich doch sehr verständlich machte, so gelang die Zeichnung so gut, daß er selbst darüber erstaunt war. Der Künstler eilte nun mit dieser zu Frau v. Goethe, zeigte ihr den Entwurf, erzählte ihr die fehlgeschlagene Hoffnung und bat um die Vergünstigung, wenigstens seine Zeichnung vergleichen zu dürfen, die er zurückließ.

Durch der Schwiegertochter Verwendung und den gelungenen Versuch wurde Goethe bewogen, nach einigen

Tagen den Künstler rufen zu lassen. Als dieser ankam, trat ihm Goethe mit der Zeichnung in der Hand freundlich entgegen, klopfte ihn auf die Schulter und sagte: „Das haben Sie recht gemacht, daß Sie sich hinter die Frauenzimmer gesteckt haben. Mir ist die Entstehung dieser Zeichnung eine freudige Erscheinung, und deshalb will ich alles thun, was Sie zum Ziel Ihres Vorhabens führen kann: ich will sooft sitzen, als Sie es wünschen. Jetzt haben Sie nichts zu ändern, als den zu ernsten Zug um den Mund, wozu ich sogleich sitzen will. Wenn Sie Ihre Zeichnung auf ein anderes Blatt übergetragen haben, lassen Sie es mich wissen. Wir wollen alles Mögliche thun, Ihr so gut angefangenes Werk zur möglichsten Vollkommenheit zu bringen."

Der treffliche Künstler ging nun thätig an die Arbeit. In der Mitte des Januar war er soweit fertig, daß er Goethen die Zeichnung vorlegen konnte. Dieser fand nicht nur die Stellung nach seinem Wunsche, sondern erkannte auch das Ganze als höchst gelungen an. Er saß nur noch kurze Zeit, und als er den Künstler entließ, äußerte er noch: „Die Welt mit diesem Kupferstiche bekannt zu machen, soll mein Werk sein. Machen Sie sich rasch an die Arbeit!" Als der Künstler schon zur Thüre hinaus war, öffnete Goethe noch einmal und rief recht väterlich wohlwollend nach: „Seien Sie ja recht fleißig!"

Goethe hatte große Sorge für die Ausführung

dieses Kupferstichs. Bis zu seinem Krankwerden ließ er oft nach dem Fortgang der Arbeit fragen und zum Fleiß auffordern.

1398.

1832, 1. Januar.

Mit v. Müller und Coudray.

Zwischen 5 und 6 Uhr trafen Coudray und ich ihn sehr heiter und aufgelegt, ja er neigte sehr zu seiner Lieblingsform, der Ironie.

Als ich das Verbot von Raumer's ‚Untergang Polens' rügte, vertheidigte er es lebhaft. „Preußens frühere Handlungsweise gegen Polen jetzt wieder aufzudecken und in übles Licht zu stellen, kann nur schaden, nur aufreizen. Ich stelle mich höher, als die gewöhnlichen platten moralischen Politiker; ich spreche es geradezu aus: Kein König hält Wort, kann es nicht halten, muß stets den gebieterischen Umständen nachgeben; die Polen wären doch untergegangen, mußten nach ihrer ganzen verwirrten Sinnesweise untergehen; sollte Preußen mit leeren Händen dabei ausgehen, während Rußland und Österreich zugriffen? Für uns arme Philister ist die entgegengesetzte Handlungsweise Pflicht, nicht für die Mächtigen der Erde."

Sodann zeigte er uns die schöne Medaille Alexanders von Medici, auch einen herrlichen bronzenen Knopf aus jener Zeit, einen Amor vorstellend, zwischen zarten

Arabesken. Man trug dergleichen Knöpfe am Hute. Die Mahagoni-Schatulle, worin diese Antiquitäten und viele andere Münzen verwahrt waren, stand offen, als wir eintraten. Er schloß sie sogleich mit sichtbarer Freude, etwas vor uns zu verbergen, und holte erst später mit Feierlichkeit jene Seltenheiten heraus. Auch ein Gemälde der neuentstandenen Insel Nerita, zwischen Sicilien und Malta, mit dem vulcanischen Feuerwerk, ließ er uns schauen. „Seht hier das neueste Backwerk des Weltgeistes."

Andere Zeichnungen und Lithographien, die er vorführen wollte, waren nicht gleich zur Hand und wir wurden auf einandermal vertröstet.

Einst, erzählte er, sei er in Karlsbad mit einem österreichischen Magnaten zu Tisch gesessen, der sich entschuldigte, daß er Goethes Werke noch nicht gelesen, weil er sich zum Princip gemacht, Autoren erst dann zu lesen und anzukaufen, wenn keine veränderten Editionen mehr zu fürchten seien, d. h. nach ihrem Tode. „Sie sollten nach Wien kommen; dort macht man etwas aus solchen Leuten wie Sie sind."

Ein andermal sagte Goethe: „Ein heftiger, wenngleich ungerechter Angriff, bleibt kühn und ehrenhaft; jede Vertheidigung ist immer mißlich, sei sie auch noch so gut gemacht. Das war immer unsre Maxime."

1399.

1832, 5. Januar.

Mit Soret.

Von meinem Freunde Töpffer in Genf waren einige neue Hefte Federzeichnungen und Aquarellbilder eingegangen, größtentheils landschaftliche Ansichten aus der Schweiz und Italien, die er auf seinen Fußreisen nach und nach zusammengebracht. Goethe war von der Schönheit dieser Zeichnungen, besonders der Aquarellbilder, so sehr frappirt, daß er sagte, es sei ihm als sähe er Werke des berühmten Lory. Ich bemerkte, daß dies noch keineswegs das Beste von Töpffer sei und daß er ganz andere Dinge zu senden habe. „Ich weiß nicht was Ihr wollt!" erwiederte Goethe. „Was sollte es denn noch besser sein! Und was hätte es zu sagen wenn es auch wirklich noch etwas besser wäre! Sobald ein Künstler zu einer gewissen Höhe von Vortrefflichkeit gelangt ist, wird es ziemlich gleichgültig, ob eins seiner Werke etwas vollkommener gerathen ist als ein anderes. Der Kenner sieht in jedem doch immer die Hand des Meisters und den ganzen Umfang seines Talents und seiner Mittel."

1400.

1832, 17. Februar.

Mit Soret.

Ich hatte Goethen ein in England gestochenes Portrait von Dumont zugeschickt, das ihn sehr zu interessiren schien.

„Ich habe das Bild des bedeutenden Mannes oft und wiederholt betrachtet,“ sagte er, als ich ihn heute gegen Abend besuchte. „Anfangs hatte es etwas Zurückstoßendes für mich, welches ich jedoch der Behandlung des Künstlers zuschreiben möchte, der die Züge etwas zu hart und tief eingegraben. Aber je länger ich den im hohen Grade merkwürdigen Kopf ansah, desto mehr verschwanden alle Härten und es trat aus dem dunkeln Grunde ein schöner Ausdruck von Ruhe, Güte und geistreich-feiner Milde hervor, wie sie den klugen, wohlwollenden und für das allgemeine Beste thätigen Mann charakterisiren und der Seele des Beschauers so wohl thun.“

Wir sprachen darauf weiter über Dumont, besonders aber über die Memoiren, die er in Bezug auf Mirabeau geschrieben, und worin er die mannigfaltigen Hilfsquellen aufdeckt, die Mirabeau zu benutzen verstanden, auch die vielen Leute von Talent namhaft macht, die er zu seinen Zwecken in Bewegung gesetzt und mit deren Kräften er gearbeitet. „Ich kenne kein lehrreicheres Buch,“ sagte Goethe, „als diese Memoiren, wodurch wir in die geheimsten Winkel jener Zeit tiefe Blicke thun, und wodurch uns das Wunder Mirabeau natürlich wird, ohne daß dieser Held dadurch irgend etwas von seiner Größe verliert. Nun kommen aber die neuesten Recensenten der französischen Journale, die über diesen Punkt einwenig anders denken. Die guten Leute glauben, der Verfasser jener Memoiren

wolle ihnen ihren Mirabeau verderben, indem er das Geheimniß seiner übermenschlichen Thätigkeit enthüllt und auch andern Leuten einigen Antheil an dem großen Verdienste vindicirt, das bisher der Name Mirabeau allein verschlang.

Die Franzosen erblicken in Mirabeau ihren Hercules, und sie haben vollkommen recht. Allein sie vergessen, daß auch der Koloß aus einzelnen Theilen besteht, und daß auch der Hercules des Alterthums ein collectives Wesen ist, ein großer Träger seiner eigenen Thaten und der Thaten anderer.

Im Grunde aber sind wir alle collective Wesen, wir mögen uns stellen wie wir wollen. Denn wie weniges haben und sind wir, das wir im reinsten Sinne unser Eigenthum nennen! Wir müssen alle empfangen und lernen, sowohl von denen, die vor uns waren, als von denen, die mit uns sind. Selbst das größte Genie würde nicht weit kommen, wenn es alles seinem eigenen Innern verdanken wollte. Das begreifen aber viele sehr gute Menschen nicht und tappen mit ihren Träumen von Originalität ein halbes Leben im Dunkeln. Ich habe Künstler gekannt, die sich rühmten, keinem Meister gefolgt zu sein, vielmehr alles ihrem eigenen Genie zu danken zu haben. Die Narren! Als ob das überall anginge! Und als ob sich die Welt ihnen nicht bei jedem Schritte aufdränge und aus ihnen trotz ihrer eigenen Dummheit etwas machte! Ja ich behaupte, wenn ein solcher Künstler nur an den Wänden dieses

Zimmers vorüberginge und auf die Handzeichnungen einiger großen Meister, womit ich sie behängt habe, nur flüchtige Blicke würfe, er müßte, wenn er überall einiges Genie hätte, als ein Anderer und Höherer von hier gehen.

Und was ist denn überhaupt Gutes an uns, wenn es nicht die Kraft und Neigung ist, die Mittel der äußern Welt an uns heranzuziehen und unsern höhern Zwecken dienstbar zu machen? Ich darf wohl von mir selber reden und bescheiden sagen wie ich fühle. Es ist wahr, ich habe in meinem langen Leben mancherlei gethan und zustande gebracht, dessen ich mich allenfalls rühmen könnte. Was hatte ich aber, wenn wir ehrlich sein wollten, das eigentlich mein war, als die Fähigkeit und Neigung, zu sehen und zu hören, zu unterscheiden und zu wählen, und das Gesehene und Gehörte mit einigem Geist zu beleben und mit einiger Geschicklichkeit wiederzugeben. Ich verdanke meine Werke keineswegs meiner eigenen Weisheit allein, sondern Tausenden von Dingen und Personen außer mir, die mir dazu das Material boten. Es kamen Narren und Weise, helle Köpfe und bornirte, Kindheit und Jugend wie das reife Alter: alle sagten mir, wie es ihnen zu Sinne sei, was sie dachten, wie sie lebten und wirkten und welche Erfahrungen sie sich gesammelt, und ich hatte weiter nichts zu thun, als zuzugreifen und das zu ernten, was andere für mich gesäet hatten.

Es ist im Grunde auch alles Thorheit, ob einer

etwas aus sich habe, oder ob er es von andern habe; ob einer durch sich wirke, oder ob er durch andere wirke: die Hauptsache ist, daß man ein großes Wollen habe und Geschick und Beharrlichkeit besitze, es auszuführen; alles übrige ist gleichgültig. Mirabeau hatte daher vollkommen recht, wenn er sich der äußern Welt und ihrer Kräfte bediente wie er konnte. Er besaß die Gabe, das Talent zu unterscheiden, und das Talent fühlte sich von dem Dämon seiner gewaltigen Natur angezogen, sodaß es sich ihm und seiner Leitung willig hingab. So war er von einer Masse ausgezeichneter Kräfte umgeben, die er mit seinem Feuer durchdrang und zu seinen höhern Zwecken in Thätigkeit setzte. Und eben daß er es verstand, mit andern und durch andere zu wirken, das war sein Genie, das war seine Originalität, das war seine Größe."

1401.

1832, 26. Februar.

Mit v. Müller.

Abends. Er frug nach Professor Kunze's*) Vorlesungen, und dies gab bald Veranlassung zu den

*) Kunze in Weimar, zur Zeit Hofrath und Professor der Mathematik, wurde von v. Müller auch bestimmt, über Goethe's Farbenlehre sich zu verbreiten. Als Kunze's Vorlesung nicht polemisch ausfiel, äußerte Goethe . . .: „Das muß ein artiger junger Mann sein."

interessantesten Äußerungen seinerseits, da sich seine Theilnahme an unsern Naturstudien fortwährend steigerte, als er hörte, daß wir an der Farbenlehre stünden.

„Die Sache ist eigentlich sehr einfach, aber gerade darum schwer. Die größten Wahrheiten widersprechen oft geradezu den Sinnen, ja fast immer. Die Bewegung der Erde um die Sonne — was kann dem Augenschein noch absurder sein? Und doch ist es die größte, erhabenste, folgenreichste Entdeckung, die je der Mensch gemacht hat, in meinen Augen wichtiger als die ganze Bibel.

Es ist mit der Farbenlehre wie mit dem Whist oder Schachspiel. Man kann einem alle Regeln dieses Spiels mittheilen und er vermag es doch nicht zu spielen. Es kommt nicht darauf an, jene Lehre durch Überlieferung zu lernen, man muß sie selbst machen, etwas thun.

Die Natur spielt immerfort mit der Mannichfaltigkeit der einzelnen Erscheinungen, aber es kommt darauf an, sich dadurch nicht irren zu lassen, die allgemeine stetige Regel zu abstrahiren, nach der sie handelt.

Ihr andern habt es gut, Ihr geht in den Garten, in den Wald, beschaut harmlos Blumen und Bäume, während ich überall an die Metamorphosenlehre erinnert werde und mit dieser mich abquäle.

Im Jahre 1834 kommt der große Komet; schon habe ich an Schrön nach Jena geschrieben, eine vor-

läufige Zusammenstellung der Notizen über ihn zu machen, damit man einen so merkwürdigen Herrn wohl vorbereitet und würdig empfange."

1402.

1832, 2.(?) März.

Mit Eckermann.

Goethe erzählte bei Tische, daß der Baron Karl v. Spiegel ihn [am 25. Februar] besucht, und daß er ihm überdiemaßen wohl gefallen. „Er ist ein sehr hübscher junger Mann," sagte Goethe; „er hat in seiner Art, in seinem Benehmen ein Etwas, woran man sogleich den Edelmann erkennt. Seine Abkunft könnte er ebensowenig verleugnen, als jemand einen höhern Geist verleugnen könnte. Denn beides, Geburt und Geist, geben dem, der sie einmal besitzt, ein Gepräge, das sich durch kein Incognito verbergen läßt. Es sind Gewalten wie die Schönheit, denen man nicht nahe kommen kann, ohne zu empfinden daß sie höherer Art sind."

1403.

1832, 3. März.

Mit Karl Wilhelm Göttling.

In der alten Literatur zog ihn vorzüglich Euripides an, den er sehr schätzte. Das Fragment vom Drama ‚Phaethon' interessirte ihn so sehr, daß er bei

einem Besuch des Professor G[öttling] am 3. März eine abermalige Revision der Herstellung verhieß. Er sagte unter anderm: „Sie wissen, daß mir Hermann seine Ausgabe der ‚Iphigenia‘ dedicirt hat. Es hat mich gefreut, auch darum, weil ihr Philologen in euren Urtheilen constant bleibt. Ich werde von ihm tenuem spiritum Grajae Camenae Germanis monstrator genannt, womit er fast scheint haben andeuten zu wollen, daß ihm Euripides nicht sehr hoch stehe. Aber so seid Ihr! Weil Euripides einpaar schlechte Stücke wie ‚Elektra‘ und „Helena‘ geschrieben und weil ihn Aristophanes gehudelt hat, so stellt Ihr ihn tiefer, als andere. Nach seinen besten Producten muß man einen Dichter beurtheilen, nicht nach seinen schlechtesten. Überhaupt seid ihr Philologen, obgleich Ihr einen gewissen unverächtlichen Geschmack habt und durch eure solide, stämmige Bildung immer einen großen Einfluß auf die Literatur behaupten werdet, doch eine Art Wappenkönige. Wie diese nur das für ein gutes Geschlecht halten, welches seit Jahrhunderten dafür gegolten hat, und wie sie z. B. meinen Stamm deshalb für einen schwachen halten würden, so thut Ihr es in der Literatur mit Euripides: weil der seit langer Zeit angefochten wird, fechtet Ihr ihn auch an. Und was für prächtige Stücke hat er doch gemacht! Für sein schönstes halte ich die ‚Bakchen‘. Kann man die Macht der Gottheit vortrefflicher und die Verblendung der Menschen geistreicher darstellen, als es hier geschehen ist? Das

Stück gäbe die fruchtbarste Vergleichung einer modernen dramatischen Darstellbarkeit der leidenden Gottheit in Christus mit der antiken eines ähnlichen Leidens, um daraus desto mächtiger hervorzugehen, in Dionysus."

1404.

1832, erstes Drittel des März.

Mit Eckermann.

Wir sprachen über die tragische Schicksalsidee der Griechen.

„Dergleichen," sagte Goethe, „ist unserer jetzigen Denkungsweise nicht mehr gemäß, es ist veraltet und überhaupt mit unsern religiösen Vorstellungen in Widerspruch. Verarbeitet ein moderner Poet solche frühere Ideen zu einem Theaterstück, so sieht es immer aus wie eine Art von Affectation. Es ist ein Anzug, der längst aus der Mode gekommen ist, und der uns, gleich der römischen Toga, nicht mehr zu Gesicht steht.

Wir Neuern sagen jetzt besser mit Napoleon: die Politik ist das Schicksal. Hüten wir uns aber mit unsern neusten Literatoren zu sagen, die Politik sei die Poesie, oder sie sei für den Poeten ein passender Gegenstand. Der englische Dichter Thomson schrieb ein sehr gutes Gedicht über die Jahreszeiten, allein ein sehr schlechtes über die Freiheit, und zwar nicht aus Mangel an Poesie im Poeten, sondern aus Mangel an Poesie im Gegenstande.

Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er dieses thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Bornirtheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen.

Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist, und das er ergreift und bildet wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt, und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er hinabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.

Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurtheile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und undankbare Anforderungen zu machen, wäre ebenso als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vater-

land eines Regimentschefs aber ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um politische Dinge gar nicht bemüht, als soweit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie so gut einzuexerciren und in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen.

Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht.

Sie wissen, ich bekümmere mich im Ganzen wenig um das, was über mich geschrieben wird, aber es kommt mir doch zu Ohren, und ich weiß recht gut, daß, so sauer ich es mir auch mein Leben lang habe werden lassen, all mein Wirken in den Augen gewisser Leute für nichts geachtet wird, eben weil ich verschmäht habe, mich in politische Parteiungen zu mengen. Um diesen Leuten recht zu sein, hätte ich müssen Mitglied eines Jacobinerclubs werden und Mord und Blutvergießen predigen! — Doch kein Wort mehr über diesen schlechten Gegenstand, damit ich nicht unvernünftig werde, indem ich das Unvernünftige bekämpfe."

Gleicherweise tadelte Goethe die von andern so sehr gepriesene politische Richtung in Uhland. „Geben Sie acht," sagte er, „der Politiker wird den Poeten aufzehren.

Mitglied der Stände sein und in täglichen Reibungen und Aufregungen leben, ist keine Sache für die zarte Natur eines Dichters. Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland."

1405.

1832, 10. März.

Mit Pauline Hase geb. Härtel und Laura Weiße geb. Richter.

Wir setzten uns in einen Einspänner und hatten unterwegs noch tausend Witze, wie wir aber in Weimar ankamen nur gerade Zeit, die Locken aufzumachen; es schlug zwölf, die Zeit, wo Goethe Besuche annimmt, wenn er dazu gestimmt ist. Wir konnten uns nicht mehr besinnen, ob wir noch wollten, ob nicht. Wir standen endlich in seinem Hause; ich fragte den Kammerdiener in Todesangst zitternd, ob wir den Herrn Geheimen Rath einen Augenblick sehen könnten; er ging hinein. Ich kann Dir das Gefühl nicht beschreiben, was ich hatte: jetzt war keine Rückkehr möglich; wir lachten immer noch, aber es vergingen mir immer so die Gedanken, daß ich ohnmächtig zu werden fürchtete. Der Kammerdiener kam: Es würde sehr angenehm sein

— und führte uns in eine Stube indeß. Es war eine fürchterliche Gluth darin; drei Stühle standen wie für uns hingesetzt an einem kleinen runden Tisch am Fenster; einer hatte ein schönes Schlafkissen, seinen Platz zu bezeichnen. An den Wänden hingen Handzeichnungen, unter dem Spiegel standen niedliche Arbeiten und mancherlei Spielzeug seiner Enkel, die viel bei ihm sind.

Nach ungefähr drei Minuten kam er. Wie viele sagen: es ist einem, als wenn man in den Boden geschlagen würde — so war es uns nicht, aber als er so ruhig und langsam hereintrat und so freundlich auf uns zukam, war es überaus ergreifend und ich mußte mich ungeheuer zusammennehmen, ihn anreden zu können.

Das Gespräch konnte sich natürlich nicht sehr aus den Gegenständen eines ersten Zusammenkommens herausbewegen, doch war die ganze, unbeschreiblich ruhig freundliche Weise, die er hatte, so rührend von dem großen Manne, so vertrauenerweckend, daß sich die frühere Angst ganz verlor. Er sprach: von seinem früheren öfteren Aufenthalt in Jena, wie jetzt all' die Beziehungen dort für ihn aufgehört hätten, als einen alten Mann, dem viele vorausgehen; von den Unruhen überall, insbesondere von Leipzig; flüchtig über englische und italienische Sprache und über unsere Vorliebe für eine derselben u. s. w. Wunderlich seltsam kam es mir vor, wie er fragte, wie es Frommanns ging, was Alwine machte und ob ich die junge Froriep

noch gekannt hätte. Es war mir wunderbar, daß er nach Bekannten, über Bekannte von mir fragte. Du [Elwine Härtel] kannst der Froriep, wenn Du sie siehst, sagen, daß er von ihr sagte: Es wäre eine hübsche Frau, ein liebenswürdiges, natürliches Kind.

Als ich aufstand, gab er uns beiden freundlich die Hand und sagte: Meine lieben Damen, ich habe mich sehr gefreut, daß Sie sich meiner hier erinnert haben. Er ging mit uns bis zur Thür und wir entzückt in den Gasthof zurück, denn ein Besuch bei der jungen Frau von Goethe, den wir, im Fall es uns verunglückte, machen wollten, damit sie ein Wort zu ihm noch sagen möchte, war ganz unnöthig und wir hatten mehr Lust, uns darüber auszusprechen, über das, was wir vollbracht.

1406.

1832, 10. März.

Mit Coudray.

Den 10. März ward mir zum letzten Mal die Freude, einige Abendstunden mit Goethe in traulicher Unterhaltung zu verleben, wie dieses seit vielen Jahren wöchentlich ein- auch zweimal zu geschehen pflegte. Bei diesen Besuchen hatte er gewöhnlich die Güte, die aus dem Gebiete der Kunst und Technik eingegangenen Novitäten mir zur Ansicht mitzutheilen, und bot sich somit nicht selten Stoff zu einer höchst interessanten und

für mich belehrenden Unterhaltung dar; oder er ließ sich auch gerne von meiner Geschäftsthätigkeit erzählen, wo er dann an jedem Unternehmen von einiger Wichtigkeit lebhaften Antheil nahm. Bei Durchsicht der Risse, die man ihm von allen unseren größeren Bauten zu zeigen pflegte, forschte er jedesmal zunächst nach dem vorliegenden Zweck, und dann ließ er sich erklären, wie wir solchen mit den vorhandenen Mitteln zu erreichen gesucht. Diese seine rege Theilnahme erstreckte sich aber nicht allein auf die Werke der schönen Baukunst, nein, alles Gemeinnützige umfaßte er mit gleicher Wärme, daher denn auch unsere neuen Chausséeanlagen ihn sehr interessirten. Noch neuerlich ließ er sich die Risse der dermalen in Bau begriffenen Kunststraße von Weimar über Blankenhain nach Rudolstadt mittheilen, und versprach er, nächstens von dem ihm lieben Orte aus unsern Bureauplatz ohnweit Blankenhain zu besuchen, wo mit Beseitigung großer Localschwierigkeiten im eigentlichen Sinne des Wortes ein Kunststraßenbau ausgeführt und zur Verbindung ganzer Anhöhen in einer Länge von 300 Fuß ein in der Mitte 36 Fuß hoher Erddamm aufgetrieben wird.

Seinem Verlangen gemäß hatte ich an diesem Abend einen kleinen Kegel von Holz mitgebracht, der sich zerlegen läßt so, daß die durch die 5 Schnitte entstehenden Figuren — das Dreieck, der Zirkel, die Ellipse, die Parabel und Hyperbel — anschaulich werden. Ich mußte ihm erklären, wie diese Curven mittels Pro-

portionen in Grund- und Aufrissen dargestellt werden, wobei er bemerkte, daß er sich in früherer Zeit zwar nicht viel mit Mathematik, jedoch mit der Reißkunst gerne beschäftigt habe. Besondere Theilnahme schenkte er daher auch den ohnlängst ausgestellten Arbeiten der Zöglinge in unserer Gewerkschule und erfreute mich mit Zusendung eines ansehnlichen Geschenkes im Namen der Frau Großherzogin Kaiserlichen Hoheit zum Ankauf von Vorbildern, Reißzeugen und Zeichenmaterialien als Prämien für die verdientesten Schüler.

Nach dem vorgedachten Modell meines Kegels verlangte Goethe, daß ich ihm einen ähnlichen verfertigen lassen möchte, jedoch sollte dessen Basis das Doppelte seiner Höhe erhalten, sodaß er nicht in einen spitzen, sondern in einen rechten Winkel auslaufe, wobei er äußerte, daß er diesen Kegel so für seine Zwecke brauche.

1407.

1832, 11. März.

Mit Eckermann.

Abends ein Stündchen bei Goethe in allerlei guten Gesprächen. Ich hatte mir eine englische Bibel gekauft, in der ich zu meinem großen Bedauern die apokryphischen Bücher nicht enthalten fand, und zwar waren sie nicht aufgenommen als nicht für ächt gehalten und als nicht göttlichen Ursprungs. Ich vermißte den durch und durch edeln Tobias, dieses Musterbild eines frommen

Wandels, ferner die Weisheit Salomonis und Jesus Sirach: alles Schriften von so großer geistiger und sittlicher Höhe, daß wenig andere ihnen gleichkommen. Ich sprach gegen Goethe mein Bedauern aus über die höchst enge Ansicht, wonach einige Schriften des Alten Testaments als unmittelbar von Gott eingegeben betrachtet werden, andere gleich treffliche aber nicht, und als ob denn überhaupt etwas Edles und Großes entstehen könne, das nicht von Gott komme und das nicht eine Frucht seiner Einwirkung.

„Ich bin durchaus Ihrer Meinung," erwiederte Goethe. „Doch giebt es zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten. Es giebt den Standpunkt einer Art Urreligion, den der reinen Natur und Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbige bleiben und wird dauern und gelten, solange gottbegabte Wesen vorhanden. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann giebt es den Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen, doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, solange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, gar schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche aber tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit allen geholfen und damit

vielen wohl werde. Dadurch, daß der christlichen Kirche der Glaube beiwohnt, daß sie als Nachfolgerin Christi von der Last menschlicher Sünde befreien könne, ist sie eine sehr große Macht. Und sich in dieser Macht und diesem Ansehen zu erhalten und so das kirchliche Gebäude zu sichern, ist der christlichen Priesterschaft vorzügliches Augenmerk.

Sie hat daher weniger zu fragen, ob dieses oder jenes biblische Buch eine große Aufklärung des Geistes bewirke und ob es Lehren hoher Sittlichkeit und edler Menschennatur enthalte, als daß sie vielmehr in den Büchern Mose auf die Geschichte des Sündenfalls und die Entstehung des Bedürfnisses nach dem Erlöser Bedeutung zu legen, ferner in den Propheten die wiederholte Hinweisung auf Ihn, den Erwarteten sowie in den Evangelien sein wirkliches irdisches Erscheinen und seinen Tod am Kreuze, als unserer menschlichen Sünden Sühnung, im Auge zu halten hat. Sie sehen also, daß für solche Zwecke und Richtungen und auf solcher Wage gewogen sowenig der edle Tobias als die Weisheit Salomonis und die Sprüche Sirachs einiges bedeutende Gewicht haben können.

Übrigens, ächt oder unächt sind bei Dingen der Bibel gar wunderliche Fragen. Was ist ächt, als das ganz Vortreffliche, das mit der reinsten Natur und Vernunft in Harmonie steht und noch heute unserer höchsten Entwickelung dient! Und was ist unächt, als das Absurde, Hohle und Dumme, was keine Frucht

10*

bringt, wenigstens keine gute! Sollte die Ächtheit einer biblischen Schrift durch die Frage entschieden werden, ob uns durchaus Wahres überliefert worden, so könnte man sogar in einigen Punkten die Ächtheit der Evangelien bezweifeln, wovon Marcus und Lucas nicht aus unmittelbarer Ansicht und Erfahrung, sondern erst spät nach mündlicher Überlieferung geschrieben, und das letzte von dem Jünger Johannes, erst im höchsten Alter. Dennoch halte ich die Evangelien alle vier für durchaus ächt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausging und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche erschienen ist. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm, als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit. Fragt man mich, ob es in meiner Natur sei, die Sonne zu verehren, so sage ich abermals: Durchaus! Denn sie ist gleichfalls eine Offenbarung des Höchsten, und zwar die mächtigste, die uns Erdenkindern wahrzunehmen vergönnt ist. Ich anbete in ihr das Licht und die zeugende Kraft Gottes, wodurch allein wir leben, weben und sind, und alle Pflanzen und Thiere mit uns. Fragt man mich aber, ob ich geneigt sei mich vor einem Daumenknochen des Apostels Petri oder Pauli zu bücken, so sage ich: Verschont mich und bleibt mir mit euern Absurditäten vom Leibe! ‚Den Geist dämpfet nicht!‘ sagt der Apostel [Paulus]. Es ist gar viel Dummes

in den Satzungen der Kirche. Aber sie will herrschen, und da muß sie eine bornirte Masse haben, die sich duckt und die geneigt ist sich beherrschen zu lassen. Die hohe reichdotirte Geistlichkeit fürchtet nichts mehr als die Aufklärung der untern Massen. Sie hat ihnen auch die Bibel lange genug vorenthalten, so lange als irgend möglich. Was sollte auch ein armes christliches Gemeindeglied von der fürstlichen Pracht eines reichdotirten Bischofs denken, wenn es dagegen in den Evangelien die Armuth und Dürftigkeit Christi sieht, der mit seinen Jüngern in Demuth zu Fuße ging, während der fürstliche Bischof in einer von sechs Pferden gezogenen Carrosse einherbraust!

Wir wissen gar nicht," fuhr Goethe fort, „was wir Luthern und der Reformation im allgemeinen alles zu danken haben. Wir sind frei geworden von den Fesseln geistiger Bornirtheit, wir sind infolge unserer fortwachsenden Cultur fähig geworden, zur Quelle zurückzukehren und das Christenthum in seiner Reinheit zu fassen. Wir haben wieder den Muth, mit festen Füßen auf Gottes Erde zu stehen und uns in unserer gottbegabten Menschennatur zu fühlen. Mag die geistige Cultur nun immer fortschreiten, mögen die Naturwissenschaften in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen, und der menschliche Geist sich erweitern wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, wird er nicht hinauskommen!

Je tüchtiger aber wir Protestanten in edler Entwickelung voranschreiten, desto schneller werden die Katholiken folgen. Sobald sie sich von der immer weiter umsichgreifenden großen Aufklärung der Zeit ergriffen fühlen, müssen sie nach, sie mögen sich stellen wie sie wollen und es wird dahin kommen, daß endlich alles nur eins ist.

Auch das leidige protestantische Sectenwesen wird aufhören, und mit ihm Haß und feindliches Ansehen zwischen Vater und Sohn, zwischen Bruder und Schwester; denn sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bißchen so oder so im äußern Cultus nicht mehr sonderlichen Werth legen.

Auch werden wir alle nach und nach aus einem Christenthum des Worts und Glaubens immer mehr zu einem Christenthum der Gesinnung und That kommen."

Das Gespräch wendete sich auf große Menschen, die vor Christus gelebt, unter Chinesen, Indiern, Persern und Griechen, und daß die Kraft Gottes in ihnen ebenso wirksam gewesen als in einigen großen Juden des Alten Testaments. Auch kamen wir auf die Frage, wie es mit Gottes Wirkungen stehe in großen Naturen der jetzigen Welt, in der wir leben.

„Wenn man die Leute reden hört," sagte Goethe, „so sollte man fast glauben, sie seien der Meinung, Gott habe sich seit jener alten Zeit ganz in die Stille zurückgezogen, und der Mensch wäre jetzt ganz auf

eigene Füße gestellt und müsse sehen wie er ohne Gott und sein tägliches unsichtbares Anhauchen zurechtkomme. In religiösen und moralischen Dingen giebt man noch allenfalls eine göttliche Einwirkung zu, allein in Dingen der Wissenschaft und Künste glaubt man, es sei lauter Irdisches und nichts weiter als ein Product rein menschlicher Kräfte.

Versuche es aber doch nur einer und bringe mit menschlichem Wollen und menschlichen Kräften etwas hervor, das den Schöpfungen, die den Namen Mozart, Rafael oder Shakespeare tragen, sich an die Seite setzen lasse. Ich weiß recht wohl, daß diese drei Edeln keineswegs die einzigen sind, und daß in allen Gebieten der Kunst eine Unzahl trefflicher Geister gewirkt hat, die vollkommen so Gutes hervorgebracht als jene Genannten, allein, waren sie so groß als jene, so überragten sie die gewöhnliche Menschennatur in ebendem Verhältniß und waren ebenso gottbegabt als jene.

Und überall: was ist es und was soll es? — Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höhern Naturen wirksam, um die geringern heranzuziehen."

1408.

1832, 12. März.

Mit Coudray, v. Müller und Eckermann.

Am 12. . . . ließ mich Goethe zum Mittagessen einladen. Ich hatte mich etwas vor 2 Uhr eingefunden und traf ihn mit der Durchsicht von Skizzen und Zeichnungen beschäftigt, die er in früherer Zeit selbst gefertigt hatte. Goethe sagte mir: „Ich bin im Begriff auszusuchen, was des Aufbewahrens nicht werth ist und vernichtet werden soll." Ich erlaubte mir hierauf zu erwiedern, daß von diesen Skizzen auch die unbedeutendste aufbewahrt werden möchte; denn jede habe ihren eigenen Werth und in allen sei der Genius zu erkennen, der sie entworfen habe; gewiß werde für jeden seiner vielen Verehrer der Besitz auch des flüchtigsten dieser Entwürfe dereinst unendlich kostbar bleiben. Ich benutzte diese Gelegenheit, um die Zeichnungen von Goethes eigener Hand, deren Durchsicht mich schon mehrmal ergötzt hatte, noch einmal zu besehen, und fand unter anderen eine mir nicht unbekannt dünkende Straßenansicht in Kurhessen, die mir Goethe als eine Poststation auf der Straße von Fulda nach Frankfurt erklärte, wo er solche, auf Postpferde wartend, aus dem Fenster des Posthauses mit einer Schreibfeder und Dinte ohne Vorzeichnung mit Bleistift frei entworfen hatte. Auf diese Weise sind wohl mehrere dieser Skizzen entstanden, von welchen ein Theil auf blauem Papier

in leichten Umrissen entworfen, mit Sepia schattirt und die Lichter weiß aufgesetzt sind; einige wenige sind colorirt. Bei einer solchen, einen effectvollen Sonnenuntergang darstellend, verweilte ich mit besonderem Wohlgefallen und konnte solches nicht zurückhalten, worauf Goethe, die Zeichnung anschauend, äußerte: „Ja, auch im Scheiden groß!“

Der Diener Friedrich brachte sodann den Kasten mit Zeichnungen beiseite und deckte den Tisch.

Von unserem Freunde, dem Architekten Zahn, waren aus Neapel Mittheilungen eingegangen über die neuesten Ausgrabungen in Pompeji. Diese Kunstgegenstände, besonders zwei Zeichnungen des ihm zu Ehren ‚Casa di Goethe‘ genannten Hauses und des darin gefundenen großen Mosaikgemäldes — muthmaßlich die Schlacht des Alexander gegen die Perser bei Arbela, und zwar den Hauptmoment darstellend, in welchem Alexander, mit seinen Lanzenträgern die Schaaren des Feindes durchbrechend, den Wagen des Darius erreicht, welcher sich zur Flucht wendet — in demselben Zimmer zur Kunstschau aufgestellt, gaben uns nach dem Essen Anregung zu einer ungemein heiteren und geistreichen Besprechung, an welcher auch der hinzugekommene Herr Geheimrath v. Müller Antheil nahm. Herr . . Eckermann, der mit anwesend war, sagte mir nachher, daß sich Goethe über unsere Auffassung und Deutung dieses merkwürdigen antiken Kunstwerkes sehr freundlich geäußert habe. Ich glaubte diesen kostbaren Fund in dem

nach Goethe benannten Hause zugleich als einen neuen Beweis der Beständigkeit seines Glückes ansprechen zu können, das ihm von frühester Jugend bis in das höchste Alter stets treu zur Seite gegangen, und wir freuten uns gemeinsam schon imvoraus auf die weiteren Mittheilungen aus Pompeji und auf Nachrichten von den durch Zahn veranstalteten Ausgrabungen der mit Pompeji vom Vesuv verschütteten Städte Hoplontis und Resina.

1409.

1832, 16. März.

Mit Vogel.

Da wurde ich am 16. März zu ungewöhnlich früher Stunde, schon um 8 Uhr Morgens, zu Goethe beschieden. In der Regel sah ich ihn in ärztlicher und amtlicher Beziehung jeden Vormittag erst um 9 Uhr und hatte am vorigen Tage nach langer Unterhaltung ihn sehr heiter und wohl um diese Zeit verlassen. Ich fand ihn im Bette schlummernd. Bald erwachte er, konnte sich indessen nicht sogleich völlig ermuntern und klagte, er habe sich bereits gestern während der Rückfahrt von einer, in sehr windigem kalten Wetter zwischen 1 und 2 Uhr Nachmittags unternommenen Spazierfahrt unbehaglich gefühlt, darauf nur wenig und ohne rechten Appetit essen mögen, das Bette zeitig gesucht und in demselben eine, zum größten Theile schlaflose Nacht,

unter öfters wiederkehrendem, trocknem, kurzem Husten, mit Frösteln abwechselnder Hitze und unter Schmerzen in den äußern Theilen der Brust unangenehm genug verbracht. Am wahrscheinlichsten sei eine Erkältung, die er sich vor dem Ausfahren bei dem Herübergehen aus seinem sehr stark geheizten Arbeitszimmer über den kalten Flur in die, nach der Straße zu gelegenen Gesellschaftszimmer leicht zugezogen haben könne, Ursache der gegenwärtigen Leiden.

1410.

1832, 16. März.

Mit Riemer.

Am Abend des 16. März sah und sprach der Kranke . . den Hofrath Riemer und bat denselben, ihn von seinen Sprachstudien zu unterhalten.

1411.

1832, 18. März.

Mit Vogel.

Als ich ihn Abends besuchte, lobte Goethe sein Befinden und war sehr gesprächig, besonders aber pries er in einem langen launigen Sermon den Goldschwefel, nach dessen Herkommen und ärztlichem Gebrauch er sich umständlich erkundigte.

1412.

1832, 19. März.

Mit Vogel.

Am Morgen traf ich den Kranken neben dem Bette sitzend, sehr aufgeräumt und nur noch körperlich etwas schwach. Er hatte in einem französischen Heft gelesen, fragte gewohntermaßen nach mancherlei Vorfällen und zeigte großes Begehren nach dem, zum Frühstück seit einigen Jahren herkömmlichen Glase Madeira. Ich fand keinen Grund seiner Neigung entgegen zu sein, und er trank und aß mit vielem Behagen, blieb auch fast den ganzen Tag über auf. — Gegen Abend traf ich ihn bei der Musterung von Kupferstichen, sprach mit ihm durch, was sich während seiner Krankheit in dem, ihm untergebenen Departement ereignet hatte, zeigte ihm die Berliner Cholerамedaille, über welche er sich in sehr witzigen Bemerkungen ausließ, spaßhafte Entwürfe zur Darstellung desselben Gegenstandes vorbrachte und sich vorzüglich darüber sehr vergnügt äußerte, daß er am folgenden Morgen imstande sein würde, sein gewohntes Tagewerk wieder vorzunehmen.

1413.

1832, 20. März.

Mit Vogel u. a.

Die ersten Stunden der folgenden Nacht, vom 19. auf den 20. März, schlief der Kranke sanft bei ver-

mehrter Hautausdünstung. Gegen Mitternacht wachte er auf, empfand zuerst an den Händen, welche bloß gelegen hatten, und von ihnen aus später dann auch am übrigen Körper von Minute zu Minute höher steigende Kälte. Zum Frost gesellte sich bald herumziehender reißender Schmerz, der, in den Gliedmaßen seinen Anfang nehmend, binnen kurzer Zeit die äußern Theile der Brust gleichfalls ergriff, und Beklemmung des Athems sowie große Angst und Unruhe herbeiführte. . . Die Zufälle wurden immer heftiger, dennoch erlaubte der, sonst bei den geringsten Krankheitsbeschwerden nach ärztlicher Hülfe stets so dringend verlangende Kranke dem besorgten Bedienten nicht, mich zu benachrichtigen, weil ja nur Leiden, aber keine Gefahr vorhanden sei.

Erst den andern Morgen um halb 9 Uhr wurde ich herbeigeholt. Ein jammervoller Anblick erwartete mich. Fürchterlichste Angst und Unruhe trieben den, seit lange nur in gemessenster Haltung sich zu bewegen gewohnten, hochbejahrten Greis mit jagender Hast bald ins Bett, wo er durch jeden Augenblick veränderte Lage Linderung zu erlangen vergeblich suchte, bald auf den neben dem Bette stehenden Lehnstuhl. Der Schmerz, welcher sich mehr und mehr auf der Brust festsetzte, preßte dem Gefolterten bald Stöhnen, bald lautes Geschrei aus. Die Gesichtszüge waren verzerrt, das Antlitz aschgrau, die Augen tief in ihre livide Höhlen gesunken, matt, trübe; der Blick drückte die gräßlichste

Todesangst aus. Der ganze eiskalte Körper triefte von Schweiß, den ungemein häufigen, schnellen und härtlichen Puls konnte man kaum fühlen; der Unterleib war sehr aufgetrieben; der Durst qualvoll. Mühsam einzeln ausgestoßene Worte gaben die Besorgniß zu erkennen, es möchte wieder ein Lungenblutsturz auf dem Wege sein.

Hier galt es schnelles und kräftiges Einschreiten.

— — — — — — — — — — —

Gegen Abend war kein besonders lästiger Zufall mehr vorhanden. Goethe sprach einiges mit Ruhe und Besonnenheit, und es machte ihm sichtbare Freude, als ich ihm erzählte, daß im Laufe des Tages ein höchstes Rescript eingegangen sei, welches eine Remuneration, für deren Ertheilung er sich angelegentlich verwendet hatte, gebetenermaßen verwillige.

1414.

1832, 21. März.

Ferneres während Goethes Krankheit.

a.

[Es] hatte die Frau v. Vaudreuil, Gemahlin des hiesigen französischen Gesandten, ihr Bild, von Professor Müller in Eisenach in Farben gezeichnet, Goethen als Geschenk zugesendet und dieser hatte sich an dessen Anblick mit den Worten ergötzt: „Nun, der Künstler soll gelobt werden, der nicht verdarb, was die Natur so schön vollendete.“

Auch hatte er einige Tage vorher ‚Seize mois ou la Revolution‘ von Salvandy erhalten; dieses Buch mußte Friedrich . . . aufschneiden und nebst zwei Lichtern ihm bringen, allein er konnte nur darin blättern, zu lesen vermochte er nicht.

b.

Er forderte seinen Enkel Walther auf, ihm die Raupachische Posse ‚der versiegelte Bürgermeister‘ zu erzählen. . . . . . Auch hat er, als . . . ein Steindruck seines eigenen, von Stieler gemalten, wohlgelungenen Portraits aus München eintraf, geäußert: er sei zur Gegengabe an Frau von Vaudreuil bestimmt, und er habe schon vier Zeilen gedichtet, — so nach seiner Art, — die er darunter schreiben wolle sobald er wiederhergestellt sein werde.

Gegen 11 Uhr Nachts bat er seine Schwiegertochter, sich zu Bett zu begeben und auch die Kinder zur Ruhe zu bringen. Er fragte nach den Hausfreunden, von denen er ganz richtig voraussetzte, daß sie in der Nähe wären, und äußerte: es wäre durchaus nicht nöthig, daß jemand anders, als der Bediente und der Copist John bei ihm wache. Zugleich verlangte er die aufgezeichneten Namen derjenigen zu sehen, welche sich an diesem Tage nach seinem Gesundheitszustande erkundigt hatten, verweilte bei dem Durchlesen derselben bei einzelnen länger und erinnerte, man müsse die bewiesene Theilnahme ja nicht vergessen,

wenn er wieder gesund wäre. Er forderte dann die Familienglieder noch einmal auf, sich zur Ruhe zu begeben, indem durch dieses Nachtwachen unnütz die Kraft verschwendet würde. Seinem Bedienten merkte er an, daß er von Nachtwachen sehr erschöpft sei, aber er fühlte auch, daß ein Fall eintreten könnte, wo ihm dessen schleunigste Hülfe unentbehrlich wäre; daher befahl er ihm, sich durch Schlaf zu erquicken und zwar nicht in dem Bette, das in der nur wenig entfernten Bedientenstube stand, sondern in seinem eigenen Bette, welches leer war, da er die ganze Nacht im Lehnstuhle zubrachte. Den Copist John dagegen forderte er zum Wachen auf, indem er ihm sagte: „Sie bleiben bei mir und sind aufmerksam, damit ich nicht etwa vorwärts falle, wenn ich einschlafe."

Gegen 12 Uhr schlummerte er etwa drei Viertelstunden ganz ruhig, dann mitunter noch minutenlang und fühlte sich durch Drang zum Husten und Schwierigkeit des Schleimauswurfs mitunter beklommen. Während der Nacht sagte er einigemal zum Copisten John: „Halten Sie nur treulich bei mir aus! es kann doch nur noch ein paar Tage dauern."

1415.

1832, 22. März.

Letzter Tag.

Morgens gegen 6 Uhr ließ er sich im Lehnstuhl aufrichten und ging aus seinem Schlafcabinette einige

Schritte in sein Arbeitszimmer. Hier, wo sie sich die Nacht hindurch verborgen gehalten, traf er seine Schwiegertochter an, zu welcher er freundlich scherzend sagte: „Ei, ei, Frauenzimmerchen! bist Du denn auch schon wieder heruntergekommen?“ — Er ging jedoch, sich sehr matt fühlend, sogleich wieder auf den Lehnstuhl in seinem Schlafzimmer zurück.

. . . . Obgleich der Arzt bestimmt erklärt hatte, daß keine Hoffnung vorhanden sei, ihn von dem zurückgetretenen Katarrhalfieber zu retten, so wollten doch nicht alle in dem vordern Zimmer anwesenden Freunde dieser schmerzlichen Mittheilung Glauben beimessen, zumal da das Barometer seit gestern bedeutend gestiegen war und sie aus Erfahrung wußten, welchen starken Einfluß der Zustand der Luft auf Goethes Gesundheit ausübe. Auch der Kranke selbst sprach am Morgen gegen seine Schwiegertochter die Hoffnung auf Wiedererlangung seiner Gesundheit und Kräfte aus, indem er sagte: der April brächte zwar Stürme, aber auch schöne Tage, an denen er sich durch Bewegung in der freien Natur wieder stärken wolle; ja, den Arzt bat er, er möchte ihm keine Arznei mehr geben; es gehe ja so gut.

Gegen Sonnenaufgang verschlimmerte — wie der Arzt vorausgesagt — der Zustand sich bedeutend, und die Kräfte sanken mehr und mehr. Man hatte das Zimmer ganz dunkel gelassen, um den Kranken dadurch ruhiger zu erhalten, allein er sagte: „Gebt mir Licht;

die Dunkelheit ist unangenehm.“ Bald aber schienen seine Augen zu leiden; denn er hielt wiederholt die Hand wie einen Schirm über dieselben, als wenn er sie schützen, oder etwas in der Ferne sehen wollte, sodaß man ihm den grünen Schirm gab, welchen er Abends bei dem Lesen zu tragen pflegte. Er forderte dann seine Schwiegertochter auf, sich neben ihn zu setzen, ergriff ihre Hand und hielt sie lange in der seinigen.*)

Gegen 9 Uhr verlangte Goethe, Wasser mit Wein vermischt zu trinken, und als ihm dieses gebracht wurde, richtete er sich im Lehnstuhle auf, ergriff das Glas mit fester Hand und trank es aus, jedoch erst nach der Frage: „Es wird doch nicht zu viel Wein darunter sein?“ Dann rief er John herbei und unterstützt von diesem und seinem Bedienten stand er vom Stuhle ganz auf. Vor demselben stehend, fragte er: welchen Tag im Monat man habe, und auf die Antwort, daß es der 22. sei, erwiederte er: „Also hat der Frühling begonnen, und wir können uns um so eher erholen.“ Er setzte sich dann wieder in den Armstuhl und verfiel in einen sanften Schlaf mit angenehmen Träumen; denn er sprach unter anderm: „Seht den schönen weiblichen Kopf — mit schwarzen Locken — in prächtigem

*) [Frau Hase geb. Härtel schreibt am 3. April 1832 an Elwine Härtel: Goethe habe die Hand seiner Schwiegertochter mit den letzten, von ihm gesprochenen Worten verlangt: „Nun, Frauenzimmerchen, gieb mir Dein gutes Pfötchen!“ und habe die Hand beim Eintritt des Todes noch festgehalten.]

Colorit — auf dunklem Hintergrunde." Überhaupt schien ihn ganz und gar die Kunst zu beschäftigen; denn er äußerte kurz darauf: „Friedrich, gieb mir die dort stehende Mappe mit Zeichnungen!" Da keine Mappe, sondern ein Buch an der bezeichneten Stelle stand, reichte ihm der Bediente dieses, allein der Kranke versetzte darauf: „Nicht das Buch, sondern das Portefeuille!" Der Diener versicherte, es sei kein Portefeuille, sondern nur ein Buch da, und nun ermunterte sich Goethe ganz aus dem Halbschlaf und sagte scherzend: „Nun, so war es ja wohl ein Gespenst."

Kurz darauf verlangte er kaltes Geflügel zum Frühstück. Man brachte ihm dieses; er nahm etwas davon in den Mund und wünschte zu trinken. Friedrich reichte ihm ein Glas mit Wasser und Wein, von welchem er aber nur wenig trank und die Frage an den Bedienten richtete: „Du hast mir doch keinen Zucker in den Wein gethan, der mir schadet?" Er bestellte darauf, was er zu Mittag essen wollte und überdies für den Sonnabend [den 24. März], an welchem Tage der Hofrath Vogel bei ihm speisen sollte, ein Lieblingsgericht desselben. So war er bis zum letzten Augenblicke liebend für seine Freunde besorgt.... Goethe ließ sich abermals von seinem Copisten John und Friedrich aufrichten, um in sein Arbeitszimmer zu gehen, allein er kam nur bis an den Eingang, wankte und setzte sich bald wieder in den Lehnstuhl.

Als er hier ein Weilchen saß, forderte er ein Manu-

script von Kotzebue. Es war keins zu finden und man eröffnete ihm dieses. Er erwiederte darauf: es müsse dann entwendet worden sein. Es fand sich später, daß dieses Verlangen nach dem Kotzebue'schen Manuscripte nicht durch eine bloße Phantasie erzeugt worden sei; er hatte sich nämlich vor wenigen Tagen mit seiner Bearbeitung von Kotzebue's ‚Schutzgeist' — einem Stücke, das er sehr liebte — beschäftiget und es seinem Enkel Wolf geschenkt. Man fand es später auf dem Schreibtische des letztern liegen.

Sein Geist beschäftigte sich darauf mit seinem vorausgegangenen Freund Schiller. Als er nämlich ein Blatt Papier an dem Boden liegen sah, fragte er: warum man denn Schiller's Briefwechsel hier liegen lasse; man möge denselben doch ja aufheben. Gleich darauf rief er Friedrichen zu: „Macht doch den zweiten Fensterladen in der Stube auch auf, damit mehr Licht hereinkomme!" Dies sollen seine letzten Worte gewesen sein.

Als nun das Sprechen ihm immer schwerer wurde, und er doch noch Darstellungs- und Mittheilungsdrang fühlte, zeichnete er erst mit gehobener Hand in die Luft, wie er auch in gesunden Tagen zu thun pflegte; dann schrieb er mit dem Zeigefinger der Rechten in die Luft einige Zeilen. Da die Kraft abnahm und der Arm tiefer sank, so schrieb er etwas tiefer und zuletzt — wie es schien, dasselbe — auf dem, seine Beine bedeckenden Oberbette zu wiederholten Malen.

Man bemerkte, daß er genau Interpunctionszeichen setzte, und den Anfangsbuchstaben erkannte man deutlich für ein großes W; die übrigen Züge vermochte man nicht zu deuten.

— — — — — — — — — — —

Da die Finger anfingen blau zu werden, so nahm man ihm den grünen Arbeitsschirm von den Augen und fand, daß sie schon gebrochen waren. Der Athem wurde von Augenblick zu Augenblick schwerer, ohne jedoch zum Röcheln zu werden; der Sterbende drückte sich, ohne das geringste Zeichen des Schmerzes, bequem in die linke Seite des Lehnstuhls, und die Brust, die eine Welt in sich erschuf und trug und hegte, hatte ausgeathmet.

Zeitlich nicht näher bestimmbare Gespräche.

1416.

Zwischen 1792 und 1816.

Bei Einübung einer jungen Schauspielerin.

Musiker und Sänger wußte er sehr anzuregen und ihnen oft mit wenigen Worten, aber lebhaften Geberden und Ausrufungen anschaulich zu machen, worauf es eigentlich ankomme. Dabei hatte er eine unermüdliche Geduld und Ausdauer.

Eine der ersten noch lebenden dramatischen Künstlerinnen begann ihre Laufbahn in Weimar. Sie hatte bei ihrem Debut auf den Brettern, die die Welt bedeuten, einige wenige Worte zu sagen. Goethe ließ sie zu sich kommen und sagte: „Nun, mein liebes Kind, sagen Sie mir einmal vor, was Sie morgen zu sprechen haben.“ — Sie gehorchte. Goethe belehrte sie nun und hieß sie dann die Worte wiederholen. Sie that es. „Noch einmal!“ sagte er ruhig. Sie leistete willig Folge. Da ließ er sie mit dem ruhigsten „Noch einmal!“ von der Welt dieselben Worte wohl funfzigmal wiederholen, und als ihr endlich vor innerem Ärger und zurückgedrängten Thränen die Stimme versagte, sprach er, ohne im Geringsten von ihrem Kummer und Grimm Notiz zu nehmen, zu ihr: „Nun, mein liebes

Kind! gehn Sie jetzt zuhause und überdenken Sie sich das; dann kommen Sie morgen wieder, da wollen wir es noch ebensovielmal wiederholen. Da soll es wohl gehen."

1417.

Zwischen 1796 und 1816.

Bei Bühnenproben.

In einer Probe des ‚Titus' geschah es einst, daß die Jagemann zur Unzeit in einer Coulisse sichtbar wurde. Goethe rief — wie er den Regisseur zu nennen pflegte: — „G'nast! Sorgen Sie dafür, daß das Theater frei bleibt." — Genast that, wie ihm befohlen worden. Die Jagemann, muthwillig wie sie war, schlüpfte kurz darauf aus der Coulisse in die nebenan befindliche. Da verließ Goethen die Geduld und er sprach mit gewaltiger Stimme: „Tausend Donnerwetter! Das ist ja wie in einem Taubenschlage! Ich will, daß niemand das Theater betrete, wer nicht dahin gehört." . . . .

Einandermal sollte ‚Egmont' nach Schiller's Einrichtung für die Bühne gegeben werden [1796]. Der Meister war behindert den ersten Proben beizuwohnen; dem Regisseur Genast blieb die Leitung derselben überlassen. Die Schauspieler beklagten sich imstillen, daß sie noch nicht wüßten, wie sie die Volksscene, wodurch die Tragödie eingeleitet wird, im Sinne des Dichters darstellen sollten. Endlich erscheint Goethe in der

Probe. Als er das Gewirre sah, worin die Schauspieler sich nothdürftig bewegten, rief er: „Halt!“ ging auf die Bühne und ordnete die Stellung der zunächst Beschäftigten. Damit die Scene an Abwechselung gewinne, ließ er den Seifensieder von der linken Seite her auftreten und sich an einen Tisch setzen, der besonders für ihn servirt wurde. Vansen hingegen erhielt die Weisung aus dem Hintergrunde aufzutreten. Da merkte man es deutlich, wie durch diese kunstgemäße Gruppirung den Schauspielern das Verständniß aufging und nun Sicherheit in ihre Leistungen kam.

In der Scene zwischen Herzog Alba (Graff) und Egmont (Oels) bemerkte Goethe: „Lieber Graff! Ihre Gesticulationen wären ganz gut, wenn sie dabei nicht das Gesicht verdeckten, das man nur in besonderen Fällen dem Zuschauer verbergen soll. Spielen Sie statt mit dem rechten Arme, mit dem linken, so bleibt Ihr Gesicht frei und Ihre Mimik geht dem Publicum nicht verloren. Auch ist es angemessener, die Worte, welche Alba an Egmont, der zu seiner Linken steht, richtet, mit der linken Hand vorzugsweise zu unterstützen.“ Graff verneigte sich und sagte: „„Sehr wohl, Excellenz!““

— — — — — — — — — — —

Eines Tages bemerkte der Meister sarkastisch: „Herr Oels! Ihre hintere Partie haben wir genug gesehen; zeigen Sie uns doch wieder Ihr Gesicht!“ Im Nu stand der beschämte Künstler en face seinem Chef gegenüber.

1418.

Zwischen 1796 und 1816.

Mit Friedrich Haide.

Lebhaft erinnere ich [Gotthardi] mich . . . einer, auf eine Theaterprobe von ‚Egmont‘ sich beziehenden Anekdote, die mir der Schauspieler Haide, den sie ganz eigenst betraf, persönlich mittheilte, und deren Referat ich nicht unterdrücken mag. Der genannte Künstler, der in dem Drama den Oranien gab, hatte in der Unterredung mit Egmont in der letzten Scene des zweiten Aufzugs es sich erlaubt, über die Gebühr leise zu sprechen, sodaß er für entfernter Sitzende unverständlich werden mußte. Goethe hatte ihn eine Zeit lang gewähren lassen; endlich des Dinges müde, sah er sich veranlaßt, an Haide in größter Ruhe die lauten Worte zu richten: „Ich möchte das, was ich vor dreißig Jahren geschrieben habe, denn doch auch hören.“

1419.

Zwischen 1804 und 1812 (?).

Mit Riemer u. a.

a.

Unter die biblischen Sprüche, die Goethen als fleißigem Leser der heiligen Schrift aus seiner Jugend noch immer gegenwärtig und geläufig waren, gehört

der seinem Aufsatze „Israel in der Wüste“ als Text-wort vorgesetzte:

„Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Joseph.“

Goethe machte auch im Leben vielfältig Anwendung davon, besonders wenn das gänzliche Nichtwissen seiner Zeit von dem, was vor ihr gewesen oder geschehen war, sich kund gab. Dies war häufig genug der Fall, da die Nachkommen gewöhnlich denken, mit ihnen fange die Welt und das Leben erst an, oder wie Er es aus-drückte: „Ihr Tauftag solle der Schöpfungstag sein.“

b.

„Also muß man des Todes Bitterkeit vertreiben“ war auch eines seiner biblischen Sprüchwörter.

c.

Höchst sprechend für seinen mittheilenden Charakter, den auch Schiller an ihm gefunden hatte, indem er ihn den communikabelsten aller Menschen nannte, war auch der oft vorkommende Vergleich mit der Frau im Evan-gelio und ihrem gefundenen Groschen. Wie diese ihre Freunde und Nachbarn von ihrem Glücksfunde sogleich in Kenntniß setzt, damit sie an ihrer Freude Theil nehmen, so erging es ihm bei jeder neuen wissenschaft-lichen Entdeckung, bei glücklicher Lösung eines Problems und endlicher Gewahrwerdung eines ihm lange ver-borgen gebliebenen Naturgesetzes. Er mußte sie sogleich

seinen Freunden mittheilen. Herder, Schiller, Knebel und Meyer waren immer die ersten, denen er davon Nachricht gab und sie zur Mitfreude aufforderte. Aber auch jüngere Freunde und Vertraute wurden zur Theilnahme aufgerufen; denn wie er leibliche Kost und Speise gern reichlich mitzutheilen liebte, so auch geistige noch mehr, als der „communikabelste".

d.

„Solche Mühe hat Gott dem Menschen gegeben," war bis an das Ende seines Lebens ein mehr heiter als ernst angewendetes Bibelwort, und wahrlich, Niemand hat mehr im ganzen Leben sich abgemüht als eben er. Doch der Ton, womit er es auszusprechen pflegte, indem er auf dem ü aushielt, es auch mit müde, ermüdigt, mühselig in Verbindung brachte, zeigt, daß es keine sentimentale noch hypochondrische Stimmung war, die es ihm eingab, sondern jene ironische, die er in den Briefen an Zelter definirt und die es ihm möglich machte, solche Mühe so lange auszuhalten.

e.

Goethe brauchte im gewöhnlichen Gespräch und unter Freunden viele aus fremden Sprachen entlehnte und angewöhnte Worte und Wendungen, theils in den Grundsprachen, theils in Nachbildungen, z. B. aus dem Italienischen, wie „dice bene" für: wohl gesprochen! oder Sie haben Recht! „Es tornirt etwas nicht a conto,"

non torna a conto für: es kommt nichts dabei heraus. „Das wär' oder gäb' ein precipizio," wofür man im Deutschen auch sagt: „das wär' ein Untergang, für Lärm, Skandal u. dgl." Spregiudicato, ohne Vorurtheil, und besonders auch das Trostwort bei Sachen, die zugrunde gehen oder nicht zu halten sind, worüber man sich also zufrieden geben müsse: „periamo noi, periano anche i bicchieri," welches er in Rom von einem kleinen italienischen Mädchen gehört hatte und es den Weisheitsspruch desselben nennt.

Aus dem Französischen war ihm sehr geläufig zu sagen: „das ist ein Meer auszutrinken," c'est une mer à boire, für: das ist zu weitläufig, zu umständlich, zu schwierig, und besonders die ganze französische Phrase: „ce sont les suites inévitables de la guerre," die man, besonders in der Epoche von 1806, so oft von den Franzosen hören mußte, wenn sie Klagen und Gegenvorstellungen abzufertigen suchten.

f.

Goethe sprach öfter von einem taedium vitae, das den Menschen ergreife und ihn zum Selbstmorde veranlasse, und zwar aus fremder und eigener Erfahrung, die ihn den Werther zu schreiben antrieb; desgleichen bei dem häuslichen Unheil, das Zeltern betraf und ihm zum Trost und Ersatz diese brüderliche Freundschaft von Seiten Goethes einbrachte.

g.

Die lateinische Sprache gewährte ihm besonders ausdrucksvolle und bezügliche Spruchformeln, wie difficilia quae pulchra, oder ars est de difficili et bono, oder sustine et abstine, das er selbst thatkräftig durch ein ganzes Leben hindurch ausführte, so wie er das decet imperatorem stantem mori auf das gefaßte und standhafte Benehmen hoher Personen in einem die Existenz bedrohenden Falle zu beziehen wußte.

h.

„Der Mensch ist brevis aevi," liebte Goethe besonders oft zu sagen, wenn er überhaupt auf das Unvollendete, Unzulängliche, Unerreichte im menschlichen Leben, Thun und Treiben hindeuten wollte, aber zugleich auch auf sein eigenes Streben, nur bald mit etwas fertig zu werden, nicht erst lange Entwürfe auszuspinnen, etwas ohne Aufschub zu genießen, „daß schöne Stunden im Fluge genossen werden müssen" — auch selbst „Begeisterung keine Häringswaare sei, die man einpökelt auf viele Jahre". Oft verband er damit die Worte des persischen Gesandten: „Der Mensch lebe nur fünf Tage" und „Gott sei barmherzig". Mit diesen Fünf zielt er auf das, was bereits Saadi einem Herrscher und Befehlshaber einschärft, jede Stunde der Herrschaft Gottes zu betrachten, eingedenk zu sein des Wechsels der Zeit und die Übertragung der Herrschaft

von Gott auf den Menschen zu erwägen, auf daß er sein Herz nicht hänge an diese fünf Tage Frist auf Erden ꝛc.

Da für Goethen, bei solcher Gesinnung, die Zeit „Etwas“ war, „Leben“ und „selbst ein Element“, und daß nichts höher zu schätzen sei als der Werth des Tages; daß es besser sei, das geringste Ding von der Welt zu thun als eine halbe Stunde für gering zu halten, und er darin ganz mit Leibnitzens Wahlspruch: pars vitae, quoties perditur hora, perit, übereinstimmte; auch mit Friedrichs des Großen Sentenz, jener des Seneca: Temporis unius honesta avaritia est, nachgebildet: le temps est le seul dont l'avarice soit louable — so mußte das Amici fures temporis auch eines seiner Brocardica sein, zu dessen Ausdruck ihm leider oft genug Einheimische wie Fremde, besonders Individuen von außerordentlicher Schwatzhaftigkeit, Druckserei und Sitzvermögen, Gelegenheit gaben. Manche Äußerung gegen Zelter über Fremde, die nichts bringen und nichts mitnehmen, ist daraus erklärbar.

i.

Eine der häufigsten Anwendungen, bald in vollem bald in halbem Scherz, erfuhr das Basedow'sche Witzwort Ergo bibamus, ja es ward zu einem terminus technicus gestempelt und als ein Substantiv gebraucht nicht nur für Gelegenheit, Anlaß, Grund zu Lust und

Vergnügen, sondern auch zur Persiflage einer seltsamen Folgerung.

Als Goethe diese Conclusion, die nach Basedow's Behauptung zu jeder Prämisse passen sollte, zum ersten Mal beim Dictiren der Farbenlehre, und zwar in der Polemik gegen Newton, erwähnte und sie zugleich auf die wunderliche Schlußart desselben applicirte, erlaubte ich mir die Bemerkung: es wäre dies ja der natürlichste, ungesuchteste Refrain zu einem Trinkliede selbst; man müsse nur die schlagenden Motive zu den Prämissen aussuchen, aus denen jene Conclusion folge. „Nun, versuchen Sie's einmal!“ erwiederte er; was ich denn auch bald darauf that, und ihm schien der Versuch nicht übel. Einige Zeit nachher (1810) machte er selbst das vortreffliche Ergo bibamus für Zelter's Liedertafel.

k.

Eine scherzhafte Anwendung von Klopstock's Sentenz: einige Tugenden würden belohnt und andere verziehen, war ihm gleichfalls sehr gewöhnlich. So spielt er darauf an in einem Briefe an Schiller, wo er die ernsten und nach seinem Begriff guten Aufsätze in den Propyläen — die übrigens wenig Absatz fanden — zum Troste des Buchhändlers mit etwas würzen will, damit sie, wonicht belohnt, doch wenigstens vergeben werden.

1.

Am liebenswürdigsten erschien er, wenn er aus seinen eigenen Gedichten einzelne Verse oder ganze Stellen bald mit einem besondere Wichtigkeit ausdrückenden Lehrton, bald mit einem achselzuckenden Bedauern oder auch behagliches Zugeben andeutenden Conversationston, als wie im Augenblick erst improvisirt, vorbrachte. Z. B. aus dem Reinecke Fuchs: „Und so ist es beschaffen" ꝛc. oder „handelt einer mit Honig, er leckt zuweilen die Finger", oder „wir hätten ein halb Dutzend verzehrt, wofern sie zu haben gewesen," bei Genuß eines Lieblingsgerichts, wie etwa Tauben.

Der Wirth aus den Mitschuldigen mit seinem „Minister möcht' ich sein und jeglicher Courier ging' bei mir aus und ein" wurde vorgeführt, wenn es galt, die unschuldige Neugier eines oder des andern gegenwärtigen jungen Frauenzimmers zu persifliren.

So schonte er auch sich selbst nicht, wenn die Seinigen ihn an dies und jenes erinnern mußten, indem er zugab, „ja, so sind die Herrn von Stande, ich bin auch zuweilen so" oder auch „Meint ihr denn, daß die Barone freien so wie die Plebejer?" Beides aus einer von seinen Lieblingsopern: il matrimonio segreto.

Junge Schauspielerinnen, die zu einer neuen oder größern Rolle auch neues und reiches Costüm zu

haben wünschten und ihm deshalb oft mit Bitten zusetzten, imitirte er parodirend mit der Arie einer Actrice aus den theatralischen Abenteuern [von Vulpius]: „Atlas-Kleider muß ich haben mit der schönsten Stickerei“ ꝛc. Indem er sich so als einen italienischen Impresario ansah, spielte er die Rolle desselben weiter mit den Worten: „In die Logen tret' ich höflich, grüße diesen, grüße jenen;“ denn alle diese und andere italienische Opern hatte er früher auf's Theater gebracht und deren Texte verbessert.

m.

Von den nach seiner Art parabolisch ausgedrückten heitern Einfällen sei noch einer . . erwähnt: . . Jeder Mensch habe nur ein Nösel von Höflichkeit, und dieses sei bald verbraucht.

n.

Die Unterhaltungen mit Goethe sowohl bei Tische als in den Arbeitsstunden bezogen sich, außer den vorliegenden Gegenständen, häufig auf Sprachen, alte wie moderne. Aus dem Griechischen theilte ich manche Gnome oder sonst ein Apophthegma mit, das uns zu vielen Gedanken und allerlei Anwendungen Anlaß gab; unter andern auch ein Distichon aus der Anthologie, welches sich über die Eitelkeit, Nichtigkeit und Lächerlichkeit der Welt und der menschlichen Dinge ausläßt:

ein antikes Salomonisches vanitatum vanitas und welches ungefähr also lautet:

Πάντα γέλως, καὶ πάντα κόνις, καὶ πάντα τὸ μηδέν,
Πάντα γὰρ ἐξ ἀλόγων ἔστι τὰ γεινόμενα.

„Alles nur Poss' und alles nur Dreck, und alles ein Garnichts:
Alles aus Unvernunft ist ja nur was da geschieht."

Dieses gefiel ihm so besonders, daß er bei Expectorationen über den Lauf der Welt darauf anzuspielen und mit den ersten Sylben *πάντα γέλως* nur anzuschlagen liebte wie ein Stichwort.

1420.

Zwischen 1804 und 1812.

Mit Riemer.

a.

„Die höchsten Kunstwerke sind schlechthin ungefällig, sie sind Ideale, die nur approximando gefallen können und sollen, ästhetische Imperative.

In eigentlichen Poemen ist keine als die Einheit des Gemüths.

Alles Vollendete spricht sich nicht allein, es spricht eine ganze mitverwandte Welt aus.

Der Künstler gehört dem Werke und nicht das Werk dem Künstler.

Der Dichter ist wahrhaft sinnberaubt, dafür kommt alles in ihm vor. Er stellt im eigentlichsten Sinne

das Subject-Object vor, Gemüth und Welt. Daher die Unendlichkeit eines guten Gedichts, seine Ewigkeit.

Poesie ist Poesie, von Sprech- und Redekunst unendlich verschieden.

Poesie ist Gemüthserregungskunst.

Poesie ist Darstellung des Gemüths, der inneren Welt in ihrer Gesammtheit."

b.

„Das Theater ist die thätige Reflexion des Menschen über sich selbst.

Die historischen Stücke gehören zu der angewandten Historie. Sie können theils allegorisch, theils Poesie der Geschichte sein.

Alle Darstellung der Vergangenheit ist ein Trauerspiel im eigentlichen Sinne, alle Darstellungen des Kommenden, des Zukünftigen ein Lustspiel.

Das Trauerspiel ist bei dem höchsten Leben eines Volkes am rechten Orte, sowie das Lustspiel beim schwachen Leben desselben.

Plastik, Musik und Poesie verhalten sich wie Epos, Lyrik und Drama."

c.

„Schöne Melodie und Gesang von einem schlechten Text thut nichts zur Sache.

Es ist besser die Worte nicht zu verstehen, weil

man aus den Geberden mehr herausholt, als die Worte geben können. Die Wichtigkeit des Inhalts, des Gegenstandes wird uns durch leidenschaftliche Geberden aufgeprägt; auch der Stumpfeste muß denken, daß es der Mühe werth sei, sich zu ereifern.

Nicht outrirt. Alle Elemente des Gefühls, Ausdrucks sind darin, die bei uns auch, aber einzeln vorkommen, aber verbunden zu einem Ganzen.

Das französische Theater, die Acteurs gehen nur wenig über die französische Wirklichkeit hinaus, es ist nur tactmäßiger. Der gemeinste Soldat würde so agiren, so sprechen, nur nicht durchweg mit dieser Gemessenheit, die keineswegs steif und hölzern.

Das französische Theater stellt seinen Gegensatz in französischer Form, das deutsche den seinigen in seiner Form [dar?]. Das deutsche stellt leidenschaftliche Gegenstände mit seiner Ruhe vor, das französische gesetzte mit seiner Heftigkeit."

d.

Sophokles sei ironisch, Äschylus und Euripides nicht. Die Tragödie sei bloß für die Niederträchtigkeit der Menschen. Kein Held sei so niederträchtig und jämmerlich, wie er in der Tragödie erscheine.

e.

„Das sogenannte Trauerspiel ist eigentlich das wahre Lustspiel und das sogenannte Lustspiel das eigentliche

Trauerspiel, wenn man über etwas weinen oder lachen dürfte.

Daß Ödipus sich die Augen ausreißt, ist eine Dummheit und nicht lächerlich; daß Aristophanes sich über die Menschen moquirt, ist ein Ernst, aber nicht weinerlich." *)

f.

Über den Zusammenhang demokratischer Gesinnungen mit der Komödie, besonders der antiken, dem Herabziehen des Höchsten.

„Was der Mensch als Gott verehrt, ist sein eigenstes Innere herausgekehrt.

Erkennt er Würde, sucht er Würde, so verehrt er sie auch außer sich.

Zur Zeit, als es noch Könige gab, gab es auch noch Götter.

Als Volksregiment schaltete, gab es keine persönliche Würde, nur Würde der Stelle.

Und so kamen auch die Götter in Dekadenz. Sie mußten sich gefallen lassen, daß man mit ihnen umsprang wie mit den Menschen.

Es war die Egalisirung bis in den Himmel gedrungen."

g.

Zerstreute Gedanken über das griechische Drama.

„Es ist ein enger Kreis von wenigen Figuren, die

*) [„Das wiederholte ‚weinerlich' der Quelle ist offenbar Versehen.]

gleichsam wie Charaktermasken auftreten und wie ein Uhrwerk die Geschichte abspielen.

Es ist überall nur das Nothwendige ad hunc actum angebracht.

In der Sprache ist unterandern ein auffallendes Verstandesspiel, eine Freude an witzigen Repliken, an verständigen, an vernünftigen, pertinenten (vulgo impertinenten), die man Lessingisch nennen könnte."

h.

„In allem, was da lebt und leben soll, muß das Subject vorwalten, d. h. mächtiger sein als das Object: es muß dieses überwinden, wie die Flamme das Docht verzehrt."

i.

Auf meine Bemerkung, daß die Alten sagten: das Rechte sei nur eins, das Irrige mannigfach, bemerkte G.: das Besondere sei die Lüge, das Wahre das Allgemeine!

k.

„Nicht einmal die Poesie des christlichen Gesangbuches ist für alle und jede; wie sollte die profane Poesie für einen jeden sein? Wieland's Dichtungen sind nicht allen Leuten, Kindern und Weibern zu empfehlen. Das thut aber dem Dichter keinen Eintrag. Dieser kann sich in seinem Wesen nicht geniren. Die polizeiliche Einschränkung kommt andern Volks- und Hausvorstehern zu."

l.*)

„Die Liebe ist eine Conservationsbrille, aber nur für den Gegenstand, den man damit betrachtet, nicht für uns.

Sonst sieht man doch mit der Brille schärfer und deutlicher, mit dieser Brille aber verschwindet aller Mangel und Fehler, und lauter Dinge, die nicht da sind, wenn man die bloßen Augen braucht, kommen erst hier zum Vorschein.

Zwar kommen auch Mängel und Fehler zum Vorschein, nämlich Tugenden und Eigenschaften, welche fehlen, sobald man den Gegenstand mit bloßen Augen sieht."

m.

„Und der Lebende hat Recht." — „Ein niederträchtiges Recht, schlechter zu sein, als die vor uns lebten," sagte Goethe bei Gelegenheit der Shakespeareschen Stücke, insonderheit des Richard III, wogegen wir alle nicht aufkommen; das sei Poesie, Symbolik, Idee, Rhetorik ꝛc. alles zugleich.

1421.

Zwischen 1804 und 1812 (?).

Mit Riemer u. a.

a.

Goethe nannte es . . die lächerlichste Prätension, allen gefallen zu wollen.

---

*) Anfang schon 211d.

b.

Er suchte die göttliche Ruhe in sich herzustellen und so ging sie aus seinem Herzen in die Schöpfungen seines Geistes über. Wie sehr sie gleichwohl nur in der dichterischen Stimmung den reinen unbewegten Spiegel bildete, in welchem die Welt mit ihren Objecten sich einstrahlte, in dem Treiben und Toben des Lebens aber zu schwanken und ihr Gleichgewicht zu verlieren drohte, und daher der Sicherstellung bedurfte, zeigte die ihm fast zur Gewohnheit gewordene Ermahnung: „Ruhig, ruhig! nur Ruhe!“ die er andern zurief, oft wenn sie noch oder schon ruhig waren, sodaß sie zugleich die lautgewordene innerliche Selbstaufforderung zu gelassenem und besonnenem Verfahren zu sein schien.

c.

Nicht mindere Schalkheit [als nach 614 gegen F. A. Wolf] ließ er gegen seinen Freund Knebel ausgehen, wenn er manche Abende bei ihm mit Erzählen und Zeichnen zubrachte. Dieser hatte die unüberwindliche Neigung beständig die Lichter zu putzen, ohne Noth und zwar immer zu kurz, daß sie noch schlechter brannten, als zuvor, auch wohl ganz auslöschten. Nun hielt er ihn einen ganzen Abend dadurch ab, daß er ihm die Lichtscheere wegnahm, sie auf den Leuchter vor sich hinlegte und ihm unter keiner Bedingung erlaubte, selbst zu putzen, dabei aber die Schnuppen so

lang werden ließ, daß jener vor Ungeduld hätte vergehen mögen. Alles Bitten, Schmollen und Grollen half nichts; immer wußte er es ihm mit andern Gründen und Vorwänden auszureden, bis es ihm selbst gefiel, das Versäumte nunmehr als zeit- und zweckmäßig nachzuholen.

d.

Nichts . . regte ihn innerlich stärker auf, als die Selbstgefälligkeit, womit eingebildete, obschon übrigens talentvolle Personen bei Betrachtung eines Kunstwerks oder sonst einer vortrefflichen Arbeit diese dadurch zu loben meinten, daß sie ausriefen: das sehe ganz so aus, als wenn sie es gemacht hätten; oder: das könnten sie wohl auch gemacht haben. Da wurde denn hinterher im Kreise der Vertrauten eine solche Person mit einem Frankfurter Provinzialismus „ein Schnudelputz“ genannt.

e.

„Wer mit zweiundzwanzig Jahren den „„Werther““ schrieb“ — hörte ich ihn öfters sagen, wenn er zu verstehen geben wollte, daß er „eben doch keine Katze“ sei.

f.

Soviel ist gewiß — da Goethe es mir selbst gestand — daß ihm die Fortsetzung . . [der „Natürlichen Tochter“] „durch die niederträchtige Kritik eines Dyck verleidet worden.“

g.

So urtheilte er . . nicht über seine Freunde und die Personen, die er liebte. „Ich denke nicht über sie," sagte er, wenn man ihm von ihren Eigenheiten und Sonderbarkeiten etwas vorreden wollte.

h.

[Böttiger] konnte weder Personen noch Sachen loben, ohne beiden zugleich etwas zu versetzen und anzuhängen. . . . . Daher Goethe mit derbem, aber passendem Witz bemerkte: Böttiger könne dem Publicum nichts auftischen, ohne es gleich den Harpyen mit dem eigenen Unrath zu beschmutzen.

i.

So scherzte er einmal, als von den Engländern und ihrer undeutlichen, silbenverschluckenden Aussprache die Rede war: sie schienen so hungrig und schwer zu sättigen, daß sie zu den Speisen auch noch Silben verschlingen müßten, wie die Vögel noch Sand und Steinchen, um der Verdauung nachzuhelfen.

k.

Als in den letzten Jahren mehrere Dichter, unter ihnen auch Tieck und Matthisson nach Weimar gekommen waren und ihn besucht hatten, nannte er dies scherzhaft „eine Zusammenkunft der Renomméen."

l.

Zuweilen wohl, wenn ihn gerade der Schalk drückte und ein guter Einfall sich Luft machen wollte, nahm er einen Vertrauten beim Arm, ihn bei Seite ziehend in ein anderes Zimmer oder an ein entferntes Fenster und brachte seine Bemerkung mit ernsthafter Miene und der leiser gesprochenen Eingangsformel „Lieber N. N., wissen Sie wohl, wie mir das vorkommt?“ — „Haben Sie wohl bemerkt?“ u. s. w. wie eine Carabinade an und zog sich eben so rasch und unbefangen wieder zurück.

1422.

Zwischen 1804 und 1812 (?).

Mit Riemer.

a.

Goethe erzählte mir öfter von dieser Gewohnheit des Künstlers [Kniep, Bleistifte zu spitzen], worüber er manchmal von dem Zweck abgekommen und die Zeit verthan habe.

b.

Von der „Achilleis“ waren damals [März 1799] schon fünf Gesänge motivirt und von dem ersten 180 Hexameter geschrieben. Viel weiter aber, als das was davon gedruckt ist, brachte es Goethe nicht in der Ausarbeitung; doch hatte er späterhin vor, einen Roman aus dem Sujet zu machen.

c.

Goethe mußte alles motiviren und es hätte — wie er einmal zu mir sagte — in einem seiner Stücke oder Romane nicht von einem Stückchen Kreide oder dergl. Rede und Forderung sein können, ohne daß er es nicht schon früher unvermerkt und als hätte es nichts auf sich beigebracht oder angemeldet haben würde.

d.

Im „Egmont“ sei die Partie des griechischen Chors unter die zwei Liebenden — unter Clärchen und Alba's Sohn — vertheilt: diese stellten denselben vor; das eigentliche Volk sei wie gewöhnlich ohne Theilnahme.

e.

Elisene, Prinzessin, die sich verheimlicht, und Christus, der sich nicht gleich als Gottes Sohn offenbart, war eine von den mehreren Legenden, die Goethe bearbeiten wollte, und von der er mir manchmal erzählte.

f.

Terenz. Die allerzarteste theatralische Urbanität, womit halbunsittliche Gegenstände behandelt sind, höchlich bewundert sowie auch den coupirten Dialog, der Größe des Theaters und der Entfernung der Zuschauer höchst angemessen; überhaupt die höchste Keuschheit, Nettigkeit und Klarheit der Behandlung.

g.

Shakespeare. Aus einem Gespräch mit Goethe über Shakespeare notirte ich mir einmal Nachstehendes über die Tendenz des englischen Dichters und was er in folgenden Stücken zur Anschauung habe bringen wollen: im „Antonius", daß Genuß und Herrschaft (der Welt) nicht beisammen sind; im „Coriolan" den Haß des Volkes gegen den Besten, den es doch nicht entbehren kann; im „Cäsar" den Haß der Besten (Optimaten) gegen den Vorzüglichen, damit sie alle gleich seien.

Diese Bemerkung steht jetzt mit etwas anderen Worten in [den Werken, im Aufsatz „Shakespeare und kein Ende"], ist übrigens aber ein Beweis, wie früh dergleichen Reflexionen schon in Goethe lagen, da er sie mir zwischen 1803—1806 mittheilte, und jene gedruckt zuerst in „Kunst und Alterthum"*) vorkommen.

h.

Zucchi (Gatte der Angelica Kauffmann). „Zucchi's Methode, seine Compositionen mit Effect und zugleich kunstgemäß darzustellen, war ein tertium zwischen beiden; so besonders in der Perspective."

i.

Bruno (Jordanus). „Seine Schriften sind nicht zusammen zu haben, selbst nicht in Göttingen, weil er

---

*) [Irrig: 1815 im „Morgenblatt".]

sie einzeln auf seinen Reisen, in Städten, wo er hinkam, wie Programme drucken ließ. Er giebt unter andern auch Gemälde an, welche Künstler machen sollten, z. B. die Trinitas:

Vernunft	Verstand	Macht
als	als	als
Ausdenken	Einrichtung	Ausführung
in	in	in
der Pallas;	Vulcan u. Mars;	Jove.

k.

Einandermal sagte Goethe: er hätte den Einfall gehabt, auf die Mineralogen, zu der Zeit, wo sie in allen Gegenden mit Hämmern herumgingen und an die Steine schlugen, ein Bild zeichnen zu lassen, wo ihrer zwei von entgegengesetzten Seiten an einen Felsen kämen und daran schlügen; der Felsen spränge, und nun erblickten sich die Herren staunend und grimassirend. — Er erzählte dies mit seinem gewöhnlichen humoristischen Tone und der kleinen Andeutung von Gest, die er in solchen Fällen sich erlaubte.

1423.

Zwischen 1805 und 1816.

Bei der Bühnenprobe zu Iffland's „Herbsttag".

Die Probe, welcher als unberufener Zuschauer beizuwohnen ich [Gotthardi] mir die Ehre gab, war die von Iffland's „Herbsttag". . . . . Kurz vor Goethes

Ankunft war von Genast, welcher in dem Stück den Andres zu spielen hatte, dafür gesorgt worden, daß die Scene geräumt und einstweilen alles für den ersten Auftritt vorbereitet war. Man hätte den Eifer und die Sorgfalt sehen sollen, womit der bewegliche Mann sich diesem Geschäft unterzog, und die Pünktlichkeit, womit ihm gehorcht wurde! Der Anfang ließ nicht lange auf sich warten. Die Leute, das hörte man sogleich, hatten ihre Rollen gut gelernt, oder vielmehr repetirt, und sprachen sie ebenso geläufig und sicher, als mit richtigem Verständniß, ja, sie nahmen sich, wollte mich bedünken, als ständen sie vor den Zuschauern. . . . . Goethe schenkte keinem und keiner etwas. Bald hatte er zu erinnern, daß die und die Stelle zu schnell, bald daß sie zu langsam recitirt werde; bald rückte der eine dem andern zu nahe auf den Leib, bald hielt er sich von ihm zu fern; bald erfolgte der Abgang dieses Schauspielers zu hastig, bald nicht rasch genug, und sie mußten sich ohne Complimente dazu verstehen, alles, was er zu tadeln fand, nach seinem Willen zu machen. Graff, der den Landhausbesitzer Selbert zu geben und eine sehr starke Stimme hatte, erhob diese an einigen Stellen kräftiger, als es der Charakter dieses über alle Gebühr weichherzigen, weinerlichen, in einem breiten Gefühlsmeer schwimmenden Iffland'schen Vaters vertragen konnte: so in der Scene des ersten Acts mit seiner Schwiegermutter. „Mäßigung! Mäßigung, lieber Graff!“ rief

Goethe ihm mit lauter und doch sanft warnender Stimme zu: „Dieser Selbert muß als ein sehr leidenschaftsloser, ruhiger Mann gehalten werden.“ — Derselbe Schauspieler hatte noch die Gewohnheit, den rechten Arm mit geballter Faust öfter auf den Schenkel fallen zu lassen; es bedurfte nur der kurzen Erinnerung Goethes, dieser Geste sich am unrechten Orte zu enthalten, um ihn für die Folge auf sich aufmerksamer zu machen. Die Beck als Frau Saaler, lebhaft, wie sie war, wurde an manchen Stellen zu laut, scharf aufschreiend, und bewegte — unter anderem in dem Auftritt des zweiten Aufzugs, wo sie sich über das Betragen des zurückgekehrten Fritz beschwert, — den Kopf zu unruhig hin und her. Goethe machte ihr dieses Zuvielthun bemerklich; sie kam sofort zur Erkenntniß und wußte sich von da an besser zu beherrschen; Malkolmi's Licentiat Wanner, die behaglichste und amusanteste, jedoch an gesuchten, unnatürlichen Übertreibungen des Humors leidende Rolle in dem ganz unerträglichen Thränenstück, verleitete ihn einigemal die Worte stärker und rauher hervorzustoßen, sie wie polternd zu prononciren, was ihm Goethe bei den vorkommenden Fällen gelassen verwies. . . . . Die Lortzing als Marie bekam bei einzelnen Stellen auch ihr Theil weg, worüber ich sie der larmoyanten Rolle wegen, die sie auf dem Halse hatte, ordentlich bedauerte; sie verfiel einpaarmal in eine gedehnte Sprechmanier, die in späteren Jahren, wo sie die Bühne wieder betrat, noch

hörbarer wurde, und Goethe unterließ nicht, diesen Fehler schonend zu rügen. Den meisten Spaß machte mir das launige Wort, das er an den allzulebhaften hitzigen Peter-Unzelmann richtete, und worüber, hätte ich mich nicht voller Geistesgegenwart auf die Zunge gebissen, ich gewiß in lautes, herzhaftes Gelächter ausgebrochen wäre, das Wort: „Gemach! gemach! Es geht ja nicht in die Schlacht mit dem Peter! Er soll ja keine Batterie stürmen! Warum denn so gar martialisch?" Es will nämlich dieser courageuse Peter dem ungetreuen Liebhaber seiner Schwester — einem Kerl, den ich ganz ruhig hätte laufen lassen — nach und ihn zurückbringen. Der Anfang der Schlußscene, wo die Landleute mit den Musikanten kommen, mußte zweimal probirt werden, ehe sie so glatt und rund ging, wie Goethe es haben wollte.

1424.

Zwischen 1805 und 1827 (?).

Über Christian August Vulpius.

Er [Goethe] achtete die Menschen überhaupt nicht; im Grunde war ihm die Menge verhaßt. So sagte er einmal, als sein Schwager Vulpius heftig getadelt wurde, — was er überhaupt wunderlicherweise wegen der Verwandtschaft sehr ungern sah — nachdem er lange dazu geschwiegen: „Nun ja, Ihr habt recht! Der

Kerl ist eine Bestie, aber unter den hunderttausend Bestien, die sich Menschen nennen, ist die Bestie noch immer ein Mensch."

1425.

Zwischen 1800 und 1818 (?).

Mit Frommanns.

a.

Der Genuß am Lesen seiner Schriften reicht lange nicht an den seiner mündlichen Unterhaltung. Er war Meister im Erzählen; es ging aus Einem Gusse und die ausdrucksvollen Bewegungen der Hände und der Glanz der Augen erhöhten den Reiz seiner Rede. So ist mir [F. J. Frommann] unvergeßlich, wie er einmal die heitre Geschichte aus dem Feldzuge in der Champagne zum besten gab, ehe sie gedruckt war: wo er am Ende eines feindlichen Dorfes mit seinem Reitknecht einen noch ungeplünderten Keller entdeckt, sich im Hause niederläßt und unter seinem großen Reitermantel eine Batterie Weinflaschen anlegt, als die andern nachkommen, die Flasche kreisen läßt, immer eine frische aus dem Versteck hervorholt und sich an dem allgemeinen Erstaunen ergötzt, daß die vermeinte Eine Flasche nicht leer wird.

Ein anderes Mal entwickelte er die Fabel des Textes zum ‚Don Juan‘ [von da Ponte] und zeigte, wie sie durch das katholische Dogma von den sieben Todsünden bedingt

sei, die der Held des Stücks vor den Augen der Zuschauer sämmtlich begehen müsse, damit ja kein Zweifel bleibe, daß er die Hölle vollauf verdient habe, in die ihn die Teufel schleppen. Dadurch ist auch das Gastmahl gegen Ende des Stücks gerechtfertigt; denn zu den katholischen Todsünden gehört ja la gola, die Schlemmerei.

Ein anderes Mal waren wir in Weimar gewesen und hatten die erste Aufführung des ‚Bildes' von Houwald gesehen. Da ließ er sich die Fabel des Stücks erzählen und wußte mit der feinsten Ironie durch Fragen und Zwischenreden die Mängel hervorzuheben, z. B.: „Also, sie lieben sich über's Kreuz!"

Noch früher traf er einmal meine Mutter allein und brach noch in der Thüre, indem er die Arme ausbreitete, in die Worte aus: „Ach, wenn doch der gute T." (ein damals auftauchender begabter Dichter, den auch er schätzte [Tieck?]) „nicht so breit wäre!"

In der Zeit nach 1815, als die vaterländische Begeisterung in politische Erregtheit überzugehen anfing, spielte auch ein Mann, dessen Stärke die Politik nicht war, und den Goethe ohnehin nicht liebte, eine gewisse Rolle und hatte großen Anhang unter der Jugend. Von dem äußerte Goethe: wenn der sich nun im Spiegel ansähe, müßte er doch zu sich selbst sagen: ‚ei, du X, was bist du doch für ein großer Mann geworden!' [Fries?]

b.

So sagte er einmal, als sich jemand über eine Dummheit, die ein anderer gemacht oder ausgesprochen hatte, ereiferte, lächelnd: „Kinderchen, Ihr müßt lernen, mit Vergnügen irren sehen.“ Das wollte nun den Zuhörern nicht in den Sinn, und als es ihm später meine Mutter einmal vorrückte, meinte er: „Habe ich das gesagt? Da bin ich sehr weise gewesen.“

1426.

1812 oder 1816 (?).

Mit dem Großherzog Karl August.

Es handelte sich darum, einen Orientalisten nach Jena zu rufen. Neue Besetzungen pflegte Goethe vorsichtig zu bedenken, auch nie ohne abwägenden Bericht an den Großherzog und aufmerksames Vernehmen seiner Absichten bestimmte Schritte zu thun; hatte er sich aber einmal, auf solche Befugniß gestützt, entschieden, dann gab er nachträglichen Einmischungen von anderer Seite her keinen Zoll breit nach. So hatte er denn nach Rücksprache mit dem Fürsten bereits von Jena aus, wo er sich gerade befand, die Berufung eines Orientalisten eingeleitet, als Karl August auch nach Jena kam und in einem Gespräch mit dem Geheimen Hofrath Stark Eindrücke schöpfte, die ihm die Berufung eines andern mehr zu empfehlen schienen. Der Großherzog speiste hierauf im Schlosse mit Goethe

und einem Dritten. Nach Tische nahm er Goethen in ein Fenster und brachte die Unterhaltung leise auf die Berufungsfrage. Anfangs ging Goethe sehr diensam auf alles ein, indem er aber die Vorstellungen, die dem Großherzog mitgetheilt waren, hindurchmerkte, wurden seine Entgegnungen immer bestimmter und schärfer. Endlich sagte der Großherzog: „Du bist ein närrischer Kerl! Du kannst keinen Widerspruch vertragen.“ — „„Oja, mein Fürst!““ antwortete Goethe, „„aber er muß verständig sein.““ — Karl August ging einmal das Zimmer entlang, dann trat er wieder an's Fenster zu Goethe und führte das Gespräch ruhig weiter.

1427.

Zwischen 1812 und 1816.

Bei der Bühnenprobe zu ‚Romeo und Julia‘.

Das Meisterwerk Shakespeare's war nach Schlegel's Übersetzung und nach Goethes Bearbeitung einstudirt worden und sollte nach längerer Pause jetzt wieder vorgeführt werden. Genast hatte heute alle Hände voll zu thun, da er außer den anstrengenden Regisseurgeschäften dieses Nachmittags auch noch mit der Rolle des Montague sich betraut sah, während ihm Malkolmi als sein Feind Capulet gegenüberstand. — Vielerlei Kürzungen und Zusammenziehungen — das läßt sich nicht in Abrede stellen — sogar einige Gewaltthätigkeiten hatte sich das Stück gefallen lassen müssen. . . .

Goethe hatte sich eingestellt und in der Herrschaftsloge niedergelassen; das Signal zum Beginnen ward gegeben.

— — — — — — — — — — —

Es war imganzen nur wenig, was Goethe an den Leistungen der Künstler auszusetzen fand. Der Amme empfahl er: „die Hände weniger unruhig zu gebrauchen und eine weniger lächelnde Miene anzunehmen.“ Graff's Bruders Lorenzo mitunter zu hohe Armbewegung wußte er durch seine Erinnerung auf das richtige Maß zurückzuführen. Eine ganz besondere Sorgfalt wendete er der Ballscene im ersten Act zu, die nur erst nach längerer Vorbereitung und Durchübung die gewünschte Gestaltung annahm. Auch auf das Einzelne und Einzelste richtete er seinen scharfen Blick: so durften nicht zu viele der Gäste in dieser Scene aufeinmal aus demselben Eingang eintreten und nicht zu rasch aufeinander folgen; er duldete nicht, daß die Masken sich zu weit nach vorn bewegten und zu gedrängt nebeneinander standen und gingen. Keiner der handelnden Personen erlaubte er, zu nahe an das Proscenium heranzutreten. Die Fechtscene zwischen Mercutio und Tybalt (Deny) ließ Goethe noch einmal in verlängertem Zeitmaße vor sich gehen; denn er theilte mit Wilhelm und Laertes im ‚Meister‘ die Ansicht, daß man in solchen Scenen nicht, ‚wie es auf Theatern wohl zu geschehen pflegt, nur ungeschickt hin und wider stoßen dürfe‘.

1428.

Zwischen 1812 und 1832.

Mit v. Müller.

a.

Die Fähigkeit, vom Besondern schnell zum Allgemeinen aufzusteigen, das scheinbar Getrennte zu verknüpfen und für jede abweichende Erscheinung die befriedigende Formel der Gesetzmäßigkeit aufzufinden, hat nicht leicht ein Sterblicher in höherem Grade besessen [als Goethe]. Daher denn auch bei jedem Naturstudium ihm leicht und ungezwungen ein Apperçu entgegenkam — oder, wie er es ausdrückte: das Gewahrwerden einer großen Maxime eintrat, die ihr Licht urplötzlich über seine Forschungen ausgoß.

„Ich lasse" — hörte ich ihn einst sagen — „die Gegenstände ruhig auf mich einwirken, beobachte dann diese Wirkung und bemühe mich, sie treu und unverfälscht wiederzugeben; dies ist das ganze Geheimniß, was man Genialität zu nennen beliebt."

b.

Gerade die tiefe Bedeutung, die er in jeder politischen Erscheinung wahrnahm, der hohe Ernst, mit welchem er von Regierenden und Regierten ein verständiges, wohlwollendes Auffassen und Üben ihrer Rechte und Pflichten forderte, von jedem frechen, verwirrten, haltungslosen Treiben sich abwandte, gerade diese edelste

politische Sinnesweise war es, die ihm ein nichtiges Radotiren oder leidenschaftliches Partheistreben so widerwärtig, so verhaßt machte. Davon Notiz nehmen zu müssen, konnte ihn zuweilen wahrhaft unglücklich machen, und das Wichtige, Große, Folgenreiche frivol und leichtsinnig behandelt zu sehen, fast zur Verzweiflung bringen. . . . . „Ihr Jüngern“ — pflegte er zu sagen — „stellt Euch wohl leicht wieder her, wenn irgend eine tragische Explosion Euch momentan verwundet, wir alten Herrn aber haben alle Ursache uns vor Eindrücken zu hüten, die übermächtig auf uns einwirken und eine folgerechte Thätigkeit nur nutzlos unterbrechen.“

c.

„Es giebt nur zwei Wege“ — hörte ich ihn oftmals behaupten — „ein bedeutendes Ziel zu erreichen und Großes zu leisten: Gewalt und Folge. Jene wird leicht verhaßt, reizt zu Gegenwirkung auf und ist überhaupt nur wenigen Begünstigten verliehen; Folge aber, beharrliche, strenge, kann auch vom Kleinsten angewendet werden und wird selten ihr Ziel verfehlen, da ihre stille Macht im Laufe der Zeit unaufhaltsam wächst. Wo ich nun nicht mit Folge wirken, fortgesetzt Einfluß üben kann, ist es gerathener gar nicht wirken zu wollen, indem man außerdem nur den natürlichen Entwickelungsgang der Dinge, der in sich selbst Heilmittel mit sich führt, stört, ohne für die bessere Richtung Gewähr leisten zu können.“

d.

Dem Gegenstande, der ihn beschäftigte, gehörte er jedesmal ganz an, identificirte sich mit ihm nach allen Seiten und wußte, während er irgend eine wichtige Aufgabe sich gesetzt, alles seinem Ideengang Fremdartige standhaft abzulehnen. „In den hundert Dingen, die mich interessiren," — äußerte er — „constituirt sich immer eins in der Mitte als Hauptplanet und das übrige Quodlibet meines Lebens treibt sich indessen in vielseitiger Mondgestalt umher, bis es einem und dem andern auch gelingt, gleichfalls in die Mitte zu rücken."

e.

Indem er stets das Geschehene, Einzelne sofort an einen höhern, allgemeinen Gesichtspunkt knüpfte, in irgend eine erschöpfende Formel aufzulösen suchte, streifte er ihm das Befremdliche oder persönlich Verletzende ab und vermochte nun, es in der Form naturmäßiger Gesetzlichkeit ruhig zu betrachten, ja, als ein Geschichtliches, gleichsam nur zur Erweiterung seiner Begriffe Erscheinendes, zu neutralisiren. Wie oft hörte ich ihn äußern: „Das mag nun werden wie es will, den Begriff davon habe ich weg; es ist ein wunderlicher, complicirter Zustand, aber er ist mir nun doch völlig klar."

f.

„Von allen Geistern, die ich jemals angelockt, . . . fühl' ich mich rings umsessen, ja umlagert."

1429.

1813 oder 1829.

Mit Rochlitz.

a.

Bei Erwähnung von Goethes Streben, fremden Einfluß auf seine Ansichten abzuwehren, bemerkt Rochlitz:

Auch der Referent hat dies nicht selten von ihm gehört: „Die Sache! die Sache! wie ist die?“

b.

Der Referent fand ihn einmal umgeben von einer Folge anderer Naturgegenstände, die er geordnet hatte, um der letztverstorbenen Frau Großherzogin [Luise], deren Besuch er erwartete, den leisen verborgneren Übergang der Natur von dem einen zu dem andern, und besonders auch anschaulich zu machen, wie die alma mater in dem einen nicht nur andeute, was das zweite erst empfangen solle, sondern zuweilen es dort gewissermaßen halb und halb schon vorausnehme. Über letzteres, wo er glaubte es nachweisen zu können, verbreitete er sich mit besonderem Vergnügen und mit mancher höchst unerwarteten, bald heiteren und leichten, bald sanft feierlichen und weit hinausdeutenden Wendung. So begann er in letzter Weise einmal, indem er zwei solche Gegenstände in den Händen hielt: „Was meinen Sie: könnte nicht St. Paulus, diese tiefe Seele, dergleichen im Sinne gehabt haben, wo

er des ‚ängstlichen Harrens der Creatur‘ gedenkt und wie sie ‚sich sehnet immerdar‘?“ [An die Römer, 8, 22.]

c.

Sehr gegründet ist hierbei die Bemerkung [in Müller's ‚Goethes letzte literarische Thätigkeit &c.‘], daß Goethen in der Geschichte nicht sowohl die Ereignisse interessirt hätten, als vielmehr die Charaktere, wie sie sich in der Zeit entwickelten. Er meinte: nur in diesen wäre innere Wahrheit, nicht in jenen, und am wenigsten in den für dieselben aufgestellten Ursachen. Referent hat ihn oft bei sogenannten pragmatisch-historischen Darstellungen aus alter und neuer Zeit nach seiner halb ernst- halb scherzhaften Weise einmal über das andere in jener Hinsicht einschalten hören: „Meint der Mann!“ In solcher Beziehung nannte er die ganze Geschichte — die geschriebene — „einen großen Euphonismus“ und fand die der letzten Jahre nur von massenhaftem, aber durchaus unerquicklichem Interesse.

1430.

Zwischen 1817 und 1832.

Über Jesus.

So sei er auch einmal, erzählte sie [Ottilie v. Goethe], auf die Herrlichkeit Christi zu reden ge-

kommen und habe sie immer ernster, immer feuriger, mit immer wachsender Rührung gepriesen, bis er in einen Thränenstrom ausbrechend hinausgegangen sei.

1431.

Zwischen 1819 und 1832.

Über ein Gedicht an Goethe.

Zu Goethes Geburtstagsfeier wurden ihm gewöhnlich von den weimarischen Poeten viele Gedichte, natürlich voll Lobeserhebungen, überreicht. Unter diesen war einmal eins, in welchem er ziemlich unumwunden mit dem lieben Gott verglichen und ihm dieselbe Schöpfungskraft angewiesen wurde. Da sagte der alte Dichterfürst: . . . „Die andern werfen mir doch nur Bonbons an den Kopf, der Y. nimmt gleich die ganze Zuckerdüte.“

1432.

Zwischen 1822 und 1832.

Mit Soret.

a.

Il avait une antipathie prononcée pour des récits qui se rapportaient aux évènemens du jour ou aux personnes encore existantes. „Il faut se placer à une certaine distance des objets pour les bien juger,“ disait-il, „et pour apprécier les rapports qui les lient.

En parler lorsqu'on les touche, c'est courir le risque d'en parler en aveugle, car on est hors d'état de mesurer leurs véritables proportions. Je laisse ces choses à ceux qui viendront après moi."

b.

Un . . jour il était question de la mode régnante dans la société qui l'entourait: plus de réunions pour le simple plaisir de converser, ou pour rapprocher les jeunes gens par des amusemens convenables à leur âge; beaucoup de bals, il est vrai, mais hors de là d'éternelles assemblées, où la beauté, dans toute sa fraîcheur, discute avec le jeune homme presqu'imberbe les savantes règles du whist ou du boston. Goethe avait ce genre de plaisir presque en horreur, mais prenant tout d'un coup sa défense contre nous, il s'écria: „Respectez leurs jeux! c'est un ordre de convention qui s'établit sur les ruines de l'ordre public. Maintenant qu'on s'amuse à renverser les trônes, il est bien juste de manifester l'amour naturel qu'on a pour la soumission, en acceptant les fers du roi de carreau."

c.

„La nature" — disait-il . . . en parlant des erreurs des théoriciens — „est semblable à une coquette toujours fraîche et jolie: elle vous fait de continuelles agaceries, nous encourage par ses avan-

ces; mais au moment où nous croyons être sûrs de la posséder, elle se dégage de nos bras et n'y laisse qu'une ombre."

1433.

Zwischen 1825 und 1832.

Mit Vogel.

a.

Die Schwäche, welche nichts abzuschlagen vermag und Verlegenheit auf der einen, Verdruß und Mißtrauen auf der andern Seite in ihrem Gefolge hat, kannte er nicht. „Ich halte es doch länger aus," meinte er, „die Leute anzuhören, als sie, mich zu drängen. Merken sie nur erst, daß sie einem auf solche Weise etwas abzwingen können, so ist man ewig belagert." Er bewilligte stets auf der Stelle was ihm billig schien und versagte in gleicher Weise, beides immer in den, der Sachlage nach möglichst angenehmen Formen. Doch hinderte ihn die Rücksicht auf Höflichkeit niemals, besonders auch persönlich sehr entschieden seine einmal ausgesprochene Ansicht geltend zu machen, und er vermochte im letztern Falle eine Haltung anzunehmen, welche, freundlich imponirend, einen Gedanken an Widerrede und Entgegnung nicht leicht aufkeimen ließ.

b.

„Je älter man wird, desto mehr muß man sich beschränken, wenn man thätig zu sein begehrt. Nimmt

man sich nicht macht, so geht man bei so vielen fremden Anforderungen vor lauter Theilnahme und Urtheilsprechen mit geistigen und leiblichen Kräften in nichtigen Rauch auf."

c.

„Weil jedes Geschäft seinen eignen Rath mit sich bringt, so ist es Pflicht, auch im Gange desselben es noch einmal von vorn durchzudenken und zu überlegen, ob nicht Umstände eingetreten, welche räthlich machen, daß man den ersten Plan einigermaßen abändere, um zu seinem Zweck auf eine neue, erprobtere Weise zu gelangen."

d.

Überall, wo es irgend nöthig, nahm Goethe persönlichen Antheil an der Ausführung beschlossener Einrichtungen und Veränderungen, „um unauflösliche Zweifel der Untergebenen durch Entschluß und That auf der Stelle zu beseitigen."

e.

„In keinem Geschäft ist man vor allen Mißverständnissen und Mißgriffen sicher; man kann sich nicht schnell genug darüber hinausheben."

1434.

Zwischen 1825 und 1832.

Mit Vogel.

a.

[Bemerkenswerth war] das ganz eigene resignirte Wesen, welches bei Goethe während der letzten Jahre seines Lebens in allen Krankheiten an die Stelle eines in ähnlichen Fällen früher gewöhnlichen aufbrausenden Unmuthes getreten war, und sich häufig in den Worten aussprach: „Wenn man kein Recht mehr hat zu leben, so muß man sich gefallen lassen, wie man lebt.“

b.

Es wurde Goethen, der, von seiner frühen Jugend abgesehen, vielleicht jederzeit zur Bedächtigkeit und Umständlichkeit neigte, im höhern Alter ungemein schwer, Entschlüsse zu fassen. Er selbst war der Meinung, diese Eigenthümlichkeit, welche er geradezu als Schwäche ansprach, rühre daher, daß er niemals in seinem Leben rasch zu handeln genöthigt gewesen sei, und er pries den Stand eines praktischen Arztes gelegentlich auch deshalb, weil dem Arzte nie erlaubt sei, seine Resolutionen zu vertagen. Auf der andern Seite übertraf ihn aber wohl nicht leicht jemand an Beharrlichkeit und selbst Kühnheit im Ausführen des einmal Beschlossenen, wobei er als Geschäftsmann die päpstliche

Commissorialformel ‚non obstantibus quibuscunque‘ gern im Munde führte und vorkommenden Falles darnach zu verfahren liebte. Waren schnelle Entschließungen nicht zu umgehen, häuften sich gar die Veranlassungen dazu in kurzer Zeit zusammen, so machte ihn das leicht grämlich. Dies war besonders der Fall, als er nach dem Ableben seines einzigen Sohnes die längst entwohnte Verwaltung seiner weitläuftigen Privatangelegenheiten von neuem übernehmen mußte. Arbeiten gingen ihm nicht mehr recht geläufig von der Hand. Er klagte in spätern Jahren nicht selten, daß er sich selbst zu solchen Geschäften, die ihm ehemals ein Spiel gewesen, jetzt häufig zwingen müsse. Nur der Sommer 1831 machte hierin eine Ausnahme, und Goethe versicherte damals oft: er habe sich zur Geistesthätigkeit, zumal in productiver Hinsicht, seit dreißig Jahren nicht so aufgelegt gefunden. — Rühmte Goethe seine Productivität, so machte mich das stets besorgt, weil die vermehrte Productivität seines Geistes gewöhnlich mit einer krankhaften Affection seiner productiven Organe endigte. Dies war so sehr in der Ordnung, daß mich schon im Anfange meiner Bekanntschaft mit Goethe dessen Sohn darauf aufmerksam machte, wie, soweit seine Erinnerung reiche, sein Vater nach längerem geistigen Produciren noch jedesmal eine bedeutende Krankheit davongetragen habe.

Goethes Phantasie blieb bis zum letzten Moment empfänglich und wirksam. Das Schöne und Heitere

machte sein, das ganze Leben hindurch mit unablässigem Streben entwickeltes eigenstes Element aus; ihn verstimmte alles Häßliche und Düstere. „Es verdirbt mir die Phantasie auf lange Zeit," pflegte er bei Ablehnung solcher Gegenstände entschuldigend zu äußern.

c.

Krankheit hielt Goethe für das größte irdische Übel. Kranke durften auf sein thätiges Mitleiden vorzugsweise mit Sicherheit rechnen. Vor dem Tode hatte er eigentlich keine Furcht, wohl aber vor einem qualvollen Sterben. Das Leben liebte er — und schmückte es sich nicht für ihn mit allen seinen Reizen?

Schmerzen waren ihm unter allen körperlichen Leiden am peinlichsten; nächst ihnen afficirten ihn am mächtigsten entstellende Übel. Im Preisen der Schmerzlosigkeit wetteiferte er mit Epikur, und häufig rühmte er als ein gewiß von vielen beneidetes Glück, daß er niemals an Zahn- oder Kopfweh gelitten habe. Seine Zähne hatten sich bis in das höchste Alter in gutem Zustande erhalten.

d.

Licht und Wärme waren für ihn die unentbehrlichsten Lebensreize; bei hohem Barometerstande befand er sich am wohlsten. Den Winter detestirte er und behauptete oft scherzend: man würde sich im Spät-

sommer aufhängen, wenn man sich da von der Abscheulichkeit des Winters eine rechte Vorstellung zu machen im Stande wäre.

e.

Über seine Gesundheitszustände sprach sich Goethe gegen andere, als den Arzt, nicht gern aus. Eine specielle Nachfrage nach seinem Befinden, aus bloßer Theilnahme konnte ihn, vornehmlich wenn er sich wirklich in dem Augenblick nicht ganz wohl fühlte, leicht verdrüßlich machen. Oft äußerte er launig: es sei geradezu unverschämt, einen Menschen zu fragen, wie er sich befinde, wenn man weder die Macht noch die Lust habe, ihm zu helfen. Noch unerträglicher waren ihm die gewöhnlichen Beileidsbezeigungen, zumal wenn sie umständlich und jammerhaltig ausfielen. „An eigner Angst und Sorge hat man in solchen Fällen schon genug, dazu aber noch die Wehklage zu dulden, ist mir wenigstens ganz unmöglich" — fuhr er dann wohl heraus, sobald die ihn belästigende Person nicht mehr zugegen war.

Die Heilkunst und ihre ächten Jünger schätzte Goethe ungemein hoch. Er liebte es, medicinische Themata zum Gegenstand seiner Unterhaltung zu wählen. In seinen Tagebüchern findet man den Inhalt ihn besonders interessirender medicinischer Unterredungen, die ich mit ihm hatte, nicht selten angemerkt.

Er war ein sehr dankbarer und folgsamer Kranker.

Gern ließ er sich in seinen Krankheiten den physiologischen Zusammenhang der Symptome und den Heilplan auseinandersetzen. Dies war auch bei seinen bedeutenden Einsichten in die Gesetze der Organisation weder besonders schwierig, noch übte es auf die Cur einen hemmenden Einfluß. Die Prognose eigner Übel ließ er unberührt, weil ihm einleuchtete, daß Aufrichtigkeit in diesem Punkte vom Arzte nicht immer füglich gewährt werden könne und dürfe. Consultationen mehrerer Ärzte betrachtete er mit mißtrauischen Blicken und dachte darüber ungefähr wie Molière.

Die Gabe, seine Empfindungen dem Arzte zu beschreiben, hat wohl nicht leicht ein Kranker in höherem Grade besessen, als Goethe. Nur hinsichtlich eines einzigen Zustandes kam hierin eine beständige Ausnahme vor. War nämlich die Gabe irgend eines sogenannten Reizmittels etwas zu stark gegriffen worden, — wie das im Anfange meiner Bekanntschaft mit ihm, ehe ich mich von seiner ganz ungewöhnlichen Empfänglichkeit überzeugt hatte, einigemal geschah — so pflegte er die dadurch erregte Empfindung mit den Worten zu bezeichnen: „Es ist ein Stillstand in meinen Functionen eingetreten.“ Er vermochte niemals diesen Zustand deutlicher mitzutheilen.

Imbegriff zu schließen, wüßte ich dem Vorwurf des Ungenügenden der vorstehenden Andeutungen nicht angemessener zu begegnen, als mit eignen Worten dessen, den ich von einer noch weniger bekannten Seite hier

zu schildern versuchte: „Alles Bestreben, einen Gegenstand zu fassen, verwirrt sich in der Entfernung vom Gegenstande und macht, wenn man zur Klarheit vorzubringen sucht, die Unzulänglichkeit der Erinnerungen fühlbar."

1435.

Zwischen 1825 und 1832.

Mit den russischen Grafen S. . . .

Ich kann nicht sagen, daß ich in der Stimmung war, einem großen Manne meine Huldigung zu bringen, als ich wenige Stunden nach meiner Ankunft in Weimar unsere Karten im Hause des Geheimrath v. Goethe abgeben ließ. Von Natur ernst und — ich sage es unbefangen — nicht ohne angeborenen Stolz hielt ich es stets für eine Art Erniedrigung, Männern, welche weder unsere Herren, noch unsere Wohlthäter sind, eine Ehrfurcht zu erweisen, welche sich bloß auf ihre Talente oder allgemeinen Verdienste bezieht. Ebensowenig möchte ich solche Huldigung empfangen, wenn ich durch etwas anderes ausgezeichnet wäre, als meine äußeren Verhältnisse, welche die Gaben zufälligen Glückes sind, und zwar nicht minder, als alle große Talente und Naturgaben. Zudem haben mir Goethes Werke nie ein, der Verehrung ähnliches Gefühl eingeflößt. Seine kernhaften Gedanken, seine muntere Laune, sein tiefer Blick in die menschliche Natur haben oft einen lauten, bei-

fälligen Zuruf in meiner Brust erweckt, aber dieser Beifall hatte wenig Schmeichelhaftes für die Menschheit, und mein Wohlgefallen erstreckte sich nur auf wenige seiner Werke. Die meisten übrigen, besonders die so berufenen ‚Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre‘ waren mir immer höchst zuwider. Goethe ist bewundernswürdig, wo er sich concentrirt in Sprache und Auffassung seines Gegenstandes, wie im ‚Faust‘; zwar erinnert er da stark an Shakespeare's unnachahmliches Vorbild, aber es bleibt uns dennoch eine große Eigenthümlichkeit übrig, welche seine Erscheinung weltbedeutend macht. Breitet er sich aber aus und fängt er an zu zergliedern, auszumalen und zu umrahmen, da ward mir seine weitschweifig kalte Behaglichkeit, womit er sich selbst anhört, sein unredliches Gespinnst von unbedeutenden Gedankenfasern, seine Goldschlägerarbeit von nachgeahmten und nachgefühlten Empfindungen in hohem Grade widerlich. Zwar hörte ich die Deutschen gerade diese Gegenstände meines Mißfallens häufig mit hyperbolischen Redensarten anrühmen, allein ich habe die nationale Empfindelei der Deutschen zu genau kennen gelernt, um mich durch ihren Widerspruch verleiten zu lassen. Kein anderes Volk der Welt vermöchte dieses geistreiche und empfindsame Gefasel seiner Dichter zu genießen, und der triftigste Beweis davon ist, daß es wirklich in keine fremde Sprache übersetzt worden. . . . Bei diesen Ansichten von Goethes Schriften war ich natürlich, obgleich ich diesen großen

Geist hochachte, weit entfernt von dem Enthusiasmus und der Bewunderung, womit, wie ich oft Gelegenheit hatte wahrzunehmen, eine eigene Secte von exaltirten Verehrern dieser Nationalgottheit sich bemerkbar machte. Man hieß sie spottweise Goethekoraxe, und ich hatte die Ehre, von den Häuptern dieser literarischen Partei an Goethe dringend empfohlen zu werden. Sie schienen es ernstlich darauf abgesehen zu haben, aus mir Ungläubigem einen Proselyten zu machen, allein zur Zeit war es ihnen noch so wenig gelungen, daß ich nicht sehr verdrüßlich geworden wäre, wenn Goethe meinen Besuch auf irgend eine höfliche Weise abgelehnt hätte. Meine üble Laune war um so vollkommener, da die deutschen Notabilitäten jeder Art selbst von den Fremden, und zwar ganz besonders von diesen, die Beobachtung eines Ceremoniells verlangen, das mir sehr beschwerlich fiel, da ich mich nicht gern aus meinen bequemen Reisekleidern herausbegab. Mein froher Bruder wurde damit leichter fertig, und als uns endlich die Einladung zu Goethe geworden war, parfumirte und frisirte er sich so sorgfältig, als gälte es, einer schönen Frau einen Morgenbesuch zu machen. Nicht ohne Besorgniß, daß uns die Munterkeit Alexei's Unannehmlichkeiten zuziehen könnte, aber in etwas beruhigt durch seine erprobte Erfahrenheit im guten Ton, fuhr ich mit ihm nach der Villa Goethes. Es begleitete uns dahin der Geheimrath B., der mit Goethe in vertrauten Beziehungen stand und, wie es schien, im freundschaftlichen

Auftrage des letzteren den Vermittler zwischen der bewundernden Neugierde der Fremden und der Person des Dichters, der so glücklich ist durch seine Stellung im Staate und in der Gesellschaft gleich ausgezeichnet zu sein, abgab. . . . . . Der Empfang unseres ersten Besuchs war sehr förmlich und steif; die Gravität der sächsischen Dienerschaft und der abgemessene Ernst unsers Wirthes selbst ergötzten meines Bruders heitere Laune nicht wenig. Goethes Persönlichkeit ist bekannt; denn seine Bewunderer haben sie so vollkommen beschrieben, daß keinem Fremden darüber etwas zu sagen übrig bleibt. Er galt mit Recht für einen sehr wohlgemachten Mann mit ausdrucksvoller Physiognomie, was aber seine Manieren betrifft, so fand ich sie erst deutsch und weit entfernt von dem feineren liebenswürdigen Hofton, der in meinem Vaterlande in den höchsten Cirkeln herrscht. . . . . .

Alexei fand Goethes Stolz für tiefbegründet in seinem ganzen Wesen, was ich, bei tieferer Kenntniß seiner Schriften, bestritt. Ich fand einen ebenso großen Widerspruch in seinem äußerlichen Hochmuth, als in dem Grade der Auszeichnung, die er bei unserm Empfange dem Range russischer Edelherren erwies. Dieser Mensch, dachte ich, kann weder sich selbst so hochachten, daß dadurch sein Stolz gerechtfertigt würde, noch eine solche Verehrung für uns empfinden, deren Rang ohne offenkundiges Verdienst ist. Die Folge zeigte, daß ich Goethe in seinem wahren Charakter erkannte.

So nichtssagend und unbedeutend unsere erste Unterhaltung war, so merkwürdig und unvergeßlich war die Unterredung, welche ich bei meinem Abschiedsbesuch hatte. Den Abend vorher sah er bei sich große Gesellschaft, offenbar nur, um seinen einheimischen Verehrern so seltene Vögel sehen zu lassen, als ein Paar Russen aus der Krim, die seine Schriften gelesen und verstanden hatten. Während wir, besonders mein lustiger Bruder Alexei, ihn in das Verhältniß einer merkwürdigen Reisecuriosität setzten, machte er uns mit großer Gewandtheit selbst zum Gegenstande der Neugierde: wir wurden von allen Seiten mit den sonderbarsten Fragen über Sitten und Gebräuche unseres Vaterlandes bestürmt und hatten kaum Athem genug, sie zu beantworten. Die russische ‚Despotie‘ ward mit aller Feinheit in Anregung gebracht und alle die kunterbunten Begriffe von unserer Leibeigenschaft und dergleichen ausgekramt. Ich fand in dem gebildeten Kreise zwar sehr Unterrichtete, — und Goethe selbst war es in hohem Grade — allein der Gesichtspunct, unter dem man die Dinge betrachtete, war ein falscher, daher kam es, daß sich zwischen mir und der Gesellschaft ein höflicher Streit entspann, worin ich — mißverstanden von den Fremdlingen — durch mein energisches Nationalgefühl als Vorfechter der verhaßten Leibeigenschaft figurirte, weil ich den patriarchalischen Charakter des russischen Volkslebens zum Verständniß zu bringen mich bemühte.

Goethe verhielt sich dabei ziemlich neutral, war aber sichtbar durch unsere Unterhaltung erlustigt und schien sich an unserer Verlegenheit zu weiden. Um mich für diesen Kunstgriff an ihm zu rächen, brachte ich durch eine gewaltsame Wendung das Gespräch auf seine Schriften. Ich fragte ihn geradezu über die kitzlichsten Materien mit einer Unbefangenheit, die mir sogleich über die ganze Gesellschaft ein Übergewicht gab. Ich brachte Fragen in Anregung, über welche sich die gelehrten Herren in Deutschland oft wacker gestritten hatten, ohne daß der hohe Meister sich herabgelassen hätte, ihnen aus dem Traum zu helfen. Mein Bruder unterstützte mich hierin in seiner lebhaften, muthwilligen Manier, die, indem sie beleidigte, zugleich versöhnte durch ihre Bonhommie. Wie der ‚Westöstliche Diwan‘ zu verstehen sei, was der „Faust‟ bedeute, welcher philosophische Gedanke seinen Schriften zu Grunde liege — alles dies wurde so offen und rückhaltslos verhandelt, als ob Goethe hundert Meilen von uns entfernt gewesen wäre. Indessen ließ er sich durch diese Indiscretion nicht außer Fassung bringen; denn sie war ihm, wie ich später hörte, keineswegs neu. Er begnügte sich, lächelnd einige Phrasen mit zweideutigem Sinn zu antworten, und überließ das Wort einem anwesenden Professor aus Leipzig oder Jena, dessen Namen ich vergessen habe. Dieser Mensch hatte es sich zum Hauptgeschäfte seines Lebens gemacht, Goethes Schriften zu interpretiren, und machte nun

die umfassendsten Anstalten zu Beantwortung unserer Fragen. Er bewerkstelligte dies mit einem solchen Aufwand unverständlicher Floskeln, philosophischer Kunstausdrücke und gelehrter Gemeinplätze, daß jeder andere Fremde dadurch consternirt werden mußte. Es schien mir nicht unwahrscheinlich, daß Goethe, welcher diesen unleidlichen Schwätzer mit dem beifälligsten Lächeln aufmunterte, sich dessen bediente, um zudringliche Frager abzufertigen, ohne sich selbst auszusetzen. In der That war das Werkzeug zu diesem Zwecke trefflich gewählt; denn es war ebenso schwer, bei dem Geschnarre dieser Disputirmaschine zu Worte zu kommen, als ihr entsprechenderweise zu antworten, wenn man nicht die schwere Menge von Büchern und Journalen gelesen hatte, deren Geist in dem Doctor wohnte. Da ich nichts von seinem Gewäsch verstand, so bat ich ihn mit der Miene der Erbauung, mir den Sinn seiner langen Rede in französischer Sprache auszudrücken, da ich nicht so glücklich sei, mit der neuen Bereicherung der deutschen Sprache durch Tausende corrupter Worte aus dem Griechischen, Lateinischen und Französischen, namentlich mit den terminis technicis der Berliner Philosophie allzuinnig vertraut zu sein, allein der gelehrte Commentator und Panegyriker von Profession erklärte mir rund: man könne in keiner andern Sprache als der deutschen über den großen Meister raisonniren. Während ich mich über diese Behauptung mit allem Anstand moquirte, hatte Goethe das Zimmer verlassen,

allein ich bin überzeugt, daß er aus einem Seitengemach den Schluß meiner Unterredung mit dem Doctor belauscht hat. Ich beendigte den Streit mit der Erklärung, daß es unmöglich sei sich zu verständigen, wenn die streitenden Partheien von so ganz entgegengesetzten Ansichten ausgingen; denn so überzeugt der gelehrte Herr Professor sei, daß fremde Nationen Goethes Genie und philosophisch-moralischen Einfluß auf sein Zeitalter gar nicht beurtheilen können, so geneigt sei ich mit Lord Byron und seinen Landsleuten zu glauben, daß Goethe von keiner Nation in der Welt so vollkommen mißverstanden worden sei, als von der deutschen.

Kaum hatte ich in Demuth diese kühne Behauptung ausgesprochen, als Goethe mit unbefangener, aber ernster Miene eintrat und die Gesellschaft einlud, sich in ein anderes Zimmer zum Souper zu begeben. Sein Betragen gegen mich schien einige Gereiztheit über das üble Compliment, das ich dem deutschen Volke gemacht, auszudrücken, doch sandte er mir, wie verstohlen, zuweilen Blicke zu, die mir keinen Groll merken ließen; demungeachtet wollte die Unterhaltung nicht mehr ungezwungen werden und ich entfernte mich in der Meinung, daß ich die Gesellschaft und insbesondere den Wirth und beider Nationalgefühl beleidigt hätte. Allein ich wurde bald enttäuscht, und wie ich später Gelegenheit hatte, viele einzelne aus der Gesellschaft zu sprechen, fand ich zu meinem großen Erstaunen, daß eine Äuße-

rung von der Art, wie sie mir in Rußland, Frankreich, England nicht viel geringer, als eine tödtliche Beleidigung angerechnet worden wäre, vielleicht dem anmaßenden Professor allein unangenehm gewesen sei. Alle übrigen versicherten mich, daß leider in meiner Behauptung Wahrheit läge, nur machte ein jeder zu eigenen Gunsten eine Ausnahme. Ich muß jedoch gestehen, daß ich es lieber gesehen hätte, wenn sie selbst ihre nationalen Irrthümer gegen den Fremden vertheidigt hätten.

Den nächstfolgenden Morgen erhielt ich von Goethes Hand ein, mit meinem Tauf- und Familiennamen adressirtes Billet, worin er mich in sehr verbindlichen Ausdrücken zu einer Spazierfahrt einlud. Obwohl durch diese unerwartete Höflichkeit überrascht, nahm ich doch die Einladung an und befand mich eine Stunde später mit dem großen Manne allein in einer Chaise. Es war ein herrlicher Morgen und der rüstige Greis zeigte sich von der belebenden Lenzluft jugendlich erfrischt. Sein Gesicht war von ungewöhnlicher Heiterkeit überstrahlt und sein Auge glänzte von der innern Lebendigkeit, die bei seinem hohen Alter nur von seiner mannhaften Gelassenheit gemäßigt wurde. Als er mich begrüßte, sagte er mit vertraulicher Galanterie zu mir: „Herr Graf! Sie haben gestern mit vieler Nachlässigkeit einige Kostbarkeiten fallen lassen, womit wir Deutsche besser hauszuhalten pflegen, und die mich auf die nähere Bekanntschaft eines so reichen Mannes sehr begierig

machten.“ Und auf welchen Reichthum meinerseits bezieht sich Ihr Interesse, Herr Geheimrath? fragte ich dagegen. „Auf den Ihrer Ideen,“ erwiederte er. Ich dankte mit einer Verbeugung für das Compliment, das mir nicht hinlänglich motivirt schien. „Ohne Schmeichelei, Herr Graf!“ fuhr er fort, indem er dem Ausdruck meiner Gedanken zuvorkam; „ich habe oft Gelegenheit zwischen den Beifallsbezeigungen alltäglicher Menschen und der allein ehrenden Anerkennung denkender Menschen zu unterscheiden, daß Sie mir ohne Gefahr die Gewandtheit zutrauen können, aus den Unscheinendsten in Sprache und Benehmen den Mann von selbständigem Geiste zu erkennen. Ich befinde mich in dem Falle Voltaire's, der nichts heißer erstrebte, als die Anerkennung derjenigen, die ihm ihren Beifall versagten. Sie werden mir sagen, daß Sie es nicht sind, der mir Beifall versagt, allein schon der äußere Schein einer widersprechenden Gesinnung gegen die öffentliche Meinung — deren Richtigkeit Sie gestern bestritten haben — zeigt mir den Mann von selbständigem Geist und Charakter; denn ein solcher allein wagt es da zu widersprechen, wo alle übrigen einverstanden sind. Ich überlasse es Ihnen zu entscheiden, ob ich Sie richtig beurtheilt habe.“ Ich erwiederte, daß sein Urtheil zu schmeichelhaft sei, als daß ich es schlechthin bestätigen könnte, daß ich jedoch zu einem bescheidenen Zweifel geneigt sei, daß einem so großen Mann im Genuß des Weltruhms die Meinung eines

reisenden Cavaliers und alltäglichen Curiositätenjägers auch nur im allergeringsten Grade bedeutend sein könne. An diese Initiative knüpfte sich ein höchst interessantes Gespräch über Berühmtheit, Bedeutung und Schicksal der Goethischen Schriften, in dem sich der Dichter mit einer liebenswürdigen Offenheit herausließ, welche mir die innersten Falten seines Charakters öffnete. Ich habe seine wesentlichen Äußerungen unmittelbar nach dieser Spazierfahrt in der folgenden Weise zusammengetragen mit der Absicht, sie einst der Öffentlichkeit zu übergeben, wenn der Tod des Sprechers mich erst der Pflichten der Discretion vollkommen entbunden haben würde.

— — — — — — — — — — —

Hier sind seine Worte unzusammenhängend, rhapsodisch, verkürzt und so treu, als sie das Gedächtniß wiedergiebt.

„Der Ruhm, mein Herr Graf, ist eine herrliche Seelenkost: sie stärkt und erhebt den Geist, erfrischt das Gemüth; das schwache Menschenherz mag sich daher gern daran erlaben. Aber man gelangt gar bald auf dem Wege der Berühmtheit zur Geringachtung derselben. Die öffentliche Meinung vergöttert Menschen und lästert Götter; sie preist oft die Fehler, worüber wir erröthen, und verhöhnt die Tugenden, welche unser Stolz sind. Glauben Sie mir: der Ruhm ist so verletzend fast, als die Verrufenheit. Seit dreißig Jahren kämpfe ich gegen den Überdruß, und Sie würden ihn

begreifen, wenn Sie nur wenige Wochen mit ansehen könnten, wie mich täglich eine Anzahl von Fremden zu bewundern verlangt, wovon viele meine Schriften nicht gelesen haben — wie fast alle Franzosen und Engländer — und die meisten mich nicht verstehen. Sinn und Bedeutung meiner Schriften und meines Lebens ist der Triumph der Reinmenschlichen. Darum entschlage ich mich dessen nie und genieße, was mir das Glück an Ruhm geboten, aber die süßere Frucht ist mir das Verstehen der gesunden Menschheit. Darum schätze ich sogar den Widerspruch derer höher, welche die rein menschliche Bedeutung der Kunst erfassen, als den kränklichen Enthusiasmus der überschwänglichen Dichter unseres Volkes, welche mich mit Phrasen ersticken; darum auch mag ich Ihnen gern die Wahrheit Ihrer Behauptung, daß Deutschland mich nicht verstanden, in bedingter Weise zugestehen. Es waltet in dem deutschen Volke ein Geist sensueller Exaltation, der mich fremdartig anweht: Kunst und Philosophie stehen abgerissen vom Leben in abstractem Charakter, fern von den Naturquellen, welche sie ernähren sollen. Ich liebe das ächt volkseigene Ideenleben der Deutschen und ergehe mich gern in seinen Irrgängen, aber in steter Begleitung des Lebendignatürlichen. Ich achte das Leben höher, als die Kunst, die es nur verschönert." —

„Sie haben recht: Byron hat mich vollkommen verstanden, und ich glaube, ihn zu verstehen. Ich schätze

sein Urtheil so hoch, als er das meinige ehrte, doch war ich nicht so glücklich, seine Meinung von mir in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen." Diese Bemerkung, mit einer besondern Betonung gesprochen, klärte mich vollkommen über das Hauptmotiv des Interesses auf, welches Goethe an meiner Unterhaltung zu nehmen schien. Ich hatte den Abend vorher einige Worte über Byron fallen lassen, welche nicht nur meine nähere Bekanntschaft mit diesem merkwürdigen Manne verriethen, sondern auch vermuthen ließen, daß ich seine Meinung von Goethe näher zu erforschen Gelegenheit gehabt. In der That hatte ich in Venedig zu wiederholten Malen das Glück gehabt, Byron's vertraulichen Umgang zu genießen, nachdem es mir mit Mühe gelungen war, sein Vorurtheil gegen alle Russen, das damals durch die griechischen Händel begünstigt wurde, wenigstens zugunsten meiner Person zu beseitigen. Seltsamerweise waren es nicht eben meine guten Eigenschaften, welche ihn mit meiner Nationalität aussöhnten, sondern mein damaliger Charakter eines jungen Wildfangs, der das Leben und die Kunst mit der größten Heißgier ausbeutete, nur um zu genießen, wenig bekümmert um Erweiterung seiner Fähigkeiten und Kenntnisse. Byron behandelte mich zwar in der Regel ziemlich wie ein ungezogenes Kind, und während seiner Sonderlingslaunen oft mit Rauheit, aber zugleich erwies er mir, dessen Falschheit er zu fürchten keine Ursache hatte, mehr Vertrauen, als irgend einem seiner

damaligen Bekannten, die ihn oft aus eigennützigen Beweggründen umschwärmten. Unser Umgang war nicht der gleichgestimmter Kunstverehrer, sondern die Gemeinschaft lebenslustiger Bonvivants, die nie gesättigt werden. Ich lernte aber dadurch viele Particularitäten aus dem Privatleben Byron's kennen, deren Mittheilung an Goethe mit der lebhaftesten Theilnahme aufgenommen wurde und die Selbstcharakteristik meines Wirthes unterbrachen, um sie nur mehr zu vervollständigen. Auch hatte Byron durch seine Gewohnheit, in unsere stehende Unterhaltung über schöne Weiber, welchen wir beide mit Eifer nachstellten, interessante Zwischenreden über die Kunst einzuflechten, mich in das Vertrauen seiner literarischen Gesinnungen gezogen und mich so in den Stand gesetzt, Goethes Neugier zu befriedigen. Ich sagte ihm daher, daß ich in der That so glücklich sei, ihm einige Aufschlüsse über Byron's Gesinnungen gegen ihn geben zu können, und gab ihm ein solches Resumé meiner Unterredungen mit Byron über Kunst und Literatur, bei welchem Goethe wirklich sehr oft das Hauptthema war, dessen Beurtheilung Goethe nothwendig in seiner interessanten Selbstcharakteristik weiter führen mußte. Ich ging dabei nicht ganz aufrichtig und uneigennützig zuwerke, und zwar aus Rücksichten des Anstandes und der Schicklichkeit, welche mir nicht erlaubten, mehr, als Byron's Gesinnungen zu hinterbringen; seine Äußerungen hingegen waren meist so beschaffen, daß sie Goethe leicht hätten mißfallen können, obgleich Byron

vieles Wohlwollen für ihn gefühlt hat. So sprach er oft von seiner Heuchelei mit vielem Humor, aber wenig Ehrerbietung und sagte einst von ihm: er ist ein alter Fuchs, der nicht aus seinem Bau herausgeht und von da recht anständig predigt. Seine ‚Wahlverwandtschaften‘ und ‚Werther's Leiden‘ nannte er eine Persiflage der Ehe, wie sie sein dienstbarer Geist Mephistopheles selbst nicht besser hätte schreiben können; der Schluß dieser beiden Romane sei der Gipfel von Ironie. Indessen gab mir die Erinnerung an Byron's Äußerungen über Goethe einen so reichen Stoff zu Schmeicheleien, daß ich ohne Furcht, Goethe zu beleidigen, auch einige Andeutungen über die Abweichung der Meinungen Byron's fallen lassen konnte. Goethe war dadurch so befriedigt, daß er mit einer ungewöhnlichen Wärme die Unterhaltung fortsetzte und den ganzen Tag von dem einen Gegenstande derselben angeregt blieb.

Meine Deutung seiner Philosophie, welche ich ihm bei den vielen Gelegenheiten dazu unverhohlen mittheilte, schien ihm besonders wohl zu gefallen, weil er sie durch Byron's Urtheil, auf das er viel hielt, bestätigt fand. Es kamen Dinge zur Sprache, die Goethe gewiß niemals zu wiederholen gewagt hat. Ich bemerkte ihm diese Vermuthung, und er gestand lächelnd, daß er nicht im Sinne habe, sie Lügen zu strafen. „Aber weil wir einmal im Offenherzigen sind,“ sagte er, „so will ich Ihnen nur gestehen, daß ich den Sinn von allem Besprochenen in den Zweiten Theil meines

‚Faust‘ gelegt habe und deshalb gewiß bin, daß dieser Schluß nach meinem Tode von meinen Landsleuten für das langweiligste Product meines Lebens wird erklärt werden."

Und wunderbar! Einige Jahre nach dieser Unterredung bekam ich gleichzeitig mit dem zweiten Bande des ‚Faust‘ ein angesehenes deutsches Blatt zur Hand, worin es hieß: So wie die physische Erscheinung dieses Buches Goethes körperliches Dasein, so hat der darin wohnende Geist seinen Genius überlebt.

1436.

Zwischen 1826 und 1832.

Mit Jenny von Pappenheim u. a.

Im November 1826 kehrte Fräulein v. Pappenheim [nachmals Frau v. Gustedt aus Straßburg] nach Weimar zurück und verkehrte viel im Goetheschen Hause, oft im Kreise der jungen Mädchen, die sich um Ottilie schaarten, manchmal in Begleitung ihrer Mutter und ihres Stiefvaters v. Gersdorff. Für letzteren, der sich bei den Verhandlungen des Wiener Congresses sowie bei dem Entwurf der von Karl August seinem Lande gegebenen Verfassung große Verdienste erworben hatte, hegte Goethe aufrichtige Hochachtung; sagte er doch: „Gersdorff verdiente wohl, daß ihm Weimar ein Monument setzte."

Über das Treiben der jungen Damen in Goethes Hause bewahrte Frau v. Gustedt manche freundliche

Erinnerungen. So z. B. als Fräulein Charlotte v. Münchhausen eines Tages das Unglück hatte, den Gipsabguß einer Venus umzuwerfen und zu zerbrechen, und in Thränen ausbrechend vor Schrecken einer Ohnmacht nahe war, tröstete sie Goethe mit den Worten: „Wo Venus so viele lebende Vertreterinnen hat, darf man um die todte nicht weinen."

Einandermal schritten die Mädchen im Hausgarten umher, während Goethe in dem Gang längs der Ackerwand auf und ab ging. Hinter der großen Hecke fanden sie plötzlich auf einem Haufen von Erde und altem Laub einen Todtenkopf; sie holten einen Spaten und wollten ihn unter einem Baum zur Ruhe bestatten. Es war ein sehr schöner Sommertag, und man trug damals viel weiße Musselinkleider mit goldenen Gürteln; plötzlich trat Goethe aus dem Schatten der Hecke heraus — der Contrast von Tod und Jugend mochte ihm auffallen, er sagte sehr freundlich: „Ihr Frauenzimmerchen macht zuletzt noch den Tod anmuthig." . . . .

Seine Schwiegertochter Ottilie liebte Goethe sehr, doch sagte er auch einst scherzend: „Es hat mir immer vor Theklas, Johannen von Orleans und derart Heldinnen gegraut, und nun hat mir Gott gerade so eine Tochter bescheert." — Als Ottilie nach dem . . . Tode ihres Gatten zum ersten Male in Wittwenkleidern bei ihm erschien, reichte er ihr die Hand mit den Worten: „Nun wollen wir recht zusammenhalten!"

1437.

Zwischen 1827 und 1831.

Mit v. Holtei u. a.

Ich habe nichts, was ich von ihm erzähle, von andern vernommen, sondern lediglich von seinen Lippen. . . . .

Man hatte die Schriftstellerin Sophie Mereau, nachherige Brentano, genannt. Goethe lobte sie sehr bedingt und gedachte sogleich ihres Gatten. „Ja,“ sagte er spöttisch lächelnd, „der Brentano, das war auch so einer, der gern für einen ganzen Kerl gegolten hätte. Er stieg vor Sophiens Wohnung am Weinspalier bis an's Fenster hinauf bei nächtlicher Weile, um die Leute glauben zu machen, es wäre viel dahinter. Aber es war und wurde nichts. Zuletzt warf er sich in die Frömmigkeit, wie denn überhaupt die von Natur Verschnittenen nachher gern überfromm werden, wenn sie endlich eingesehen haben, daß sie anderswo zu kurz kamen, und daß es mit dem Leben nicht geht. Da lob' ich mir meine alten ehemaligen Kapuziner: die fraßen Stockfisch und — — — in einer Nacht. So war auch der Werner ein schönes Talent. Ich habe mich seiner von Herzen angenommen und ihn redlich zu fördern gesucht auf alle Weise, aber wie er nachher aus Italien zurückkam, da las er uns gleich am ersten Abend ein Sonett vor, worin er den aufgehenden Mond mit einer Hostie verglich. Da hatt' ich genug und ließ ihn laufen.“

Es war von Fouqué die Rede. Goethe wurde warm in Lobpreisungen der ‚Undine‘. „Das ist ein anmuthiges Büchlein und trifft so recht den Ton, der einem wohlthut. Später wollte es dem armen Fouqué mit nichts mehr so gut gelingen. Und das merkte er nicht, aber es ist nicht anders. Der liebe Gott giebt dem Dichter einen Metallstab mit zu seinem Bedarf. Von außen sieht solches Ding aus wie eine Goldbarre; bei manchen ist es auch Gold, mindestens ein tüchtiges Stück lang; bei vielen ist es das liebe reine Kupfer, nur an den Polen des Stabes etwas Gold. Da bröckelt nun der Anfänger los, giebt aus, wird stolz, weil sein Gold im Course gilt, und wähnt, das müsse so fort gehn. So bröckelt er immer lustig weiter; hernach, wenn er schon längst beim Kupfer ist, wundert er sich, daß die dummen Leute es nicht mehr für Gold annehmen wollen.

Von Jean Paul: „Wie ihm die Phantasie ausging und ihm nichts Großes mehr einfallen wollte, da quält' er sich um Kleinigkeiten ab und trieb Wortklauberei. So hatt' er seine ewige Angst und seinen Ärger wegen der s des Genitivs. Mir, der ich selten selbst geschrieben, was ich zum Druck beförderte und, weil ich dictirte, mich dazu verschiedener Hände bedienen mußte, war die consequente Rechtschreibung immer ziemlich gleichgültig. Wie dieses oder jenes Wort geschrieben wird, darauf kommt es doch eigentlich nicht an, sondern darauf, daß die Leser verstehen, was

man damit sagen wollte. Und das haben die lieben Deutschen bei mir doch manchmal gethan."

Von Tieck: „Als er sie vollendet hatte, las er mir im alten Schlosse in Jena seine ‚Genovefa' vor. Nachdem er geendet, meint' ich, wir hätten zehn Uhr, es war aber schon tief in der Nacht, ohne daß ich's gewahr geworden. Das will aber schon etwas sagen, mir so drei Stunden aus meinem Leben weggelesen zu haben!"

Von der Bibliothek in Jena: „Es war eine Lebensaufgabe unseres Großherzogs, die Universitätsbibliothek mit [der Büttner'schen] . . . zu verbinden. Dazu fehlte im bisherigen Locale der Raum, und wir wollten den daran gränzenden anatomischen Saal dafür haben. Dagegen erhob sich großer Protest und veranlaßte langes Hin- und Herschreiben, wobei mir die Zeit lang wurde. Ich bestellte mir also Maurer und Handlanger und lies ohne weiteres durchbrechen. Nun hatten gerade die Herren vom Senate eine Sitzung, um sich über diese Angelegenheit zu berathen, und als sie das Spektakel in der Mauer vernahmen, hielten sie erschreckt inne und erhoben lauschend ihre Köpfe. Da stürzte der Pedell in die Sitzung und schrie: Hochweise Herren! Er kommt schon von der andern Seite herein! — Die Stadtmauer, welche sich vor den Fenstern des Gemaches hinzog, wo die Manuscripte aufbewahrt werden, hab' ich, weil sie weder Licht noch Luft zuließ und die Pergamente modrig wurden und beschlugen, gleichfalls

ex propriis niederreißen lassen. Nachher, als es geschehen, war es gut."

Wir waren eines Tages vorzugsweise vergnügt bei Tische, und auch die ernsteren Genossen wurden gesprächig. Da rollte ein Wagen dumpf und langsam über den Platz vor Goethes Hause. Ein Wagen auf dem Plan [jetzt Goetheplatz] ist an und für sich nichts Gewöhnliches, und dieser rollte gar ungewöhnlich. Goethe sah, daß ich aufmerksam hinhorchte und zum Präsidenten v. Schwendler, welcher an seiner Rechten saß, gewendet, sprach er: „Es war einmal ein Römer, — zwar weiß ich in diesem Augenblicke nicht, wie der verdammte Kerl hieß, und es ist auch nichts daran gelegen — der pflegte, wenn er seine Gäste gut tractirt hatte, plötzlich und unerwartet ein künstlich zusammengefügtes Todtengerippe quer über der Tafel vor ihnen aufzurollen, um sie daran zu mahnen, daß auch sie sammt allen Delicatessen, die sie bei ihm gefressen, zu Staub und Moder werden müßten. Da ich nun auf dergleichen Moralpredigten nicht verfallen bin, so sorgt hier unser Polizeidirector dafür und läßt den Leichenwagen, der sonst einen andern Weg verfolgte, jetzt bei uns vorbeifahren. Und weil die guten Leute es lieben, sich um die Stunde begraben zu lassen, wo ich speise, so ist das in seiner Art immer ein sehr hübsches Memento mori." —

„Es war einmal in dem kleinen Landstädtchen Weisseritz ein braver Prediger, der wohl andere Ge-

schäfte haben mochte, als für jeden Sonntag eine neue Predigt zu machen. Er fand es angemessen, Jahr aus Jahr ein dieselbe zu halten, die er denn auch sehr brav vortrug, und an der sich seine Kirchkinder stets erbauten. Nun wollte der Himmel, daß ein Theil des Städtchens und mit diesem das Haus des Herrn in Flammen aufgehen sollte, sodaß am nächsten Sonntage die Gemeinde genöthigt war, sich in einer großen Scheune zu versammeln. Das Außerordentliche dieser Versammlung regte unsern Pastor auf, und er hielt sich verpflichtet, diesmal aus dem alten Geleise zu biegen und eine neue, auf diesen feierlich traurigen Tag eigens geschriebene Predigt zu halten. Er fing mit tiefer Rührung an: So lasset uns heute, meine andächtigen Zuhörer! miteinander betrachten das, durch Gottes unerforschlichen Rathschluß in die Asche gelegte Weisseritz. — Greise, Männer, Weiber und Kinder sahen sich fragend an und harrten hoch erstaunt der Dinge, die da kommen sollten. Aber unser Pastor fühlte sich unfähig, seinen alten Grundsätzen treulos zu werden, und mit frommer Zuversicht fuhr er fort: Im ersten Theile werden wir hören, wie die Sadducäer ihn verführen wollten, und im zweiten, wie er ihnen das Maul stopfte. Worauf sich denn die Gemeinde sogleich wieder beruhigte."

„Als Seine Majestät Friedrich Wilhelm III. vor Jahren bei unserer Herrschaft in Weimar zum Besuche anwesend waren, hatte sich eine Menge Volks aus der

Umgegend eingefunden, welches, ihn womöglich zu sehen, das Schloß umstand. Ich, der ich in jener Zeit bei extravaganten Gelegenheiten noch zu Hofe ging, begegnete auf dem Heimwege einem alten thüring'schen Leineweber, welcher früher, wo ich eine kleine ländliche Besitzung gehabt, dort mein Nachbar gewesen war. Nun, mein Alter! — sprach ich ihn an — Ihr seid denn auch hereingekommen, den König zu sehen? — „„Ja, Herr Geheemrath,““ antwortete der Weber; „„aber das iss ja nischt! Ich dachte, 's sollte der alte Fritze sein.““ —

Excellenz Gräfin Henckel hatte einen Ball gegeben, bei welchem Jung-Alt-England natürlich wieder obenauf gewesen war und sich zumtheil recht unnütz gemacht hatte. Sämmtliche Herren waren indignirt, sämmtliche Damen entschuldigten vermittelnd, wie immer — mit vorherrschendem Geiste, aber auch mit unverkennbarem Parteigeist — Goethes Schwiegertochter, die ihrer Parteilichkeit gar nicht hehlhaben wollte und sich selbst den britischen Consul in Weimar zu nennen pflegte. Mich liebten die Antianglomanen als Tirailleur vorauszuschicken, wenn es galt, irgend ein Mittags- oder Theetischgefecht gegen die englische Colonie zu unternehmen. Ich war denn auch beim Diner nach jenem Balle redlich vorangegangen und hatte durch mein kühnes Beispiel zur Nachfolge ermuthigt. Hofrath Vogel, des alten Großherzogs und Goethes Hausarzt, . . . stürzte sich nach mir in's Treffen; er citirte

als Beleg für meine allgemein gehaltene Anklage das besondere Beispiel, wie einige Söhne Albions sich in den Tanzpausen der Länge lang auf den Sophas herumgeräkelt, während ihre Tänzerinnen vor ihnen gestanden. Das schien freilich sehr schlagend, aber Frau Ottilie ließ sich nicht irre machen. „Schon längst“ — erwiederte sie — „hab' ich's der Großmama gesagt, daß die Canapees in den Ecken des Saales völlig unbrauchbar sind; sie stecken so tief in der Mauer und sind so breit, daß, um einigermaßen bequem zu sitzen, man unwillkürlich in eine liegende Stellung kommt.“ — „„Nun, ich weiß doch nicht!““ entgegnete Vogel sehr bescheiden: „„ich habe mit Frau v. X.““ (nebenbei erwähnt — eine recht häßliche Dame) „„dort gesessen, und““ — — „„Und““ — unterbrach ihn Goethe — „„Ihr bekamt keine Lust, Euch zu legen? O, ihr guten Kinder!““

Nachträge.

1438.

1772, Mitte August.

Bei L. J. F. Höpfner.

(Als 11 b.)

Eines Tags meldete sich ein junger Mann in vernachlässigter Kleidung und mit linkischer Haltung zum Besuche bei Höpfner mit dem Vorbringen an, er habe dringend mit dem Herrn Professor etwas zu sprechen. Höpfner, obgleich damit beschäftigt, sich zum Gang in eine Vorlesung vorzubereiten, nahm den jungen Mann an. Die ganze Art und Weise, wie sich derselbe beim Eintreten und Platznehmen anstellte, ließ Höpfner vermuthen, daß er es mit einem Studenten zu thun habe, der sich in Geldverlegenheiten befinde. In dieser Ansicht wurde Höpfner dadurch bestärkt, daß der junge Mann damit seine Unterhaltung anfing, in ausführlichster Weise seine Familien- und Lebensverhältnisse zu schildern, und dabei von Zeit zu Zeit durchblicken ließ, daß diese nicht die glänzendsten seien. Gedrängt durch die herannahende Collegienstunde entschloß sich der Professor sehr bald, dem jungen Mann eine Geldunterstützung zufließen zu lassen und damit zugleich der

peinlichen Unterhaltung ein Ende zu machen. Kaum gab er jedoch diese Absicht dadurch zu erkennen, daß er nach dem Geldbeutel in seiner Tasche suchte, so wendete der vermeintliche Bettelstudent das Gespräch wissenschaftlichen Fragen zu und entfernte sehr bald den Verdacht, daß er gekommen, um ein Geldgeschenk in Anspruch zu nehmen. Sobald der junge Mann bemerkte, daß der Herr Professor eine andere Ansicht von ihm gewonnen, nahm das Gespräch jedoch die alte Wendung, und die Andeutung des Studenten, daß es schließlich doch auf das Verlangen nach einer Unterstützung abgesehen sei, wurde immer verständlicher. Nachdem Höpfner auf diese Weise ein und das andere Mal sich in der Lage befunden hatte, dem jungen Manne Geld anzubieten und dann wieder davon abstehen zu müssen glaubte, entfernte sich der Student rasch und ließ den Herrn Professor voll Zweifel und Vermuthungen über diesen räthselhaften Besuch zurück.

Als Höpfner am Abend desselben Tages, doch etwas später wie gewöhnlich in das Local trat, wo sich die Professoren der Universität gesellschaftlich zusammenzufinden pflegten, fand er daselbst ein vollständiges Durcheinander. Die ganz besonders zahlreiche Gesellschaft war um einen einzigen Tisch herum gruppirt, theils sitzend, theils stehend, ja, einige der gelehrten Herren standen auf Stühlen und schauten über die Köpfe ihrer Kollegen in den Kreis der Versammelten hinein, aus dessen Mitte die volle Stimme eines

Mannes hervordrang, der mit begeisterter Rede seine Zuhörer bezauberte. Auf Höpfner's Frage, was da vorgehe, wird ihm die Antwort: Goethe aus Wetzlar sei schon seit einer Stunde hier; die Unterhaltung habe sich nach und nach so gestaltet, daß Goethe fast allein nur spräche und alle verwundert und begeistert ihm zuhörten. — Höpfner, voll Verlangen, den Dichter zu sehen, besteigt einen Stuhl, schaut in den Kreis hinein und erblickt seinen Bettelstudenten zu einem Götterjüngling umgewandelt.

1439.

1774, nach Mitte Juli.

Mit Friedrich Arnold Hasenkamp u. a.

Eine Anekdote stehe hier noch, die Herr v. Goethe nicht angeführt hat, die wir uns aber erinnern, mehr als einmal aus Lavater's, als eines dabei gegenwärtig gewesenen Mannes, Munde gehört zu haben; die ipsissima verba können wir freilich nicht mehr angeben, aber das Wesentliche ist uns treu genug in dem Gedächtnisse geblieben.

Als Goethe mit Lavatern die kleinen Reisen machte, von welchen Goethe in der Schrift ‚Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Goethe. Theil III.‘ erzählt, begegnete es, wenn Recensent nicht irrt, in Elberfeld, daß auch der Rector Hasenkamp der ältere zu Duisburg einmal in großer Gesellschaft mit Lavater und Goethe zu Mittag (oder Abend) aß und nicht weit

von Goethe zu sitzen kam; man war in der heitersten Stimmung und Goethe sowohl als Lavater erfreuten alles durch ihre heitere und belebende Unterhaltung. Auf einmal richtet Hasenkamp — ein gottesfürchtiger Mann, der aber aus Mangel an Sinn für das Schickliche nicht immer bedachte, was Zeit und Ort gestatten möchte — seine Rede an Goethe und fragt in feierlichem Tone: „Sind Sie der Herr Goethe?“ . . . — „„Ja!““ — „Und haben Sie das berüchtigte Buch ‚die Leiden des jungen Werther‘ geschrieben?“ — „„Ja.““ — „So fühle ich mich in meinem Gewissen verpflichtet, Ihnen meinen Abscheu an dieser ruchlosen Schrift zu erkennen zu geben. Gott wolle Ihr verkehrtes Herz bessern! Denn wehe, wehe dem, der Ärgerniß giebt! u. s. f.“ — Jedermann gerieth in die peinlichste Verlegenheit; jedermann war voll banger Erwartung, wie es dem ehrlichen, aber pedantisch-schulgerechten Hasenkamp ergehen würde. Aber Goethe versetzte alle in die heiterste Stimmung, als er erwiederte: „„Ich sehe es ganz ein, daß Sie aus Ihrem Gesichtspunkt mich so beurtheilen müssen, und ich ehre Ihre Redlichkeit, mit der Sie mich bestrafen. Beten Sie für mich!““ — Das Wohlgefallen an der edeln Art, mit der Goethe sich benahm, war allgemein; der Rector ward auf eine Weise, wie er sich nicht hatte träumen lassen, entwaffnet, und die Unterhaltung nahm wieder ihren vorigen fröhlichen Gang.

1440.

1775.

Mit Elisabeth Goethe geb. Textor.

Wie Du [Goethe] mir besonders beim Doctor Jung seiner „Hirtenschleuder‘ schuldgabst: ich ersparte den Leuten eine Ohrfeige, damit sie ein Loch in Kopf bekämen.

1441.

1775, 3. oder 4. Februar.

Mit Karl August Prinz von Sachsen-Meiningen.

Der Herr Goethe hat bei uns zu Mittag gegessen. Es war mir sehr lieb, daß er neben mir saß, damit ich ihn desto näher bemerken konnte. Er spricht viel, gut, besonders, original, naiv und ist erstaunlich amusant und lustig. Er ist groß und gut gewachsen, in der Statur des Gotter's und hat seine ganz eigne Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört. Er hat seine eigne Ideen und Meinungen über alle Sachen; über die Menschen, die er kennt, hat er seine eigene Sprache, seine eigenen Wörter. — Er hat mir sehr wohl gefallen.

Sein sanftes Gefühl, seine Richtigkeit des Ausdruckes, der Denkungsart, des Urtheils, seine angenehme Lebhaftigkeit verdienen Bewunderung. Er sagte mir, daß er jetzt an zwei Stücken arbeite: ‚Der Tod J. Cäsar's‘, ein Trauerspiel, und eine Oper.

Er blieb bis 5 Uhr Nachmittags bei uns, worüber wir sehr erfreut waren.

1442.

1775, 25. (?) Mai.

Mit dem Prinzen von Sachsen-Meiningen.

Wie erschrak ich nicht, als der Doctor Goethe hereintrat! Ja, er war es selbsten und war von Frankfurt gekommen, seine Schwester im Badenschen zu besuchen, hatte in Karlsruhe die Prinzen von Weimar gesprochen und war hergereist, um seinen Freund Lenz zu sehen. Er mußte sich neben mir auf's Kanapee setzen, und der Herr v. Dürkheim und Herr Heim setzten sich auch dazu, und wir sprachen recht vertraut zusammen. Nur eine halbe Stunde blieb er da; ich bat ihn, noch vor seiner Abreise zu mir zu kommen. Dieser unvermuthete Besuch machte mir viel Spaß, da ich den Goethe recht gern habe, weil er so natürlich ist.

1443.

1777, 19. September.

Mit Franz Oberthür.

Warm, enthusiastisch, sowie man vom Heiligthum des Apollo kömmt, komme ich [früh halb 10 Uhr] von der Wartburg, wo Goethe wohnet, nach meinem Gasthof „Zum Rautenkranz‘ zurücke. . . . . .

Fast eine halbe Stunde mußte ich, wie im Vorhofe des Tempels, warten, bis ich Goethen zu sehen bekam.

— — — — — — — — — — —

Ich glaubte einen tiefdenkenden, ernsthaften, kalten Engländer, dem Kleide und der Miene nach, zu sehen; ich konnte leicht den Verfasser des ‚Götzens von Berlichingen‘, der ‚Leiden des jungen Werthers‘, des ‚Clavigo‘ finden, und das Bild in Lavater's Physiognomik hat viel Ähnlichkeit mit dem Urbild. Aber den lustigen, launigten, auch ein wenig muthwillig — nehmen Sie dieses Wort nur in keiner üblen Bedeutung — lustigen Gesellschafter, wie man mir Goethe beschrieben, hätte ich bei diesem Besuch nie errathen.

Er hatte soeben die, seinem Fenster geradeüber stehenden zwei von der Natur gesetzten Spitzsäulen gezeichnet, die unter dem Namen des Mönchs und der Nonne bekannt sind und auch nicht lange zuvor von Wieland im ‚Teutschen Merkur‘ besungen worden. Diese betrachtete ich durch ein Sehrohr, von diesem, dazu sehr bequemen Standpunkte einige Augenblicke, übersahe dann die Gegend, die Aussichten von dieser Burg hinab in die Tiefe und lobte die Wahl des Dichters, der diesen, seiner Phantasie und seiner Muse so schicklichen Ort dem Palaste des Herzogs in der Stadt vorgezogen.

Die ganze übrige Unterredung hatte den Zustand der Wissenschaften und Künste in meinem Vaterlande [Franken] zum Gegenstand, und ich muß gestehen, daß Goethe meinem Nationalstolz nicht wenig geschmeichelt; er hatte schon in seiner Vaterstadt etliche meiner Landsleute gekannt, und auch in Thüringen bekam er von

sicherer Hand vortheilhafte Nachrichten von Franken und unserm geschickten Hofmaler [in Würzburg]; von ihm selbst verfertigte Portraits hatte er in Erfurt gesehen, und dieses waren die Data und Gründe zu seinem Lobe über Franken und den Zustand der Wissenschaft und Künste daselbst. — Sie können wohl denken, daß ich ihm noch mehr Gutes von meinem Vaterlande gesagt, soweit es Wahrheit und Bescheidenheit litten.

Nach und nach merkte ich, daß der Dichter sich noch mehr in sich zurückzog, stille wurde, ernsthaft und kalt wie in einem Spleen dastund. Da dachte ich: vielleicht hat sich irgend ein großer Gegenstand seiner Seele bemächtigt, und Apollo heißt ihn darüber dichten und beurlaubte mich.

1444.

1778, um 20. Mai.

Mit Anna Luise Karsch geb. Dürbach.

a.

Wenn Sie [Gleim] ihn hätten kommen sehen, unerwartet in unsre Thür treten, mit den Augen meine Mutter suchen, mit seinen Augen! Ach! unaussprechlich reizend war die Scene. So kommt nur reuige Liebe zu Liebe. . . . . Das weiß ich [Caroline Luise Hempel], daß in seinen großen hellen Augen der ganze Goethe strahlte, nicht der flammende, zugreifende, un-

genügsame Goethe, der, welcher Lotten Brod schneiden sah. Der war's ungefähr, nur daß sein Mund stumm blieb, und Goethe stumm blieb beim Eintritt, beim Umarmen und einiger Wendung bis zum Sitze, da denn meine Mutter die erste Frage an ihn that. Ich hätte gar zu gern die Hand auf seine liebe Brust gelegt, ob nur sein Herz auch das geschlagen hätte, was sein seraphgleiches Stummsein verkündigte, aber der Mensch wirft soviel Respect aus seinen Augen, daß ich mich kaum traute, in seiner Gegenwart zu bleiben. Ich mußte einpaarmal hinaus, lief aber geschwind wieder hinein und da hört' ich einmal, daß meine Mutter von Ihnen frug; er antwortete wider seine Gewohnheit in dreien Theilen darauf, und ich fühlt' es, daß Ihr Name sein Ohr tränkte und daß er gerne mehr von Ihnen gesprochen hätte, wenn bei einem Fest-Besuche die Reden nicht zur bloßen Cour wären..... Mama sagte zu Goethe: sie habe eine neugeborne Dichterin zur Enkelin. „Wie alt ist sie?" Vierzehn Wochen sagte sie. „So lassen Sie dieselbe Dichterin sein bis sie sprechen kann." War das wohl menschenfreundlich von dem Unart?

b.

Ich [A. L. Karsch] frug ihn, ob er nicht auch das Vergnügen kosten wolle, Vater zu sein. Er schien's nicht weit von sich zu werfen; er ist ein großer Kinderfreund, und eben dieser Zug läßt mich hoffen, daß er

auch ein guter Ehemann werden wird. . . . Vielleicht kommt er bald mit seinem Herzog allein auf längere Zeit her: beim Abschied ließ er sich so was verlauten. Ich gab ihm einpaar frische Rosen, und geschwind hub er einen Strohhalm von der Erd' auf, band damit die Rosen zusammen und steckte sie auf den Hut. Er liebt die freimüthigen offenherzigen Leute und mag's gern haben, wenn er geliebt wird; das gefällt ihm besser, als hohes Lob.

1445.

Um 1780 (?).

Bei der Herzogin Amalie.

Die bekannte Anekdote mit dem Fensteröffnen ist vielfach, aber meist falsch erzählt worden; so ist sie wirklich.

Bei der Herzogin Mutter wurde eines Abends vorgelesen. Der verstorbene Großherzog kam dazu und öffnete, weil er es im Zimmer zu warm fand, ein Fenster. Goethe schloß dasselbe leise [weil Damen sich durch Zugluft belästigt fühlten]. Der Herzog öffnete es wieder, und Goethe wiederholte unbemerkt sein voriges Manoeuvre. Nun rief der Herzog verdrießlich: „Wer macht denn immer das Fenster wieder zu?" Alles schwieg. Da trat Goethe vor und sagte: „‚Ew. Durchlaucht haben allerdings das Recht über Leben und Tod Ihrer Unterthanen, aber erst nach Urtheil und Spruch.'"

1446.

1784 (?).

Entwurf zum Grabdenkmal für die erstgebornen Töchter des herzoglichen Paares Karl August und Luise.*)

Goethe .... hatte den Kunstgeist des Herrn Klauer mit zwei allerliebsten Gedanken zu halberhabener Arbeit beseelt, da er ihm zwei Denkmäler für die frühverstorbenen Prinzessinnen von Weimar angab, von welchen die erste**), die nur einige Stunden lebte, als ein holdes, von einem Engel auf die Erde gebrachtes, schnell zurückeilendes Wesen erscheint, dessen liebreicher Führer im Vorbeischweben den Schleier, welcher den aufblühenden Engel deckt, ein wenig emporhält, um sie den Sterblichen einige Augenblicke zu zeigen, die zweite**), älter gewordene aber in dem Moment, wo sie, vor der Erdkugel stehend, das weimarische Land betrachtet, von der ersten, welche aus den Wolken hervortritt, bei der Hand gefaßt, von dieser Aufmerksamkeit abgezogen wird, sie aber ihrer himmlischen Schwester, mit dem Finger auf Weimar deutend, die andre Hand darreicht.

---

*) Die älteste Prinzeß, Luise Auguste Amalia, war geboren am 3. Februar 1779 und starb am 24. März 1784; die zweite wurde am 10. September 1781 geboren und starb denselben Tag.

**) Nach Vorstehendem muß es oben anstatt „erste" heißen „zweite", und anstatt „zweite" vielmehr „erste".

1447.

1786, nach Mitte Juni.

Mit Prinz August von Sachsen-Gotha u. a.

Wir haben in Schnepfenthal und Reinhardsbrunn einen recht schönen, heitern und fröhlichen Tag zugebracht. Nach der Tafel las er [Goethe] uns auf einem steinernen Tische, der vermuthlich noch von den guten Reinhardsbrunnischen Benedictinern herrühret, zwar keine Epistel Pauli an die Römer oder Galater, aber doch eine Epistel V. Cl. Weikhardi ad V. Cl. Zimmermannum homiletisch vor, die nicht leicht eine andere an feinem attischen Salze und an römischer Urbanität übertreffen wird. An eben den Orten, wo vormals die dicken Mönche aus natürlichem Hange zur Naturkenntniß den Fungum apocalypticum hypostaticum gesucht hatten, fanden wir den Fungum iambicum trimetrum catalecticum hendecasyllabum (der vom Fungo alcaico iambico . . . . wohl zu unterscheiden ist) zu unserem unaussprechlichen Vergnügen und Erstaunen und dankten den Göttern und Göttinnen, daß sie für uns diese Schwämme zu fernerer Verehrung ihrer Weisheit vor unsern Füßen hatten aufwachsen lassen.

1448.

1788, 8. August.

Mit Caroline Herder.

Goethe grüßt Dich [Herder] tausend-tausendmal. Er empfindet Deine Abwesenheit nach mir am meisten. Durch

Dein Gespräch, durch die Aufnahme seiner Gedanken und Mittheilung der Deinigen, die ihm forthelfen, hattest Du ihm viel gedient. Mit Knebel, sagt er, sei das nicht so. Auch im Politischen sieht er, daß nichts zu thun sei. Er hat sehr offen darüber gesprochen, das sich aber nicht schreiben läßt und Du alles selbst schon weißt. Sobald der Herzog fort ist, will er an den achten Band seiner Werke gehen. Will das Jahr noch viel arbeiten. Sein Motto ist abermals: „Wenn Du stille bist, wird Dir geholfen."

1449.

1788, Ende September.

Mit Caroline Herder.

Goethe hat mir die erste Abtheilung seiner Gedichte gegeben. Es sind gar schöne darunter, besonders zwei idyllenartig, die mir ganz vorzüglich gefallen. Ich habe recht vernünftig mit ihm darüber gesprochen; er wird auch An die Christel und Käthchen*) auf meine Bitte herauslassen.

1450.

1788 (?).

Über Christiane Vulpius.

Als die Freunde Goethe mit der sogenannten Vulpia neckten und seinen Sieg über sie als den ersten, welchen

*) Die ‚Christel' und ‚Rettung' überschriebenen Gedichte, die früher im ‚Merkur' und in der ‚Iris' erschienen waren.

die Dame erlebt, aufhetzend in Zweifel zogen, gab er die merkwürdige Antwort: „Daß sie auch andern würde gefallen haben, bezweifle ich nicht.“

1451.

1789, zwischen 16. und 20. März.

Mit Caroline Herder.

Ich habe die Fortsetzung von ‚Tasso‘ wieder abgeschrieben. Goethe kam dazu; er absolvirte mich hierüber, wie leicht zu denken, und grüßt Dich. Von diesem Stück sagte er mir im Vertrauen den eigentlichen Sinn: es ist die Disproportion des Talents mit dem Leben. Er freut sich recht über mich, daß ich es selbst so gut empfinde.

1452.

1789, gegen Mitte August.

Mit Oberforstmeister Freiherr von Fritsch.

Als sich Goethe (1789) in dem damals sehr besuchten Badeorte Ruhla befand, beredete er seinen Reisegesellschafter, den Oberforstmeister v. Stein, an einem sehr trüben Tage zu einem Spaziergange nach dem Inselsberge. Vergebens stellte ihm dieser das ungünstige, Regen drohende Wetter vor; Goethe blieb bei seinem Entschluß. Als nun unterwegs der Nebel immer dichter ward und zuletzt in einen Regen sich auflöste, machte Stein seinem Unmuth durch

die wiederholte Äußerung Luft, daß er dies voraus-gesagt. Goethe schwieg; beschäftigt, Steine zu suchen, die er mit einem Hammer zerschlug, nannte er dem murrenden Freunde deren Namen, Eigenschaften und die Classe, zu der sie gehörten. „Was gehn mich Ihre Steine an!“ rief sein Begleiter ziemlich heftig; „ich rede von Ihrem Starrsinn, der uns in dies Wetter geführt hat. Doch,“ fügte er einlenkend hinzu, als wolle er seine Heftigkeit wieder gut machen — „da Sie ein so großer Mineralog sind, so sagen Sie mir doch, was bin ich für ein Stein?“ „„Auch das will ich Ihnen sagen,““ erwiederte Goethe; „„Sie gehören in die Classe der Kalksteine: kommt Wasser auf diese, so brausen sie.““

1453.

1792, Ende August (?).

Im Feldzug beim Herzog Karl August.

Ich [e. preuß. Artillerieoffizier] hatte schon vorher gehört, daß dieser Goethe ein sehr berühmter Schriftsteller sein solle. . . . . Als man mir zuerst sagte, daß ich jetzt häufig mit diesem Herrn zusammensein und ein gleiches Quartier theilen müsse, da ich ja auch zur Suite des Herzogs von Sachsen-Weimar befohlen war, so empfand ich anfänglich einige Abneigung. . . . Ich hatte mir diese Herren Poeten bisher immer nur als so eine Art äußerlich und sittlich verkommener Menschen gedacht. . . . . Wie überrascht war ich nun aber, als

ich diesen Herrn Goethe persönlich zuerst kennen lernte: es war ein ungemein stattlicher, ansehnlicher, auf das Eleganteste angekleidter Mann in den besten Jahren, der mit einem so vornehmen Wesen auftrat, daß man ihn wirklich eher für einen Prinzen, als für einen bürgerlichen Secretarius hätte halten können. Er hatte etwas sehr Selbstbewußtes in seinem ganzen Benehmen, und die Worte flossen dabei so schön und gewandt von seinem Munde, daß es immer auf den Zuhörer den Eindruck machte, als höre er aus einem gedruckten Buche vorlesen. . . . . So hörte er sich auch zu gern selbst sprechen und hielt wohl mitunter auch Reden, die zwar sehr schön klangen, aber ihrem eigentlichen Inhalte nach doch nur leer waren, über Dinge, die er unmöglich verstehen konnte. Ich entsinne mich noch, daß er einst an der Tafel des Herzogs von Weimar einen langen Vortrag über die Artilleriewissenschaft und besonders auch über die zweckmäßigste Anlage von Batterien hielt und selbst uns Artillerieoffiziere darüber belehren wollte. So etwas konnte mich denn doch wohl mit Recht verdrießen, und ich sagte: ‚Nehmen Sie es, verehrtester Herr Legationsrath‘, — denn diesen Titel führte er dazumal [!] — ‚nicht übel, wenn ich Ihnen mit pommerscher Gradheit zu antworten mir erlaube, daß bei uns ein altes Sprüchwort heißt: Schuster bleib bei Deinen Leisten. Wenn Sie über das Theater und die Dichtung und noch über viele andere gelehrte oder Kunstsachen reden,

so hören wir alle Ihnen mit dem größten Vergnügen zu; denn dies verstehen Sie aus dem Grunde, und man kann viel von Ihnen dabei lernen. Etwas anderes aber ist es, wenn Sie über das Artilleriewesen sprechen und nun gar uns Offiziere darüber belehren wollen; denn — nehmen Sie es nicht übel! — davon verstehen Sie auch nicht das Mindeste. Ihre Ansichten über die Verwendung der Geschütze waren vollständig falsch, und wenn ein Offizier nach Ihrer Anleitung eine Batterie errichten wollte, so wäre solche gar nicht zu gebrauchen und er würde entschieden damit ausgelacht werden.' So sprach ich freimüthig und ohne Scheu, und es herrschte anfänglich bei meiner Rede ein gewisses beängstigtes Schweigen unter den meisten Anwesenden, und mehrere sahen mich sogar ganz entsetzt an, daß ich einem so berühmten Manne, wie Goethe damals schon war, so rücksichtslos meine Meinung gesagt hatte. Goethe selbst ward bei meinen Worten anfänglich ganz roth im Gesicht, ich weiß nicht, ob aus Zorn oder aus Verlegenheit, und seine schönen funkelnden Augen blickten mich starr an; bald aber gewann er seine volle Geistesgegenwart wieder und sagte lachend: „Ja, Ihr Herren Pommern seid doch recht freimüthige oder wohl gar grobe Männer, das habe ich soeben an mir selbst nur zu sehr erfahren. Aber darum keine Feindschaft, Herr Lieutenant! Sie haben mir soeben eine derbe Lection gegeben, und ich werde mich hüten in Ihrer Gegenwart wieder über das Artilleriewesen zu sprechen und

den Herren Offizieren in ihr Fach zu pfuschen." Dabei schüttelte er mir recht herzlich die Hand, und wir blieben nach wie vor die besten Freunde, ja, es wollte mir sogar scheinen, als ob Goethe meinen Umgang jetzt noch mehr aufsuchte, als dies früher der Fall gewesen war.

1454.

1793, Juni oder Juli.

Mit einem preußischen Artillerieoffizier.

Von einem Adjutanten des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar hatte auch Goethe, der seit einigen Tagen ebenfalls wieder in unserm Lager vor Mainz anwesend war, gehört, daß ich in dieser Batterie commandire. Er besuchte mich alsbald, . . . und dies war mir ein sicheres Zeichen, daß er eine gewisse Werthschätzung gegen meine Person hege und meine soldatische Aufrichtigkeit nicht übel genommen habe. Auch als Goethe zu uns kam, sahen wir alle vom Pulverdampf arg mitgenommen aus, und meine Fäuste waren so schwarz, daß ich ihm kaum die Hand schütteln konnte. Er meinte lachend: jetzt sehe er uns doch so recht bei der Arbeit, aber unser Handwerk gefiele ihm nicht; dabei würde man zu schwarz und schmutzig, und die Ohren müßten ja von all dem Gekrache und Gesause zerspringen. Ich antwortete ihm scherzend: freilich, bei seiner Arbeit als Schriftsteller könne man sich nur mit Dintenklexen an den Fingern beschmutzen, während wir

von Pulverdampf schwarz würden, und der Gesang seiner Schauspielerinnen im Theater zu Weimar kitzele die Ohren wohl sanfter, als das Gekrache unserer Vierundzwanzigpfünder, dafür schaffe unsere Arbeit aber auch besser, als die seine. Auch Goethe brannte ein Geschütz ab [wie vorher Karl August], der Zufall wollte aber, daß nichts mit seinem Schusse getroffen wurde. Später war er noch einmal in meiner Batterie, als wir Bomben auf Mainz warfen und die Flugbahnen der großen Geschosse mit ihrem Feuerschein in der dunkeln Nacht interessirten ihn sehr. Ich habe bei einer andern Gelegenheit einmal ein langes Gespräch mit ihm darüber gehabt, wie wir Artilleristen die Flugbahnen der Geschosse am Rascheſten und Praktischsten berechnen können, und merkte dabei, daß er ein ganz tüchtiger Mathematiker sei, dem die verschiedenen mathematischen Formeln vollkommen geläufig waren.

1455.

1795, 28. Mai.

Mit F. A. Wolf, K. A. Böttiger u. a.

Bei Goethe. Zuerst über Lessing. Er war bloß zum Literator geboren, aber ein sehr schlechter Bibliothekar. Plan, nur bis 1740 bei der Wolfenbütteler Bibliothek complett zu sein. Große Unordnung. Seine eignen Schriften auf der Bibliothek zerschnitt er, um sie abdrucken zu lassen. Seine Neigung zur Orthodoxie

empfing er in Berlin, wo er weder Spalding noch die andern Aufklärer ausstehen konnte. Langer, sein Nachfolger, wohnte den vornehmsten Auctionen auf seinen Reisen bei und erstand überall kostbare Bücher, die er aber so lange stehn ließ, bis er in Wolfenbüttel sedem fixam bekam, wo er alles zusammen kommen ließ. Er arbeitete sehr gründliche Recensionen in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek"; so hat er unter andern des Erlanger Beyer Versuch über den Theokrit sehr scharf recensirt.

Wir besahen Goethes Gemmensammlung. Bemerkung über eine Stelle im Bion, die ich [Böttiger] nirgends finde. „Bei den alten Theatern," sagt Goethe, „war weit mehr etikettenmäßige Convention, als bei den unsrigen, da wir das, was der inneren Energie an Überredungskunst abgeht, durch . . .*) der Äußerlichkeiten und Scenerie zu ersetzen suchen. Die Alten hatten in ihren Masken, Decorationen, Maschinen und Theaterkostum unendlich mehr, was durch allgemein angenommene Convention niemand mehr beleidigte, uns aber unendlich lächerlich vorkommen würde, eine reiche Fundgrube für die Parodie und Travestirung der Komiker. So bin ich überzeugt, daß das Theater gleichsam in gewisse Regionen getheilt gewesen sein muß, und daß die Luftregion, in der die obere Maschinerie, die dii ex machina (Wolken, Vögel u. s. w. im Aristophanes) schwebten, und die Wasser- und

*) Unleserlich. Liest sich wie: „Schonung", das aber keinen Sinn giebt.

Orcusregion übereinander rangirten, ohngefähr so, wie in den Gemälden und Reliefs des Alterthums eine Reihe Figuren auf den Köpfen der untern Reihe steht. Dies war unwandelbar und stets vor den Augen der Zuschauer, auch dann, wenn im ganzen Stück das Bedürfniß der einen Region nicht ein einziges Mal eintrat. Etwas anders war es mit den exostris und ἐκκυκλήσεσι des Innern des Hauses und der Veränderung gewisser Gassen, wie dies auch Palladio beim Theater zu Vicenza sehr artig angebracht hat. Diese stehenden Decorationen machen es auch allein begreiflich, wie mehrere, oft acht Stücke, in einem Tage gleich nach einander ohne Störung und Embarras aufgeführt werden konnten." Wolf bemerkte hierbei, daß er vollkommen überzeugt sei, daß mehrere Tetralogien gleich nacheinander aufgeführt worden wären, nur daß die Stelle in Aristoteles Poetik, wo von hundert Stücken die Rede sei, zu unglaublich sei, um nicht den Verdacht einer Verfälschung gegen sich zu erregen.

Hierauf erzählte Goethe, wie die Advocaten in den großen Sälen des Gerichtshofes von Venedig ihre Sachen plaidiren. Den Richtern gegenüber, sodaß die Sachwalter im Rücken sind, sitzt ein Segretario, der Stunden- oder Halbestundensanduhren vor sich stehen hat und diese während der Advocat spricht, auslaufen läßt. Der Advocat läßt oft Instrumente, Zeugnisse, Gesetze vorlesen, das durch einen besondern Schreiber geschieht. So lange dies dauert, wird das Stunden-

glas umgelegt, weil dies Ablesen nicht zugerechnet wird. Der Advocat, dem alles daran liegen muß, zu seinem Vortheil Zeit zu erobern, spricht oft nur einpaar Worte drein, als: „„Hört! Bemerkt vorzüglich dies Zeugniß!““ Augenblicklich stellt der Secretär wieder das Stundenglas, welches oft sehr schnelle Vibrationen veranlaßt. Der Gegner hat ebenso viel Zeit zugemessen. Es plaidiren in wichtigen Sachen gewöhnlich zwei Advocaten für den Kläger und zwei für den Angeklagten. Die ersten reden mehr statarisch und gemäßigt und haben nur die ruhige Auseinandersetzung der Thatsachen, die zwei letzten aber wirken auf die Leidenschaften und wenden alle Redekünste an. Hier entstehen auch wirkliche concertationes und altercationes, indem der Gegner den Redenden oft ins Wort fällt, der Redende aber über diese Unterbrechungen laute Klage führt. Der Fall, den Goethe plaidiren hörte, betraf die Abläugnung eines Fideicommisses von 6000 Scudi, wo die Procuratoren der pia causa die Kläger waren. Da bediente sich der Redner für den Beklagten aller Kniffe, um das Mitleid der Richter zu bewegen. Der Beklagte war ein alter siebzigjähriger Mann. „Bedenkt!“ sagte sein Sachwalter, „daß es hier nicht eigentlich auf die Summe von 6000 Scudi, sondern auf Ehre und bürgerliche Existenz [eines] Bürgers abgesehen ist, und daß der so viele Jahre lang gesparte und vermehrte Schatz von Bürgertugend durch euer Verdammungsurtheil aufeinmal verloren gehen würde.“

Beide Parteien, für welche die Redner sprechen, sitzen einander gegenüber und sind gegenwärtig. Sie beobachten nicht allein die größte Demuth mit niedergeschlagenen Augen und gesenktem Haupte, sondern der Beklagte ist auch wirklich nach seinem Anzuge in luctu et squalore. Die Documente und Instrumente, worauf es auf beiden Seiten ankommt, und die von dem Schreiber abgelesen werden, sind schon gedruckt und die Richter haben sie in den Händen; nach beendigter Ballotage der Richter können sie auch die umstehenden Zuhörer zu kaufen kriegen, vorher aber nicht. Goethe hatte die in groß Quart sehr splendid gedruckten Documente beider Parteien in zwei Cahiers bei dem erwähnten Handel gekauft und zeigte sie uns noch vor. Auch hatte er den einen Advocaten im größten Affect des Haranguirens auf's Papier gezeichnet und wies ihn der Gesellschaft vor. Er macht mit vorliegendem Körper mit der rechten Hand einen besondern Gestus, [durch Aufsetzen der Spitze des Zeigefingers auf die Spitze des ausgestreckten Daumens] welcher eigentlich das Wiegen mit der Waage, oder das Senken der Sonde anzeigt und eine besondere Genauigkeit ausdrückt (pensitato rem agitare). Die ganze Zahl der Richter theilt sich in quarantario's, öfter nach zwanzig, sechzehn, ja nur Dekaden, die zusammen in verschiedenen Theilen des ungeheuren Saales (also wie in den basilicis zu Rom die judicia centumviralia) zu gleicher Zeit Processe abhören. Die corona populi

steht gierig horchend herum und ermüdet mehrere Stunden nicht. Neben Goethe stand ein Knabe von zehn Jahren, der vier Stunden lang mit nimmersatter Spannung alles auffing. Die Redner haben eigentlich kleine Kanzeln oder suggestes, in welchen sie sprechen sollten; aber sie stellen sich gewöhnlich davor und haranguiren mit ganz freistehendem Körper. Wolf bemerkte, daß sich zu dieser Sitte alle Belege theils aus den Römern, theils aus den Griechen finden ließen. Die neuern Reisebeschreiber erzählen fast gar nichts davon; einige unvollständige Winke giebt Mayer in seinen „Darstellungen aus Italien".

Bei der Betrachtung einiger altsicilischen Münzen von vorzüglich schöner Arbeit wurde die Hypothese sehr wahrscheinlich gefunden, daß die Griechen in Sicilien ihre eigene selbstwachsene Kunst und Literatur lange vor den Athenern und Pisistratiden gehabt hätten.

Über Declamation des Hexameters nach der Quantität und dem Accent. Wenn ihn Voß feierlich liest, so ist es wahrer Gesang und Intonation. Die Sylbe, wo der Accent steht, wird etwas gehoben und geschärft, z. B. hómini, homínibus, etwa wie die Engländer den Consonanten in der Aussprache verdoppeln, der den Accent hat. Aber der Accent giebt auch eine gewisse Erhöhung des Tons, der ganz verschieden von der Länge und Kürze der Sylbe ist. Jeder Hexameter hat 24, also jeder pes 4 Zeiten, von welchen in den alten Scholien oft die Rede ist.

Es wurde ein Versuch mit dem Anfang der Ilias gemacht. Gleich das erste Wort *μῆνιν* gab zu der Bemerkung Gelegenheit, daß man hier eigentlich *μέενιν* aussprechen müsse; denn das *η* sei doch nur ein doppeltes *εε* und sei auch, sowie alle Diphthongen der Griechen, getrennt, schnell ausgesprochen worden. Daraus sei auch auf allen langen Vocalen der Circumflex zu erklären, der eigentlich nichts, als ein acutus und gravis — ´` — sei, aus welchen später die sonderbare geschlängelte Form entsprang. Man müsse sich also *μῆνιν* so geschrieben und accentuirt vorstellen: *μέὲνιν*. Die Griechen haben eigentlich nur Einen Accent, den accutus; der gravis zeigt bloß absentiam accuti und der Circumflex den accutus neben dem gravis an. — Die Ungarn haben in ihrer Sprache das Meiste von dem, was die Alten Accent nannten. Sie begriffen auch in Wolf's Vorlesungen alles sogleich, da die übrigen Zuhörer große Mühe hatten. So sprach ein Ungar Wolfen um den Chestérfield an, und als ihn Wolf tadelte, bewies er, daß er recht gesprochen habe. Auch die Lateiner accentuirten so gut, als die Griechen, nur daß sie die Accente nicht schrieben. Wolf recitirte zugleich den ersten Vers der Eclogen [Vergil's] und zeigte, wie ihn die Römer ausgesprochen haben müßten:

Τιτυρε τυ πάτυλαι ρέκυβανς συβ τεγμινε φαγει.

Es sei allerdings möglich, die alte Aussprache der Römer ganz aufzufinden und wieder herzustellen, aber ihren lebendigen Ton hätte man darum nicht.

Wolf erklärte sich sehr lebhaft gegen Wieland's Verdeutschung des φ in f. F war ein barbarischer, den Griechen ganz unbehülflicher und unaussprechlicher Buchstabe, daher Cicero einmal gegen einen Graeculus das Argument braucht: er könne nicht einmal den Namen Fundanius aussprechen. Die eigentliche Aussprache der Griechen sei π-h, Phi, gewesen. Wieland horchte hierbei sehr auf.

Die unnachahmliche Naivität des Magister Hederich in seinem Mythologischen Lexicon: die Töchter des Asklepios.

Goethe läßt auf einem Friese eines seiner Zimmer die Metamorphose der Tyrrhener in Delphine aus der Laterne des Demosthenes zu Athen abcopiren. Sonderbare Behandlung dieses Sujets auf diesem Kunstwerke nach einem ältern μῦθος. — Eine kleinere Bronze, ein Priap ohne Hoden, vielleicht ein Archigallus, obgleich mit einem Barte, das vielleicht klimatisch zu erklären sein dürfte.

Wärmezusammenfassende Kraft der wollenen Kleidung, erkältende der Leinewand. Vorzug des Alterthums in Kleidung und accubitus.

Die Reime sind barbarischer Abkunft. „Nur ein Wieland," sagte Goethe, „sollte reimen." „„Gleim thut's ohne Freibrief,"" sagt Wieland. Der Reim paßt eigentlich nur für kürzere canzoni; sobald er zu den Stanzengedichten in Ariost, Tasso u. s. w. übergeht, verirrt er aus den Jamben in Anapästen, als:

armī piētōse [in La Gerusalemme liberata]. Wer mag ihn eingeführt haben?

Als Goethe von Palermo nach Girgenti reiste, sah er vom Wirthshause, wo er Mittags hielt, mehrere reisende Sicilianer die Distelköpfe, die in unzähliger Menge auf einer verwilderten Wiese emporragten und eben noch im Schossen und Aufblühen waren, abhauen, schälen und essen. Er probirte es nun selbst und fand die so geschälte Sprosse zart und süßlich, sodaß sie nach unserer Salatzurichtung dem Spargel sehr ähnlich gewesen wäre. Der Vetturino raufte Puffbohnen und vertheilte sie als große Delicatesse; er selbst verzehrte einen rohen Kohlrabi, wie wir einen Apfel verzehren würden.

Über Träume. Wolf erinnert sich nie, geträumt zu haben, auch kann er schlafen, wann und wie lange er will. Den traumlosen Schlaf erklärt auch Goethe für den erquickendsten. Goethe erzählt einen sehr scharfsinnigen, philosophischen Traum, den er in verflossener Nacht gehabt habe.

1456.

1795, Frühjahr (?).

Über Wolf's Prolegomena zu Homer.

„Die zwei scheinbarsten Widersprüche ließen sich a) aus dem Glauben ableiten, daß Homer sich der Errungenschaft und des Eigenthums vieler Sänger vor ihm bemächtigt und so auf dieser Basis solche Epopöen erbaut hätte, wie wir sie noch haben; dann fiele die

psychologische Unmöglichkeit doch ganz weg: aus s
vielen und so oft schon bearbeiteten Sujets ließe si
ja wohl noch eine Ilias und Odyssee von einem Hom
zusammensetzen; b) aus der Tradition, daß die scho
geordneten und von Homer in wahren Zusammenhar
gestellten Rhapsodien durch die Ungeschicklichkeit d
späteren Rhapsodien auseinandergerissen und erst vo
Solon wieder zusammengefügt worden wären. Viel vo
Wolf's Behauptung würde auch bei dieser Hypothe
sehr wohl bestehen können.

Den meisten Beifall hat sich Wolf von den neuer
Theologen zu versprechen, die kein geringes Triumph
lied darüber anstimmen werden, daß nun auch dies
heidnische Moses entthront ist.

Ich als Dichter habe ein ganz anderes Interess
als das der Kritiker hat. Mein Beruf ist zusamme
fügen, verbinden, ungleichartige Theile in ein Ganz
zu vereinigen; des Kritikers Beruf ist, aufzulöse
trennen, das gleichartigste Ganze in Theile zu ze
legen. Als Dichter habe ich also eine unübersteiglic
Scheidewand zwischen mir und dem heillosen Beginn
des Kritikers gezogen; aber ich kann nun doch d
Kritikers in hundert Fällen nicht entbehren. Ich le
meinen Homer mit Bewunderung, stoße aber aufei
mal auf Scenen und einzelne Stellen, die allen Ei
druck stören und mich auf's Unangenehmste situire
Hier weiß ich dem Kritiker unendlichen Dank, wenn
mir sagt: ja, gerade diese Stelle ist unächt.

Wolf würde, wenn er nicht öffentlicher Lehrer wäre, diese Idee schwerlich so fein ausgesponnen haben. Der Drang und die Begeisterung öffentlicher Mittheilung bewirken Wunder!

Wenn nach Wolf's Andeutung die Odyssee hundert Jahre später und unter einem ganz andern Himmel, als der Jonische, gesungen ist, so dürfte man wohl auf Sicilien rathen.

Wolf's unbegränzte Mittheilungsfertigkeit und Bereitwilligkeit steht mit seiner Belesenheit und Wissenschaft im vollkommensten Ebenmaß."

1457.

1795, Juli.

Mit Friederike Sophie Christiane Brun geb. Münter und deren Kindern.

Die letzte Zeit meines Aufenthalts in Karlsbad ward mir höchst lehrreich und zuletzt lieb durch meine Bekanntschaft mit Goethen. Wir sahen uns täglich erst mit Neugier, dann mit Interesse, dann schieden wir von einander mit Wohlwollen. Mir erschien er als eins der seltensten Exemplare der Menschheit, in voller Kraft eines unbeugsamen Willens und hohen Geistes; ihm war es vielleicht neu, ein Weib zu sehen, die ruhig und ungeblendet ihn beobachtete. So blieben wir eine Weile einander gegenüber, aber dann öffnete er sich mir mit edler Offenheit, fühlend,

daß ich sein besseres Selbst suchte — und ich entdeckte in ihm einen Schatz der Wahrheit, Billigkeit und häuslichen*) Güte, die verbunden mit dem, was der Schöpfer des ‚Tasso' und der ‚Iphigenie' und des ‚Egmont' zu geben vermag, mir ihn unvergeßlich machen. Lassen Sie [Ch. H. Pfaff] mich immer stolz darauf sein, mich mit Goethe auf diesem Wege gefunden zu haben und denken Sie auf mein Wort gut von Goethen, dem Menschen, man sage, was man wolle. . . . Die Kinder sind brav. Goethe war in beide vernarrt, zumal in Lotte; „die jungen Dinger sind gar liebe Narren!" sagte er, und sie hingen an ihm wie Trauben. Lotte lehrte er richtig lesen, Karl unterrichtete er über Mineralogie. Seit fünfzehn Jahren ist Naturgeschichte, zumal Mineralogie und Physik, Goethes ausschließendes Studium. Alle seine neueren Schriften sind lange fertig im Pulte gewesen.

1458.

1795 (?).

Mit v. Knebel u. a.

Einen . . Abend demonstrirte der Freund in heftigster Weise seine Ansichten über Verschiedenes dem stillhorchenden Goethe vor, und als er keine Gegenrede erhielt und betroffen darüber vor Goethe stehen blieb, erwiederte dieser ganz behaglich: „Ach, sag doch noch mehr so was Dummes!"

---

*) [herzlichen?]

1459.

1798, Herbst (?).

Mit Amalie von Imhoff.

(Als 153 b.)

Nie haben Goethe oder Schiller . . . eine Zeile in einer meiner Arbeiten selbst gestrichen, sie aber ebensowenig anders als fertig gesehen, soweit ich sie ihnen mittheilte. Zwei Gesänge der ‚Schwestern von Lesbos' waren eben . . . vollendet, als Goethe, von meiner neuen Arbeit unterrichtet, sie zu hören begehrte. Ich las sie auf sein Verlangen ihm vor und erzählte ihm den Plan des Ganzen.

Als Goethe so gütig war, mir einige Bemerkungen wegen des Hexameters zu machen, entdeckte er nicht ohne spaßhafte Verwunderung, daß ich noch gar nicht wisse, was ein Hexameter sei. Er sagte mir: „Ich verstehe: das Kind hat die Hexameter gemacht, wie der Rosenstock die Rosen trägt."

Goethe selbst setzte sich hin, mir das Schema für diese Versform aufzuschreiben, die ich freilich von da an sehr ernstlich studirte, besonders an ‚Luise' von Voß, die Goethe mir angerathen. Ich habe das von mir corrigirte Manuscript, für die zweite Auflage mit eingerechnet, eigenhändig siebenmal abgeschrieben. Goethe selbst war so gütig, die Correcturbogen mit mir nachzusehen, welche Stunden einen so reichen Schatz von Unterricht für mich enthielten und überhaupt etwas so

Erhebendes und Poetisches in allen Nebenumständen hatten, daß diese Momente allein ein gewöhnliches langes Leben aufwiegen.

1460.

1799, December (?)

Über Schiller's ‚Maria Stuart‘.

Goethe behandelte den kränklichen, oft launischen Dichter wie ein zärtlicher Liebhaber, that ihm alles zu Gefallen, schonte ihn und sorgte für die Aufführung seiner Trauerspiele. Doch manchmal brach Goethes kräftige Natur durch, und einmal, als eben die ‚Maria Stuart‘ bei Schiller besprochen war, rief Goethe beim Nachhausegehen: „Mich soll nur wundern, was das Publicum sagen wird, wenn die beiden H—n zusammenkommen und sich ihre Aventuren vorwerfen.“

1461.

1800, gegen Mitte Februar.

Über ‚Es ist die Rechte nicht‘ von Rochlitz.

Rochlitz hatte verlangt, sein Lustspiel solle ohne den Namen des Verfassers aufgeführt werden, was nicht berücksichtigt wurde. Goethe hatte darüber geäußert:

Der Verfasser habe nicht Ursache sich zu verbergen; das Stück werde gewiß gefallen.

1462.

1800, Frühjahr.

Mit Friedrich Schlegel.

Haben Sie [Rahel Levin] das ‚Athenäum‘ [III. Band] schon? Wie gefällt Ihnen die Kritik von Schmidt, Matthisson und Voß und der ‚Wettgesang‘, [von A. W. Schlegel] in dem sich diese verwandten Geister vereinigen? Ist es nicht so gründlich als spaßhaft, so würdig als witzig? Papa Goethe hat sich ganz wie rasend damit gefreut. Schlegel hat es ihm dreimal de suite vorlesen müssen.

1463.

1800, 25. Juli.

Mit F. Schlegel.

Goethe ist hier [in Jena] und wird auch noch einige Zeit wenigstens hier bleiben. Gestern habe ich ein langes Gespräch mit ihm gehabt, wobei aber alle Regierungsangelegenheiten sorgfältig vermieden wurden. Es scheint, daß er zeither nicht viel gearbeitet hat, wenigstens klagte er, da ich ihn nach seiner Optik fragte, sehr über Abhaltungen. Von Schelling's Naturphilosophie spricht er immer mit besonderer Liebe.

1464.

1800, Mitte November.

Mit F. Schlegel.

Goethe ist hier und hat mir eine Kleinigkeit, die er zum Geburtstag der alten Herzogin gemacht —

„Alte und neue Zeit“ — gezeigt. Er hat mich über die griechischen Namen consultirt und schien mit denen, die ich ihm vorschlug — „Paläophron und Neoterpe“ — zufrieden.

Daß ein gewaltiges griechisches Trauerspiel von ihm zu erwarten ist, in Trimetern und chorähnlichen Chören, hat Dir Dorothea [Schlegel], glaube ich, schon als Resultat seines letzten Hierseins geschrieben. Er hat einigemal recht viel darüber mit mir gesprochen, indessen habe ich mich doch nicht überwinden können zu fragen nach dem Sujet.*)

1465.

1800, etwa 9. (?) December.

Mit F. Schlegel.

Zu Goethe bin ich gleich gegangen, um den Effect [von „Ehrenpforte und Triumphbogen für den Theater-Präsidenten von Kotzebue“ von A. W. Schlegel] recht frisch zu vernehmen. Er hat es durch alle Kategorien gelobt, am meisten das, was ich vor allem liebe, nämlich die „Reisebeschreibung“. Es ist noch vieles mündlich darüber zu reden; es sind mir ganz neue Lichter über die Komödie aufgegangen.

*) [Das griechische Trauerspiel ist „Helena“.]

1466.

1801, 8. (?) Juni.

Mit Christian Gottlob Heyne.

Den alten Heyne hatte er bei dem ersten Besuche durch ein scherzhaftes, unter archäologischen Gesprächen eine Zeit lang fortgeführtes Incognito mystificirt.

1467.

1802, 15. Juni.

Mit dem Improvisator Scotes.

a.

Herr Scotes .... hielt .. heute Abends eine öffentliche Akademie. .... Der Künstler gestattete sich keine der sonst gewöhnlichen Erleichterungsmittel, als: Begleitung von einem Instrument, weit hergeholte Episoden, Gemeinplätze, Einleitungen, Complimente. Nur wenige Augenblicke, nachdem die Aufgabe gesprochen ist — und ein unaufhaltsamer Strom harmonischer Reden entquillt schon seinem Innern und rauscht .. dem vorgesteckten Ziele zu. Die erste Aufgabe war: die Flucht der Musen aus Griechenland nach Italien — ein Thema, dessen überströmenden Reichthum der verständige Künstler überall sehr gut zu beherrschen und durch eine feine Anordnung lichtvoll darzustellen wußte. Durch eine Galerie der berühmtesten Dichternamen aus dem alten Griechenland und dem alten und neuen Italien, wovon jeder ein

charakteristisches Tableau aus seinen Gedichten beitragen mußte, führte uns der bekannte Schnellsänger — um einmal mit Herrn Campe zu reden — zu der jetzigen traurigen Lage seines, durch Krieg und Parteigeist verödeten Vaterlandes und begleitete nun die Musen, die jenen Schrecknissen entflohen, über die Alpen in das friedliche Deutschland der geistreichen und selbst als Dichterin berühmten Dame [Amalie v. Imhoff] gegenüber, die diese Aufgabe auf dringendes Bitten der Gesellschaft ausgesprochen hatte. Einigen Anwesenden schien dieser Gegenstand für einen solchen Künstler zu leicht. Der Herr Geheime Rath v. Goethe nannte also ein weit beschränkteres, aber eben darum dem wahren Künstler zum Aufgebot seiner ganzen Dichterschätze noch willkommneres Thema: das Vergnügen eines italienischen Zuschauers in einem Nationallustspiel an den vier bekannten Charaktermasken. Mit sichtbarer Freude ergriff der stets fertige Improvisator diesen Stoff fast ohne alles vorhergehende Nachdenken, und nachdem er im Eingang diesen Gegenstand sehr sinnreich mit dem vorhergehenden verknüpft und gezeigt hatte, daß jetzt nicht Zeit zur ängstlichen Wehklage, sondern zur lachenden Fröhlichkeit sei, zeigte er mit der lebendigsten Anschauung und einer treffenden Mimik alle charakteristischen Eigenschaften des Arlechino, Pantalone, Brighella und Tartaglia, indem er sie durch eine ganze Reihe komischer Situationen durchführte und mit dem ganzen unerschöpflichen Reichthum ächt

italienischer Lazzi, soweit sie die Sprache aufnimmt, und burlesker Einfälle ausstattete. Auch hier, wie bei jeder andern Gelegenheit, zeigte sich die, an Künstlern seiner Art besonders seltene, ihm aber ganz eigene Fertigkeit einer klaren Exposition. Erst zeichnete er jene scherzhaften Figuren nur in allgemeinen Umrissen, dann ging er sie aufs Neue mit belebender Ausführlichkeit durch.

b.

Mir [Amalie v. Imhoff] wurde die Aufgabe übertragen, dem Improvisator den Text zu geben; ich schlug vor: die Flucht der Musen aus Griechenland nach Italien. Er führte das Thema befriedigend durch, aber zu meiner Genugthuung begegnete ich mich im Urtheil mit Goethe darüber, daß Scotes sich hauptsächlich auf Details über die Dichter eingelassen hatte und das eigentlich poetische Motiv des Gegenstandes vernachlässigte.

1468.

1802, Juli (?).

Bei August Lafontaine.

Reichardt hatte zu Lafontaine gesagt, daß er ihm in einigen Tagen einen Kaufmann aus Hamburg zuführen werde. Wirklich kam er dann mit einem Fremden zu ihm, den er durch einige unverständliche Worte vorstellte. Man ging in den Garten bei Lafontaine's

Besitzung vor dem Thore. Den Fremden interessirte die lange Baumallee. Am Ende des Ganges blieb er stehen, betrachtete lange die Aussicht und sagte: selbst in Italien habe er eine solche Menge großartiger Gebäude, wie sich hier dem Blicke darstelle, nicht gesehen. Dadurch wurde das Gespräch auf Kunst und Alterthum gelenkt. Lafontaine hörte mit Erstaunen, wie voller Kenntnisse der Mann war. Das Interesse an denselben wuchs von Minute zu Minute. Lafontaine pflegte seine Besucher nicht nach ihrem Namen zu fragen, vielleicht weil die Leser seiner Romane, deren Kreisen die Besucher wohl meistens angehörten, nicht alle zum besten Publicum gehörten. Aber beim Abschied sagte er diesmal doch: „Mein Herr! Sie haben mir ein so großes Interesse eingeflößt, daß ich nicht unterlassen kann, Sie um Ihren Namen zu bitten.“ — „‚Mein Name ist Goethe,‘“ war die Antwort. „„Mein Himmel!““ rief Reichardt, „„ich hab's Ihnen ja beim Eintreten gesagt.““ Lafontaine erwiederte: „Was wollen Sie gesagt haben? Einen Kaufmann aus Hamburg haben Sie mir angemeldet und beim Eintreten haben Sie gar nichts gesagt, sondern nur etwas gemurmelt. Wenn Sie künftig Goethe anmelden, so sprechen Sie deutlich. Sie brauchen bloß seinen Namen zu nennen.“

1469.

1803, December.

Über die Baronin von Stael.

Goethe war ebenso gespannt ihre Bekanntschaft zu machen, als sie die seinige. Nach der Begegnung berichtete Goethe seinen Freunden: „Es war eine interessante Stunde. Ich bin nicht zu Worte gekommen; sie spricht gut, aber viel, sehr viel.“ — Ein Damenkreis wollte inzwischen wissen, welchen Eindruck unser Apoll auf die Fremde gemacht habe. Auch sie bekannte, nicht zu Worte gekommen zu sein; „„wer aber so gut spricht, dem hört man gerne zu““ — soll sie geseufzt haben. Wer sprach? Wer schwieg?

1470.

1803, December (?).

Bei Johann Heinrich Voß.

Welchen herrlichen Abend hatten wir [Familie Voß] neulich durch Goethe, der um 7 Uhr kam und sich selbst zum Abendessen meldete. Er war so lebendig, theilnehmend, herzlich, wie ich [Heinrich V.] nie von ihm erwartet hatte. Auch offenherzig, selbst in unserer aller Gegenwart, wie er vielleicht seit Jahren nicht gewesen ist. Auf meinen Vater hält er gar viel. Der sagte wie im Zorne zu ihm: „Es ist doch eine Schande, daß Sie einen so herrlichen Liederalmanach herausgeben und es Ihren Freunden geheim halten.“ Da dunkelten die Augen, er fiel meinem Vater um den Hals und konnte

für Freude nicht stark genug ausdrücken, daß er was producirt habe, was einem solchen Richter, wie er sagte, gefiele. Er wurde immer wärmer und sprach nun von dem, was er ausführen wollte, wenn ihn Götter und Menschen begünstigten. Auch über Schlegel sprach er; er meinte: Ansichten über Dinge wechselten wie die Tage; nun sei diese an der Ordnung, dann jene, so wie an Einem Tage Diomedes der Held sei, an einem andern Achilles u. s. w. Der Unterschied, daß jene Meinung länger dauere, jene kürzer, sei nicht anders, als wie Sommertage länger dauerten, als Wintertage. Den Unterschied, der jetzt gang und gebe ist, zwischen romantischen und classischen, verwarf er mit meinem Vater; denn alles, was vortrefflich sei, sei eo ipso classisch, zu welcher Gattung es auch gehöre. Noch eher wollte er einen Unterschied zwischen Plastischem und Romantischem gelten lassen: ein plastisches Werk stelle der Einbildungskraft des Betrachters ein Werk in einer ganz bestimmten und abgeschlossenen Form dar, ein romantisches deute vieles unbestimmt an und ließe der Einbildungskraft Spielraum zum eigenen Phantasiren — jenes sei für die geregelte Einbildungskraft, dieses für zügellose, oft auch regellose Phantasie. Zu der ersten Classe rechnete er Homer, Sophokles, Pindar, Shakespeare ꝛc.; zu der zweiten deutete er die Subjecte nur an, und ob ich ihn gleich verstanden zu haben glaube, will ich doch meine eigne Vermuthung nicht in den Bericht von seinem Urtheil

einmischen; doch nannte er Klopstock. Aber unwillig über Schlegel's Vernichtungsgeist gegen solche, die ihm nicht anstehen, war er auch, wenn man Goethen anders Unwillen zuschreiben kann, den er im strengsten Sinne gegen keinen Menschen hat. Er betrachtet die Menschen als Naturproducte, und wie könnte er sich da über den Makassarischen Giftbaum ärgern. Jeden individuellen Charakter achtet er, selbst einen Kotzebue, insofern er, wenn ihm der liebe Gott nun eine eselhafte Natur gegeben hat, dieser consequent folgt und so seinen Wirkungskreis (gleichviel ob positiv oder negativ) ausfüllt. (Goethe als handelnder Mensch ist freilich ein anderer, als wenn er betrachtet und anschaut.) Schlegel's Talente weiß er wie jeder zu schätzen — aber daß er, wie Christian Schlosser vorschnell behauptete, ein unbedingter Lober von ihm sei, das ist grundfalsch. Nicht befangen durch Schlegel's Apotheose hat er sehr frei über die Gränzen seiner Verdienste gesprochen. . . . So stimmte er sehr ein, als Fernow über die Nichtigkeit der „Blumensträuße" sprach, der sie eine Sudelarbeit nannte.

1471.

1803, Ende (?).

Mit Benjamin Constant de Rebecque.

Cogswell schreibt 1817 von Göttingen aus einem Freunde:

When Benjamin Constant, the French littérateur, during his stay at the court of Weimar called upon

Goethe, he began in the style of a true Frenchman... to load him with flattery, saying that the world was wondering at the stupendous productions of his genius, that he had secured to himself immortal fame &c. Then Goethe is reported to have turned his large, fiery eyes upon Constant, and to have replied: „I know it, I know all that, I know too that the world regards me as a carpenter, who has built a ship of war, of the first rate, upon a mountain, thousand of miles from the ocean — but the water will rise, my ship will float, ant bear her builder in triumph where human genius never reached before.“

1472.

1804, Mitte Januar.

Mit Heinrich Voß u. a.

(Zu 210 a.)

Nach Erzählung der Vorlesung von J. H. Voßens Gedichten am ersten Abend, den H. Voß bei Goethe zubrachte, lautet die im 1. Bande S. 260 ausgelassene Stelle:

Mir war es lieb, daß nun die Vorlesung bald abgebrochen ward. Er [Goethe] stand auf und ging in den Saal; ich folgte ihm. Ich trat weinend (laß mich's nur sagen) zu ihm, und er drückte mir beide Hände: „Sie haben einen edlen Vater!“ Das war alles was er sagte. . . . . Nun weißt Du [Abeken] es, daß ich fröhlich war, als wir uns bald drauf zum Abendessen

und zu scherzhaften Unterhaltungen vereinigten. Es wurde bei Tische gescherzt, gelacht, am Ende sogar die bunte Reihe hindurch geküßt, und Goethe war jetzt am lustigsten. Nur ein klein Geschichtchen! Ich bat gegen das Ende der Mahlzeit den Hofmeister von Goethes August mir einen Schlag zu geben mit den Worten: Schick weiter! Ich gab ihn meiner Nachbarin Silie und diese ihrem Nachbar, und so ging's weiter bis zur Maaß, die neben Goethe saß. (Der zum Possen hatte ich den Spaß mit der Silie verabredet, und sieh! wie pfiffig ich bin: um nicht vor dem Riß zu stehn, bat ich meinen linken Nachbar, den Anfang zu machen.) Die Maaß stutzte ein wenig, doch entschloß sie sich endlich, Goethe einen tüchtigen Klaps zu geben. Goethe drehte sich zu ihr und küßt sie und drauf seine andre Nachbarin mit den Worten: schick's weiter! Die will durchaus nicht, wahrscheinlich weil ihr der Nachbar nicht anstand. „Nun," sagt Goethe, „wenn's so nicht herum will, muß es retour gehn, läßt sich wieder küssen, küßt wieder die Maaß, und so geht's fort bis auf die kleine Silie, die mir den letzten Kuß gab. Nun denk Dir den armen Riemer, der neben mir saß und leer ausgehn mußte, weil bei mir die bunte Reihe aufhörte, und noch dazu belacht wurde, als Goethe den Urheber des Scherzes ausfragte und alle auf Riemer wiesen.

— — — — — — — — — — —

[In demselben Briefe unterm 22. Februar erzählt Voß weiter:]

In einem der letzten Tage sagte mir die Vulpius: „Sie hätten gar keine schönere Zeit zum Besuche wählen können; denn so fortdauernd heiter hat weder Professor Wolf noch Ihre Eltern den Geheimerath gefunden.“ Und das muß ich noch in Jena bestätigen: war ich bei Goethe auf seinem Zimmer, oder fuhr ich mit ihm spazieren, dann war er beständig ernsthaft im Gespräche, aber bei Tische bald heiter ernsthaft, bald gränzenlos lustig. Es ist eine Wonne, ihn von seinen Reisen erzählen zu hören; da ist unsereins ganz Ohr und Auge. Einmal vor Verona wird Goethe, als er eine alte Ruine zeichnete, von Häschern angetroffen. „Da ward mir schwul,“ sagte er, „aber ich erwog gleich das Beste: ich raffte mich zusammen, nahm alle Würde an und begann eine Rede. Ich entwickelte ihnen die Schönheit der Ruine, den Werth durch das Alter, ich griff ihren Stumpfsinn an und schalt sie für Klötze und Stöcke, lenkte aber bald ein, sie entschuldigend: Ihr könnt solche Schönheiten nicht fühlen, da Ihr sie täglich vor Augen seht und das Alltägliche keiner Aufmerksamkeit würdigt u. s. w. Die Häscher werden ganz erstaunt über die Unbefangenheit des Spions und sehen nur alle auf die Ruine, um auch die Schönheiten zu entdecken, und da sie doch nichts sehen können, werden sie ganz verdutzt.“ Endlich zieht Goethe seinen Geldbeutel aus und läßt Münzen klingen. Nun verändert sich ihre Sprache. Der eine sagt zu den übrigen: Hab' ich's Euch nicht gleich anfangs gesagt, daß der Mann

ein Ehrenmann sei? Da seht Ihr's! — Als Goethe einige Tage darauf nach Verona kömmt und die Gefängnisse von außen betrachtet, „da," sagte er, „dankte ich doch dem lieben Gott, daß er mich von diesem Unglück befreit hatte."

Ein andermal bei Tische hielten wir Philistergespräche über Rindfleisch, Kartoffeln, Marzipan und Selleri, woran auch die Vulpius theilnahm. Ich dachte bei mir: hier würde sich Christian Schlosser geärgert haben — mich machte es recht vergnügt. Goethe sprach im Zorn über die Weimarischen Schlächter, dann kam er auf die Schneider, die es an Fahrlässigkeit den Schlächtern gleichthäten (imitatorum servum pecus) und endlich auf die Buchbinder. „Ich will die Lumpenhunde einmal alle zuhauf treiben," sagte er „und ihnen eine Strafrede halten, ich will ihren Ehrgeiz erwecken u. s. w." Dann kam er auf Kotzebue. Doch davon nachher in einem eigenen Abschnitte!

Einmal bei Tische wird die Vulpius abgerufen. Sie kömmt bald lachend zurück und ruft mich ab. In der Thüre begegnet mir die Mamsell Silie; auf der Treppe stehen Bode, Hain und der Schauspieler Oels. Ich kann das so wenig begreifen, als die Kuh das rothe Thor. „„Was ist denn?"" frag' ich. „„Es gilt eine Reise nach Erfurt; bist Du dabei?"" „„Ja,"" sag' ich; „„nur geschwind den Wagen bestellt. Wer ist sonst dabei?"" „„Die Silie und die Vulpius."" „„Desto besser,"" sag' ich und gehe wieder in's Zimmer zurück.

Aber da war es noch nicht abgethan; denn Goethe mußte erst die Erlaubniß geben. Die Vulpius stand .. fidel in froher Erwartung vor Freude zitternd; die Silie saß schmeichelnd bei Goethe. Goethe ganz ernsthaft: „Lieben Kinder," sagte er, „bringt mich nur erst ins Klare!" Aber das konnte keiner. Dann: „Liebe Kinder! der Weg ist schlecht; was habt Ihr für einen Zweck?" „„Wir haben große Zwecke,"" sagte die Silie. „Und welche denn?" „„Wir wollen in's Schauspiel."" — „Nun, nun! Hm, hm! recht artig! Aber wir haben jetzt alle ein Glas Wein getrunken, und das Sprichwort sagt, daß feurige Entschlüsse mit nüchternem Muthe müssen erwogen werden." — „„Ja,"" sagte die Silie, „„wenn wir darauf warten wollten, so verfliegt die Zeit; es ist so schon zwei Uhr."" Und nun schmeichelte sie von neuem. Und Goethe ließ sich auch nicht lange bitten, er sagte ja, und gab der Silie einen Kuß zur Bestätigung seines Wohlgefallens. Die Vulpius juchheite und versicherte, was ihr jedes glaubte, daß sie für heute keine größere Freude zu erdenken wüßte. Sie wurde von Goethe meiner Obhut anvertraut. „Nun" — sagte Goethe — „müssen wir noch eine Flasche Rheinwein haben." Unterdessen ging ich auf mein Zimmer, einen Brief zu versiegeln. Als ich zurückkam, war der Wein da, und Goethe meinte, ich könnte heute wohl ein übriges thun, weil es kalt sei. Ich ließ mir's gefallen, die Damen entfernten sich, und ich blieb bei Goethe am Tische sitzen bis der Wagen

kam. Wir sprachen von den Hyperboräern, Greifen und Arimaspen. Es ging oft prestissimo, ich weiß nicht wie und warum? Böse Leute sagen vom Weine. Um drei Uhr kam der Wagen und Goethe wünschte uns glückliche Reise, lachte aber erst tüchtig über den Schimmel, auf dem Bode als Vorreiter paradirte.

1473.

1804, 15. Februar.

Über ‚Die Hussiten vor Naumburg' von Kotzebue.

Heute will ich [H. Voß] Dich [Abeken] vom Kotzebue unterhalten. Denkt Euch, Solger und Abeken, „Die Hussiten" (lacrymosa poëmata Puppi) sind in Weimar aufgeführt. . . . . Goethe saß derweile ruhig in seinem Zimmer. Seinen Geist (so heißt der Bediente) schickte er in's Theater, und der arme Schelm mußte bei jedem Act zu Hause laufen und das Gesehene erzählen. . . Goethe hat gegen seinen Sohn ein Kopfstück verloren über die Stelle: „dicke Pfaffen knistern in den Flammen," von der er behauptete, sie könnte nicht darin stehen. — Goethe sagte, wenn die „Hussiten" die Auslage abverdient hätten, dann sollte der „Herodes vor Bethlehem" [von Mahlmann] gegeben werden. Sonst darf sich Kotzebue nicht beschweren; denn man hat viel Geld ausgegeben für die Sterbekleider und die Hussitenpanzer.

1474.

1804, Anfang (?).

Über Tieck's Dichtungen.

Ich [Voß] fragte Goethe unter anderm einmal, was die mystischen Figuren in Tieck's Minneliedern bedeuteten und erhielt zur Antwort: das ließe sich nur durch ein tiefes Studiren ausmitteln. Das hätte er nicht von den „klaren Gestalten Raphael's" gesagt, die er so oft und so gern nennt.

1475.

1804, Anfang (?).

Mit H. Voß.

Die Religion soll jetzt in Halle sehr Mode sein und, wie Goethe sagt, wie die Pest anstecken. — Goethe fürchtet, daß sie einem gewissen Manne in G . . .*) (den ich nicht nennen will) auch noch zu dem vielen Hauskreuze ins Haus kommen möchte.

Bei dieser Gelegenheit eine Bitte, die Du [Abeken] auf's gewissenhafteste halten mußt: laß diesen Brief außer Solgern keinem Menschen lesen. Ich fürchte so sehr, daß Urtheile von Goethe durch mich in Umlauf kommen, und wäre das, so verziehe es mir Goethe nimmer.

*) [Giebichenstein?]

1476.

1804, Anfang März (?).

Beim Theaterdecorationsmaler.

Die erste Darstellung von Schiller's ‚Wilhelm Tell‘ sollte in Weimar unter Goethes persönlicher Leitung stattfinden. Der letztere ließ auch die Decorationen dazu größtentheils neu anfertigen. Eines Tages nahm er die schon fertig gewordenen Hintergründe in Augenschein, unter welchen sich auch der, zu der Scene ‚Vor Stauffacher's Haus‘ befand. Bei Betrachtung desselben schüttelte Goethe mißbilligend den Kopf und bat den Maler freundlich, ihm einen recht dicken Pinsel zu geben. Ohne ein weiteres Wort tauchte er denselben dann in die Farbe und begann zum Schrecken des Künstlers durch die schöne Schweizerlandschaft mit ihren Höhenperspectiven kräftige Striche zu ziehen. Aber siehe da! bald entwickelten sich statt der fernen kleinen Gipfel unter Goethes Händen gewaltige, ganz nahe Berge und Felsmassen. „Wir dürfen nicht vor der Schweiz stehen,“ rief er dabei; „wir wohnen mitten drin.“ Der Maler erkannte das als zutreffend und verbesserte seinen Fehler gern im Sinne des Dichters.

1477.

1804, April (?).

Bei Caroline v. Wolzogen geb. v. Lengefeld.

... bei der Wolzogen. Das ist Dir [Abeken] ein liebenswürdiges Weib. Neulich war ich [H. Voß] dort eingeladen;

die Schiller fand ich schon da, dann kam Frau von Stein und Amalia von Imhoff (jetzt Helvig). Gegen acht Uhr kam Schiller und unvermuthet auch Goethe. Was das für eine Freude erregte, glaubst Du nicht. Wir blieben bis 11 Uhr zusammen. Das war ein seliger Abend, und haben wir gelacht bei Tische, wo Schiller aus der „Tausend und einen Nacht" erzählte und Goethe dazu die allerernstesten und zugleich komischsten Anmerkungen machte. . . . . . Die Vulpius erzählte mir, daß es Goethe immer so viel Freude machte, wenn er hörte, dieser oder jener habe mich recht lieb.

1478.

1804, Anfang April (?).

Über Luden's „Charlotte Corday".

Goethe ist nicht mit der Einlage zufrieden. . . . Er findet die Corday geistlos, matt und quellenartig, auch die Ausarbeitung, nämlich Sprache und Diction, Versbau und Rhythmik ꝛc. äußerst nothdürftig. Er lächelte über die Gutmüthigkeit des Verfassers und hat mir obiges Urtheil mit Ruhe und Wohlwollen gegen den Verfasser als Mensch gesagt, sowie er denn nie hastig urtheilt. — Aber Du siehst wohl, daß an keine Aufführung zu denken ist. Ob Goethe ihm antwortet, weiß ich nicht, ich zweifle aber daran; denn dieser Fall ist ihm schon unzählig oft vorgekommen, und Goethe hat sich endlich über Ceremonie und dergleichen weg=

gesetzt. Wenn er eine Spur von Talent in ihm gefunden, so antwortet er gewiß, aber er scheint es nicht gefunden zu haben.

1479.

1804, April (?).

Über H. Voß.

Mein Name, ‚der alte Ehrwürdige‘, hat mich auch hierher begleitet und wird mir wohl bleiben, bis ich alt und ehrwürdig werde. Goethe hat, wie mir Riemer sagte, neulich bei Tische gesagt: er käme mir so recht eigentlich nicht zu; denn bei aller Ehrenhaftigkeit trüge ich doch einen nicht geringen Schalk im Hintergrunde.

1480.

1804, 10. October.

Mit H. Voß.

Ich werde viel recensiren und es wird mir leicht werden, da ich in vielen Recensionen, z. B. in den mythologischen, Goethes Beistand habe. Noch heute Morgen sagte er zu mir: „Nun kommen die traulichen Winterabende, da wollen wir zusammen lesen und brav recensiren.“

1481.

1804, November.

Mit H. Voß.

Manchmal geht es auch (dente Theonino) recht über Böttiger her, oder über Ast's „Crösus", und da werden denn die guten Leutchen nicht bloß bei den Haaren, sondern auch bei dem Felle gezaust. Dem Böttiger ist er so gram, daß er ihm auch nicht Ein gesundes Haar läßt. Sonst ist Goethe mild und schonend, nur gegen das Capitel Schlecht ist er streng und unerbittlich, recht um zum Ersatze gegen das Gute recht vom Grunde gerecht sein zu können. Du wirst bald in der Literaturzeitung eine heftige Drohung gegen mich vom Dr. Ast lesen für die Recension seines Sophokles. Ich hatte sehr schneidend geantwortet — und gewiß auch treffend; als ich es aber Goethen vorlas, schüttelte er bedächtig den Kopf und sagte: „Ich muß es Ihnen nur gerade heraussagen, Sie sind ein Hitzkopf. Wollen Sie denn mit Gewalt eine Feindschaft fortsetzen, die Ihnen über kurz und lang selbst den Sophokles verleiden wird?" Endlich sagte er: „Überlassen Sie mir die Antwort! Einen Stoß sollen Sie ihm wieder versetzen, aber nicht durch Leidenschaft, sondern durch Ruhe. Glauben Sie mir" — fuhr er fort — „er wird sich mehr ärgern, wenn Sie sich durch Ruhe eine Superiorität gegen ihn beilegen, als wenn Sie mit gleicher Leidenschaftlichkeit erwiedern.

Dieses erwartet er, jenes wird ihn stutzig machen. Dazu" — sagte er endlich — „sind wir Alten ja da, daß wir die Jugend vor Unbesonnenheiten warnen; als wir jung waren, machten wir es selbst nicht besser, aber es hat uns Verdrießlichkeiten zugezogen in zahlloser Menge." Nun, lieber Abeken, sollst Du dich freuen, wie Goethe den Ast in meinem Namen abgefertigt hat.*)

Ast will bald in einem philosophischen Gespräche beweisen, daß noch kein Mensch es verstanden habe, die Alten zu übersetzen; er will der neue Messias werden und meinen Vater zum Johannes machen. Über den ungenannten Übersetzer des „Ödipus" soll Ast sehr aufgebracht sein, vermuthlich weil er ihn fürchtet. Da mag sich Solger ein wenig durch Goethes Beifall trösten; denn Goethe sagte neulich, daß er in diesem trotz aller Härten und Unbiegsamkeit, die den beginnenden charakterisirt, doch einen schönen Übersetzer des Sophokles vorausahndete. „Die rauhen Ecken werden sich schon abschleifen, und dann," sagte er, „haben wir einen Sophokles."

Ich habe in der vorigen Woche Goethen einen Act aus „Richard III." metrisch übersetzt gebracht, der ihm viel Freude gemacht hat. Nun hat er mich gebeten den „Othello" für die Bühne zu bearbeiten, wobei er mir helfen will.

*) [Darnach bestätigt sich meine Vermuthung, — „Goethes Briefe an Eichstädt" S. 267 f. — daß die „Antwort des Recensenten" im „Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung" von 1804, Nr. 141 von Goethe verfaßt ist.]

1482.

1805, Anfang Februar (?).

Mit H. Voß.

Die drei letzten Acte [der Übersetzung des „Othello"] las ich Goethe vor. Am Ende der dritten Scene im dritten Acte rief er mir ein herzliches „Bravo!" zu, und da kannst Du [Abeken] leicht denken, daß ich nicht mit kaltem Herzen weiter las. Goethe will es haben, daß ich den „Lear" übersetzen soll und vor einigen Tagen, als ich Deinen Brief empfing, erzählte ich ihm, daß ich von Berlin aus Hilfe erwartete. Bei der Gelegenheit sagte er: es könnten allerdings mehrere an einem Werke übersetzen, nur sei dann nothwendig, daß die einzelnen Theile nicht an einander gereiht, sondern daß sie von einem einzigen redigirt und zur Einheit verbunden würden; wo er denn offenbar recht hat.

1483.

1805, 24. Februar.

Abend bei Goethe.

Als ich [Voß] gestern Abend Deinen [Abeken's] Brief abbrach, ging ich zu Goethe, wo ich Fernow und Meyer (den Schweizer) fand. Da haben wir dem alten guten Papa aus den französischen, englischen und italienischen Miscellen vorgelesen. Er kam wieder auf seine Krankheit zu reden; da sagte er: „Ich habe da ein Experiment gemacht, das beinahe schlimm abge-

laufen wäre." — Was er am „Othello" bewundert, ist die unendliche Regelmäßigkeit des Plans und die große Wahrheit in den Charakteren der Hauptpersonen. Vom Cassio sagte er: „er ist betrunken, aber nur soweit als sich noch Liebenswürdigkeit mit diesem Zustande verträgt." Dann, sagte er, hätte es ihm immer Bewunderung abgezwungen, wie es nur möglich gewesen wäre, mit einem so hohen Interesse eine so einfache Begebenheit fünf Acte hindurch auszuspinnen. Shakespeare, sagte er einmal, sei der erste Genius gewesen, den die Natur getragen hätte, und man könne es nicht begreifen, wenn man's nicht selber erlebt hätte.

1484.

1805, Anfang März.

Mit H. Voß.

Der „Othello" soll nun aufgeführt werden.

— — — — — — — — — — —

Goethe sagte neulich: er wäre recht froh, daß er mal wieder ein Stück von Shakespeare sehen sollte. Er hat nunmehr meinen „Othello" ganz gelesen und sagte mir, ich hätte in der Übersetzung alle seine Wünsche befriedigt.

1485.

1805, Anfang April.

Mit H. Voß.

Ich habe Goethes „Hermann und Dorothea" in beste Hexameter umgeschmolzen, wozu ich vierzehn an-

gestrengte Tage gebraucht. Goethe hat mir seinen Beifall gegeben und mich gelobt, daß ich so schonend verfahren und nie dem Charakter Abbruch gethan; er meinte: ich habe ihm, wenige Stellen ausgenommen, nichts hineingebracht, was seinem Geiste fremd wäre. Er hat mir schon andre Sachen aufgegeben, und ich werde auch noch wohl den „Reinecke Fuchs" durchzunehmen bekommen. Nun werde ich all dies noch mit ihm gemeinschaftlich durchgehn, worauf ich mich unsäglich freue.

1486.

1805, Ende Juli bis Anfang August.

Mit H. Voß.

Ich habe in diesen vierzehn Tagen ein Geschäft eigner Art, das mich ganz beschäftigt und dem ich selbst nur die Augenblicke abstehle, wo ich an Euch [Abeken und Solger] schreibe. Goethe hat mir die Umarbeitung von „Hermann und Dorothea" aufgetragen, und ich darf ändern, wo und wie viel ich will. Dazu hat er mir sein Manuscript gegeben, wo die einzelnen Verse so weit von einander abstehen, daß ich viel dazwischen schreiben kann. Ich war anfangs schüchtern dabei, doch nun habe ich, da er es nicht anders haben will, auch toll hineincorrigirt. „Nicht bloß begangene Sünden," sagte er, „sondern auch die Unterlassungssünden suchen Sie zu tilgen." Nun lege ich jeden Hexameter auf die Goldwaage und sehe zu, das Gedicht auch in dieser Hin-

sicht vollkommen zu machen, ohne daß die naive Sprache und die vollendete Diction dabei einbüßt. Goethe ist jetzt in Lauchstädt; ich geb' ihm alle Wochen Rechenschaft, wie weit ich gekommen bin, und wenn er zurückkommt, da wollen wir das Gedicht zusammen durchgehen. . . . . . Goethe ist mit dem Anfang meiner Arbeit, den er nur gesehen hat, zufrieden und sagte: sie wäre besonnen und mit Eindringung in seinen Sinn gearbeitet, und dies Zeugniß macht mir Muth, unverdrossen fortzufahren.

1487.

1805, Herbst.

Mit Friedrich Gottlieb Welcker.

An Goethe hatte ich einen Brief des Professors Schaumann in Gießen, der mehrere Recensionen Goethischer Werke für die Jenaische Litteraturzeitung geschrieben hatte. Er empfing mich stehend in der Mitte des Zimmers, ein kräftiger rüstiger Mann, auch dem Anzuge nach mannhaft, etwa wie ein Forstmann, und setzte sich mit mir an ein Fenster. Er fragte mich nach den wissenschaftlichen Zuständen meiner, ihm ehemals wohlbekannten Heimath [Hessen]; das Gespräch fiel auch auf Wetzlar, und da ich naiv genug war, auch Werther'sche Localitäten zu berühren, sagte er: „Ja, das war ein Stoff, bei dem man sich zusammenhalten oder zugrundegehen mußte.“ . . . .

Voß, der tägliche Besucher der beiden großen Dichter,

erzählte mir von Goethe, wie angenehm es ihm sei, wenn er mit ihm Sophokles lese; wie er die Wörter, die er zuerst lerne, aufzufassen und nach allen Beziehungen zu würdigen verstehe; daß sich Goethe aus spanischen Büchern, die er von Göttingen erhalte, viele Wörter aufzeichne. Aber auch mit Rührung, wie weise und geschickt Goethe ihn, als er über eine böswillige Kritik aufgebracht war, besänftigt und auf alle Erwiederung zu verzichten bewogen habe, und so immer wohlmeinend und edel in seinem Rathe sei.

1488.

1806, Januar.

Mit H. Voß.

Goethe ist nicht wie er sein sollte. Seine Nieren sind wahrscheinlich desorganisirt. Er hat täglichen Blutabgang durch den Urin, oft aber stockt dieser und dann ist er sehr krank. Ich glaube, daß er alt werden kann, aber gesund wird er nie wieder. Gott erhalte ihm nur seine frohherzige Laune. Neulich sagte er: „Wenn mir doch der liebe Gott eine von den gesunden Russennieren schenken wollte, die zu Austerlitz gefallen sind!“

1489.

1806, Juli (?).

Über Böttiger.

Hier eine hübsche Böttiger-Goethe-Anekdote, welche mir [Arndt] mein Graf Geßler erzählt hat. Goethe

war in Karlsbad, kam von einem Morgenspaziergange zu Hause und sagte: „Man stößt in der Welt doch immer und allenthalben auf unsaubere Geister: da habe ich von fern einen Mann vorbeirutschen gesehen, der Kerl hat mich ordentlich erschreckt; ich glaubte den leibhaftigen Böttiger erblickt zu haben." „„O!"" erwiederte der Freund, „„Ihre Augen haben sich da nicht versehen: Sie haben wirklich den Leibhaftigen gesehen."" Bei diesen Worten rief Goethe aus wie einer, der von einem Schrecken wieder aufathmet: „Gottlob, gottlob! daß Gott nicht ein zweites solches A .... gesicht geschaffen hat."

1490.

1806, Anfang October.

Mit einem preußischen Artillerieoffizier.*)

Er [Goethe] nahm mich mit der früheren alten Freundschaft und Herzlichkeit auf, lud mich auch zu Tische, und wir plauderten viel von den im Feldzug von 1792 in Frankreich und dann bei der Belagerung von Mainz gemeinschaftlich bestandenen Abenteuern. Im übrigen fand ich Goethe in einer sehr sorgenvollen, gedrückten Stimmung, wozu er als Minister des Herzogthums Weimar freilich auch alle Ursache hatte. Er war ein zu klarer Kopf und besaß eine zu gereifte Menschenkenntniß, als daß er sich die ungemein vielen Gebrechen und Schwächen aller Art, die sich in unserem ganzen Heere und besonders in der obersten Leitung

*) [Vergl. Nr. 1453 und 1454.]

zeigten, nur im Allermindesten verhehlen konnte. So hegte er denn nichts wie Angst und Besorgniß vor dem Ausgang dieses Krieges und prophezeite uns ein schlimmes Ende, worin ich ihm als preußischer Offizier natürlich mit aller Entschiedenheit zu widersprechen für meine Pflicht hielt, obgleich ich in meinem Innern leider manche seiner Befürchtungen nur zu sehr theilte. Daß sich jetzt der Kriegsschauplatz in das Gebiet des Herzogthums Sachsen-Weimar hingezogen hatte, mußte Goethen als Minister dort sehr unangenehm sein; denn nicht allein, daß er selbst viel Plage und Arbeit dadurch hatte, so litt das Land ganz ungemein. Wenn auch die Disciplin in unserem Heere bis jetzt noch sehr strenge gehandhabt wurde, so war es doch nicht zu vermeiden, daß Unordnungen und Excesse in Menge vorkamen. . . . . Alle diese vielen Plagen und Scherereien der verschiedensten Art . . . . mochten ebenfalls wohl viel mit dazu beitragen, daß sein Unmuth über diesen ganzen Krieg und besonders auch die Art und Weise, wie solcher bisher von uns geführt wurde, ein so überaus heftiger war, daß er ganz die Ruhe und Würde, die ihm sonst stets in so hohem Grade innewohnte, darüber vergaß. Besonders hart tadelte er auch, daß wir nicht die Feinde in der Gegend südwärts des Thüringer Waldes selbst angriffen, statt, wie es jetzt den Anschein hatte, uns nordwärts davon von ihnen angreifen zu lassen. So glaube ich, daß der Einfluß Goethes wirklich dabei mit im Spiel gewesen ist, daß

der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, der wieder in active preußische Dienste getreten war, es durchzusetzen vermochte, daß er mit einem auserlesenen Corps von zehntausend Mann Infanterie und Artillerie . . . über den Thüringer Wald gesandt wurde, um dem Feind, den wir damals noch immer zwischen Koburg und Bamberg vermutheten, in die Flanke zu fallen.

1491.

1807, Ende August oder Anfang September.

Mit Anton Genast.

Als wir [vom Leipziger Gesammtgastspiel] nach Weimar zurückgekehrt waren, ging ich zu Goethe, um ihm über alle Vorkommnisse Rapport abzustatten. Er empfing mich mit den Worten: „Nun, Ihr habt Euch ja recht wacker gehalten, und unsere Gesellschaft hat, wie ich von allen Seiten höre, Ehre eingelegt; besonders hat Mahlmann gewichtige Worte über unser Streben gesprochen.*) Der Mann hat vollkommen recht: Virtuosität muß von der dramatischen Kunst ferngehalten werden, keine einzelne Stimme darf sich geltend machen, Harmonie muß das Ganze beherrschen, wenn man das Höchste erreichen will. Darum laßt uns in unserem Streben so fortfahren; denn manches findet sich noch, was, besser in's Auge gefaßt, zu größerer Geltung gebracht werden kann. An Ausdauer von

*) [In der ‚Zeitung für die elegante Welt.‘]

meiner Seite, gutem Willen und Fleiß vonseiten des Personals fehlt es nicht, und so ist mit der Zeit das Beste zu erwarten."

1492.

1807, Ende (?).

Mit Theodor Kräuter.

Als Goethe einen Abguß seiner von Weißer gefertigten Gesichtsmaske bei Kräuter sah, sagte er:

„Glaubt mir, guter Kräuter! es ist keine Kleinigkeit, sich solchen nassen Dreck auf das Gesicht schmieren zu lassen."

1493.

1808, 30. Januar (?).

Mit Z. Werner in Abendgesellschaft bei Johanna Schopenhauer.

Goethe ließ ein Werner'sches Stück — ich [v. Holtei] dächte, ‚Wanda' wär' es gewesen — aufführen. Am Tage der Darstellung waren der Dichter und einige nähere Freunde, unter diesen die Schopenhauer, bei Goethe zum Essen. Auf die Frage, wo man sich nach dem Theater versammeln würde, suchte der Vorsichtige, der allzugroßen Andrang fürchtete, die Last von sich ab und sie, wie er es oft in ähnlichen Fällen that, der armen Schopenhauern zuzuwenden, die, gastfrei und gefällig, dergleichen Schicksale über sich ergehen lassen mußte. Diesmal kam es ihr, da sie gar nichts vor-

bereitet hatte, denn doch ein wenig zu schnell und wurde umso bedenklicher, weil sie die Aufführung des Werner'schen Stückes doch um keinen Preis versäumen wollte und folglich keine Zeit mehr hatte, sich um den Haushalt zu bekümmern. Sie eilte in größter Angst heim und rief eben nur ihrer Wirthschafterin zu: wir bekommen auf die Nacht Schaaren von Gästen: richte Dich ein und hilf Dir, so gut Du kannst.

Als nun nach höchst zweifelhaftem, aber doch scheinbarem Erfolge die Gäste eintrafen, nahmen die Frauen an der improvisirten Tafel Platz, die Herren standen mit ihren Tellern umher. Für Goethe und Werner waren zwei Stühle in der Mitte bestimmt; zwischen ihnen auf dem Tische stand ein wilder Schweinskopf, von welchem die Wirthin schon des Tages zuvor gegessen; in ihrer Angst hatte die Haushälterin durch einen großen Kranz von Lorbeerblättern die Anschnittswunde zu verdecken gesucht. Goethe erhob, diesen Schmuck erblickend, mächtig seine Stimme und rief dem, bekanntlich sehr cynischen und nicht immer sauber gewaschenen Werner zu: „Zwei gekrönte Häupter an einer Tafel? Das geht nicht!“ Und er nahm dem wilden Schweinskopf seinen Kranz und setzte ihn dem Dichter der ‚Wanda‘ auf den Kopf.

1494.

1808, 3. März (?).

Mit F. W. Riemer.

‚Der zerbrochene Krug‘ von Kleist folgte am 2. März. . . . . . Bei der Aufführung dieses Stücks ereignete sich ein Vorfall, der in dem kleinen weimarschen Hoftheater noch nie dagewesen und als etwas Unerhörtes bezeichnet werden konnte: ein herzoglicher Beamter hatte die Frechheit, das Stück auszupfeifen. Karl August, der seinen Platz . . . auf dem sogenannten bürgerlichen Balcon hatte, bog sich über die Brüstung heraus und rief: „Wer ist der freche Mensch, der sich untersteht, in Gegenwart meiner Gemahlin zu pfeifen? Husaren, nehmt den Kerl fest!“ Dies geschah . . . und er wurde drei Tage auf die Hauptwache gesetzt. — Den andern Tag soll Goethe gegen Riemer, der es mir mittheilte, bemerkt haben: „Der Mensch hat gar nicht so unrecht gehabt; ich wäre auch dabei gewesen, wenn es der Anstand und meine Stellung erlaubt hätten. Des Anstands wegen hätte er eben warten sollen, bis er außerhalb des Zuschauerraumes war.“

1495.

1808, Ende November.

Mit H. Meyer.

Der Hofrath Meyer erstattet einen langen mündlichen Rapport über die Theatersache, wovon das Wesentlichste folgendes ist:

1. Der G. R. v. Goethe will mit einer bloß scheinbaren Direction sich nicht abgeben, weil selbst seine Ehre dieses nicht zulasse.

2. Dagegen will er zwar dem Modo, ihn bis Ostern zu dispensiren, submittiren, müsse aber dabei nur bemerken, daß er mit Grund fürchte und voraussehe, das Theaterwesen werde inzwischen in einen Zustand kommen, daß er den Faden nicht wieder aufnehmen könne; denn mehrere Schauspieler, die in persönlicher Rücksicht gegen ihn sich engagirt hätten, würden aufkündigen, mehrere würden sich in Besitz von Rollen setzen u. s. w.

3. Indessen sei er sehr bereitwillig, in dem itzigen Zustande die Direction fortzusetzen, wenn ihm nur der zugehörige Einfluß in die Disciplin bleibe, und im Fall Ew. Durchlaucht darin etwas nöthig fänden, Sie die Gnade haben möchten, es durch ihn gehen zu lassen; dieses erfordere unumgänglich seine Ehre und sein Ansehen bei den Schauspielern selbst. Wenn übrigens nur die Stücke zustande kommen und gespielt würden! Bisher wären zwölf bis fünfzehn Stücke bloß darum erliegen blieben, weil bei jedem Hindernisse hervorgebracht worden wären. Es sei auch ein Stück bereit für Serenissimae Geburtsfest, das müsse aber ganz erst zurechtgeschnitten werden.

4. Sollte die Idee, mit Absonderung der Opera von der Direction, ausführbar scheinen, so wäre Hr. G. R. v. Goethe dazu allenfalls auch bereit.

Überhaupt wolle er zu allem die Hand bieten, was Serenissimus wünschten, nur als ein bloß dem Namen nach stehender Director könne er seiner Reputation wegen nicht stehen.

(Höchst vertraulich fügte Meyer noch die Erklärung bei, daß Goethe keineswegs prätendire, die Mad. Jagemann auf irgend einige Weise zu geniren, sondern daß ihr, wie bisher, lediglich überlassen bleiben solle, ob oder wie sie auftreten wolle. Überhaupt sehe er durchaus keine Persönlichkeit, sondern es sei ihm bloß um die Sache zu thun.)

Weimar, den 30. Nov. 1808. Voigt.

1496.

1808.

Mittag bei Goethe.

Als einmal in einer Tischgesellschaft bei Goethe die Rede davon war, ob der Schriftsteller eine ihn tadelnde Beurtheilung stillschweigend hinnehmen oder beantworten solle, erklärte Zacharias Werner: So lange ihn kein Recensent beschuldige, silberne Löffel gestohlen zu haben, werde er stets schweigen. Da sagte Goethe, der an dem Gespräch scheinbar wenig Antheil genommen hatte: „Auch dann müßten Sie schweigen."

1497.

Um 1808 (?).

Über Christiane von Goethe, geb. Vulpius.

In ihrer Sprache, ihrem Wesen war sie ganz thüringisch und blieb es bis an ihr Ende. Den Vater ihrer Kinder zu pflegen und ihm das körperliche Leben behaglich zu machen, ward die Hauptaufgabe ihres Daseins, die sie mit Eifer zu lösen suchte. In allem Übrigen ließ sie sich aber nichts anfechten und verharrte unwandelbar bei ihrer Sitte und ihrem Treiben. „Sollte man wohl glauben," sagte Goethe einst mit seiner antiken Ruhe zu Freunden, „daß diese Person schon zwanzig Jahre mit mir gelebt hat? Aber das gefällt mir eben an ihr, daß sie nichts von ihrem Wesen aufgiebt und bleibt, wie sie war." *)

1498.

1809, nach 20. Mai.

Mit Friedrich Kohlrausch, Wolf Graf Baudissin und Gustav Hugo.

Baudissin und ich waren Hausfreunde bei Hugo geworden und brachten manchen gemüthlichen Abend bei ihm zu. Im Frühjahr 1809 machte er uns den Vorschlag, in den Pfingstferien eine Reise zusammen

*) [Das Weitere in dem, hauptsächlich auf Böswilligkeit gegründeten ‚Büchlein' muß Anstand genommen werden, mitzutheilen, da es in Niederträchtigkeit verläuft.]

nach Weimar und Jena zu unternehmen, bei welcher Gelegenheit er uns auch mit Goethe und Wieland bekannt zu machen versprach. Wir gingen natürlich mit großer Freude auf den Gedanken ein und traten mit ihm in einem Göttinger Hauderer die Reise an. . . . .
In Weimar angekommen erfuhren wir, daß Goethe, wie gewöhnlich im Anfange des Sommers, seinen Aufenthalt in dem, vom Geräusche des Hofes entfernten stilleren Jena genommen habe, und begaben uns daher ebenfalls dorthin. Außer der gewichtigen Protection von Hugo hatten wir uns aber noch mit andern Empfehlungsmitteln bei Goethe versehen, die vielleicht noch wirksamer waren. Als Zuhörer in einigen Vorlesungen von Sartorius über Politik und Finanzwissenschaft waren wir auch mit diesem Professor näher bekannt geworden und erhielten von ihm zur Überbringung an Goethe die isländische Nibelungensage (Niflunga Saga) von der Göttinger Bibliothek mit auf die Reise und daneben noch als eine freundliche Zugabe einen sehr schön gestrickten seidenen Geldbeutel von der Frau Hofräthin [Sartorius], die sich ebenfalls der Gunst Goethes erfreute. So ausgerüstet, zögerten wir nicht, uns bei Goethe melden zu lassen, und wurden nicht nur angenommen, sondern auch, nachdem ich ihm den Folianten und Baudissin den Geldbeutel überreicht hatte, mit einem sehr freundlichen Danke beglückt. Ja, Goethe ging in seiner Artigkeit soweit, uns, da er in seinem Junggesellenlogis im Jenaer Schlosse keinen gesellschaft-

lichen Raum habe, auf den Mittag nach dem Essen um 2 Uhr zu einem Rendezvous auf dem Mineraliencabinet einzuladen, wo er gern Fremde zu empfangen pflege. Hugo sollte natürlich mit eingeladen sein.

Wir beeilten unser Essen, um den rechten Augenblick nicht zu versäumen. Hugo fand aber keine Zeit, seine gewohnte Nachmittagsruhe zu halten, und ging etwas schläfrig und verdrossen mit uns. Der Anblick seines Zustandes weckte in Goethe sogleich die Lust zum Necken und er forderte daher Hugo nach der ersten Begrüßung auf, einen kritischen juristischen Fall zu entscheiden. „Ich habe“ — sagte er — „eine Partie seltener Gipsabgüsse von Antiken aus Dresden verschrieben, die Kisten kommen an und das Beste darin ist zerbrochen: Wer soll nun den Schaden tragen?“ — „„Natürlich Sie, der Besteller,““ war die Antwort. — „Aber, mein Gott! ich, der unschuldigste Mann an dem ganzen Unglücke, soll die zerbrochenen Scherben als heil bezahlen? Ihr Juristen seid doch das wunderlichste Volk auf der Welt!“ — „„Ja, das römische Recht verfügt es so, wenn Sie nicht beweisen können, daß der Absender die Sachen schlecht verpackt, oder der Fuhrmann Fehler gemacht hat, so müssen Sie bezahlen; Sie waren von dem Augenblicke der Absendung an Eigenthümer der bestellten Sachen.““ — Goethe gab sich aber nicht zufrieden, sondern neckte Hugo mit humoristischen Einwendungen, bis dieser durch seinen juristischen Eifer

ganz lebendig geworden war, und nun nahm die Unterhaltung einen andern Verlauf.

Es war die Zeit der ersten Kämpfe zwischen den Franzosen und Österreichern in den Donaugegenden in dem Kriege von 1809, und wir jungen Leute waren von der Erhebung des österreichischen Volkes und den Proclamationen des Erzherzogs Karl mit begeistert..... Am Tische in unserm Gasthofe wollte man von großen Siegen der Österreicher Nachricht haben, und daß die Leichen der Franzosen bis nach Wien geschwommen seien. Wir gaben unsere Nachrichten mit Lebhaftigkeit zum besten. „Ja, ja!" bemerkte Goethe mit Kopfschütteln, „es ist endlich einmal gut eingeheizt bei uns Deutschen; es kommt nur darauf an, wie lange das Holz vorhält. Sehen Sie: wenn Sie in einer Gesellschaft sind, in welcher ein alter Jude, ein Taschenspieler, seine Kunststücke macht und verkündigt, er wolle Ihre Uhr in einem Mörser zerstoßen und doch wieder heil machen, so werde ich wetten, daß er es fertig bringt. So habe ich auch bis jetzt auf Napoleon gewettet; er versteht es doch besser, als die andern. — Dieser Vergleich, der gerade nicht von der Verehrung zeugte, die Goethe gegen Napoleon hegen sollte, veranlaßte mich, Goethe zu fragen, ob Napoleon bei der Zusammenkunft in Erfurt im Jahre 1808 ihm wirklich eine treffende Bemerkung über den ‚Werther' gemacht habe, wie man erzähle. Goethe erwiederte: „Allerdings hat er mir eine solche Bemerkung gemacht, die

von seinem Urtheile zeugte. Ich kann sie nur damit vergleichen: wenn ein Frauenzimmer eine Naht beurtheilen will, ob sie fein und gleichmäßig genäht ist, so prüft sie dieselbe nicht mit den Augen allein, sondern sie läßt sie langsam durch den Daumen und Zeigefinger gleiten. Von einer solchen Prüfung zeugte Napoleon's Bemerkung über einen Zug im ‚Werther‘.“ Damit brach er diese Unterhaltung ab und schlug uns vor, ihn später bei einem Spaziergange in dem botanischen Garten zu treffen.

Hugo trennte sich von uns, vielleicht um doch noch seiner Nachmittagsruhe ihr Recht zu gönnen, und wir andern gingen zur verabredeten Zeit in den botanischen Garten, wobei sich auch mein Freund Abeken, der damals als Lehrer der Schiller'schen Kinder in Weimar lebte und mit uns nach Jena gefahren war, uns anschloß; er war in solcher Weise mit Goethe bekannt, daß er es thun durfte. Wir trafen Goethen schon im Garten auf- und abgehend mit einer einfachen Blume in der Hand, die er betrachtete, vielleicht über das große Gesetz der Metamorphose sinnend, welches er so tiefsinnig entwickelt hat. Nach einigen Gängen im Garten setzte sich Goethe mit uns auf eine Bank und ließ sich auf Gespräche über literarische Erscheinungen ein. Die Rede kam auf Kotzebue, und wir glaubten in Goethes Sinne zu reden, wenn wir Kotzebue's Leichtfertigkeit und Seichtigkeit mit möglichst scharfen Worten tadelten. „Nun, nun, ihr jungen Leute! Nur nicht gleich das

Kind mit dem Bade ausgeschüttet!" unterbrach er unsere beredten Auslassungen; „wenn dieser Kotzebue den gehörigen Fleiß in der Ausbildung seines Talents und bei der Anfertigung seiner dramatischen Sachen angewendet hätte, so konnte er unser bester Lustspieldichter werden. Und auch das Sentimentale hat er in seiner Gewalt: die Zwiebel, mit welcher man den Leuten das Wasser in die Augen lockt, weiß er zu gebrauchen wie wenige."

1499.

1809, Sommer.

Mit Cl. Brentano.

(Als 425 b.)

Auf meiner Reise hierher habe ich Goethe in Jena besucht und einpaar Stunden freundlich mit ihm geredet. Er hat von der unglücklichen „Einsiedlerzeitung" mit ungemeiner Achtung gesprochen; es sind seine Worte: daß nie ein so mannigfaltiges, reiches und geistreiches Zeitblatt geschrieben sei, und daß es ihm nebst vielen andern Freunden sehr leid sei, daß es durch Zufall, durch Zeitgeist und durch einige Ungeschicklichkeit in der Manier, die aber von mancher Originalität schwer zu trennen sei, nicht den vollkommenen Succeß gehabt, den es verdient, und daß er nicht zweifle, es werde noch einst sehr gern und mit Nutzen gelesen werden. — Von Arnim's „Wintergarten" aber sprach er mit ganz ungetheilter Achtung; er versicherte mich,

daß er es für eines der am besten geschriebenen deutschen Bücher halte, und daß es ihn durchaus erfreut habe.

1500.

1809—1810.

Über Z. Werner's ‚Vierundzwanzigsten Februar'.

Nach der Aufführung der ‚Wanda' hatte Werner bei Goethe die Aufführung noch anderer seiner Dramen beantragt, war aber damit von Goethe abgewiesen worden. Dabei hatte jedoch Goethe die Aufforderung an ihn gerichtet, Theaterstücke von kleinerem Umfang, etwa einactige, zu dichten, zu deren Aufführung er sich im voraus bereit erklärte. Diesen Rath, sich größerer Dichtungen zu enthalten und auf kleinere zu beschränken, pflegte damals Goethe gern zu ertheilen, wie ich [F. Schubart] ihn denn bald nachher selbst von ihm erhielt. . . . . Bald nachher fand er Gelegenheit, dem Romantiker seinen Rath noch dringender und mit Erfolg zu empfehlen. In einer Gesellschaft in Goethes Hause wurde aus den Zeitungen eine schauerliche Criminalgeschichte vorgelesen, welche mit einem besonderen, merkwürdigen Zusammentreffen der Jahrestage verbunden war. Diese Geschichte empfahl nun Goethe dem auch gegenwärtigen Werner als einen geeigneten und fruchtbaren Stoff zu einem kleinen einactigen Trauerspiel, wie er es von ihm wünschte. Mit Eifer ergriff Werner die hingeworfene Andeutung zur Bearbeitung dieses

Stoffes, und schon nach einer Woche brachte er dem Meister das bekannte einactige Trauerspiel ‚Der vierundzwanzigste Februar.‘ Goethe wollte oder konnte die zugesagte Aufführung, besonders da er die Arbeit selbst veranlaßt hatte, nicht zurücknehmen, und so kam diese düstere Dichtung auf die weimarische Hofbühne, welche bisher nur von heiterer und rein poetischer Theaterkunst belebt gewesen war. Daß Goethe selbst über die Paßlichkeit dieses Schauerstückes für sein Kunsttheater und überhaupt über die Schicklichkeit, dasselbe dem Publicum darzubieten, seine Zweifel hegte, geht daraus hervor, daß anfangs die Rede davon war, das neue Wernerische Theaterstück sollte nicht vor das große Publicum gebracht, sondern vor einer auserwählten Gesellschaft und bei verschlossenen Thüren des Hauses gegeben werden. Doch erfolgte die öffentliche Aufführung, der ich, als es zum ersten Mal gegeben wurde, wegen Abwesenheit von Weimar nicht beiwohnen konnte. Es wurde mir aber sofort erzählt, daß bei derselben viele Personen vor Entsetzen den Athem verloren hätten, und wurde dabei an die Wirkung der Aeschyleischen ‚Eumeniden‘ in Athen erinnert. Der alte Wieland konnte sich nicht enthalten, Goethen über die Zulassung dieser Aufführung Vorwürfe zu machen und soll von ihm die Antwort erhalten haben: „Sie haben*) wohl recht, aber man trinkt ja nicht immer Wein, man trinkt auch einmal Branntwein.“

*) [Wenn schon, dann: „Du hast —“]

1501.

Um 1810.

Mit Luise Seidler.

Als er mich einst zum Niederlassen auf dem Sofa nöthigte, welches mit gestickten Kissen — schönen Andenken fleißiger Hände — ganz belegt war, sagte er zu mir: „Setzen wir uns, wenn wir vor lauter Bequemlichkeit noch einen Platz finden können.“

1502.

1810, December (?).

Bei der Leseprobe von Calderon's ‚Standhaftem Prinzen‘.

Die günstigsten Resultate, die Goethes Schüler in der deutschen und auch englischen dramatischen Literatur sich errungen, bestimmten ihn, sich nun auch der spanischen zuzuwenden. Den ‚Standhaften Prinzen‘ von Calderon hatte er schon längst in's Auge gefaßt und mit Riemer, Wolff und auch mit mir [A. Genast] darüber gesprochen. Ende 1810 wurden die Rollen davon vertheilt und die ersten Leseproben in Goethes Wohnung abgehalten. Er war äußerst penibel dabei: Komma, Semikolon, Kolon, Ausrufungs- und Fragezeichen mußten bei der Recitation streng eingehalten werden; er verlangte fast für jedes dieser Zeichen ein Zeitmaaß und bezeichnete deren Länge bildlich so:

- , —— ; ——— : ———— ! ————— ? ——————.

Auf diese Weise erlangte er, daß einer wie der andere die Verse sprach, nicht zu schnell und nicht zu langsam. Es war im Anfang ein fast automatisches Sprechen, als sich aber nach und nach diese Methode entwickelte, welcher Reiz, welch poetischer Schwung trat endlich in der Rhetorik hervor! Musik war sie zu nennen.

1503.

1811 (?).

Bei Z. Werner's Abfall.

Der . . . äußeren Trennung Werner's von Goethe und von Weimar folgte die bedeutsamere innere, indem nachmals Goethen poetische Productionen Werner's zu Gesichte kamen, in welchen die sogenannte christliche Romantik sein großes Mißfallen erregte. . . . . Am tiefsten aber wurde der innere Zwiespalt, als die Nachricht einlief, daß Werner zum Katholicismus übergetreten sei. Ich [F. Schubart] erinnere mich, daß mir Goethes Sohn diese Nachricht mittheilte und hinzufügte, sein Vater habe beschlossen, ihn, wenn Werner nach Weimar zurückkehre, demselben einige Stationen entgegenzuschicken und ihm sagen zu lassen, daß er seine Schwelle nicht wieder betreten möge. Der junge Mann erzählte mir auch von den vorangegangenen katholischen Gedichten Werner's und von dem Urtheile seines Vaters über dieselben, und es ist immerhin merkwürdig und bezeichnend für die Auffassung des Christenthums in

Goethes Hause, in welcher Weise er sich gegen mich darüber ausdrückte. Ich habe seine burschikosen Worte nicht wieder vergessen: „Ich bin ein Christ," sagte er, „das dank' mir der Teufel! aber muß ich deshalb solches Zeug schreiben?"

1504.

1812, Mitte April.

Mit Falk.

Die Zeichnung zum ‚Egmont' von Naeke ist allerliebst; Goethe, dem ich sie zeigte, und der das Bemühen Naeke's auf's dankbarste anerkennt, äußerte bloß den Wunsch, daß es dem jungen genievollen und gemüthvollen Künstler gefallen möge, ihm die Sachen ehe sie fertig und im Umriß zuzuschicken, wo liebevolle Erinnerungen eines freundlichen Mannes kleinen Irrthümern zuvorkommen und oft mit einpaar Strichen abhelfen können. So z. B. an der Lage der Hand des Clärchen im ‚Egmont' hat der junge Künstler in der Unschuld seines Herzens kein Ärgerniß genommen; Goethen fiel dies sogleich auf, und der hiesige französische Gesandte [St. Aignan], der die Zeichnung von ungefähr sah und ungemein damit zufrieden war, bemerkte unverabredet: que c'était hors de la convenance.

1505.

1812, gegen Mitte Mai.

Mit Simon Edlem von Laemel.

Der böhmische Edelmann . . . [Simon v. Laemel] befand sich gleichzeitig mit Goethe in dem Kurorte [Karlsbad] und pflegte auf einer im einsamen Walde gelegenen Bank auszuruhen. Goethe, der vorüberkam, gesellte sich grüßend zu ihm. Hr. v. L. that, als ob er den Dichter nicht kenne, und erwähnte, um dies in Karlsbad, wo Goethe von aller Welt gekannt wurde, glaubwürdig zu machen, daß er erst hier angekommen sei. Goethe mochte an dem lebenserfahrenen Gespräche des feingeistigen Mannes, der in seiner Aussprache die jüdische Herkunft merken ließ, Gefallen gefunden haben. Sie fanden sich ohne Verabredung öfters an derselben Stelle und zu gleicher Stunde zusammen. „Erst jetzt“ — äußerte Hr. v. L. — „weiß ich, daß ich die seltene Ehre habe, mit Sr. Excellenz, dem Herrn Minister v. Goethe zu sprechen.“ Dabei stand er auf und verneigte sich tief: „Ich bin der Banquier Lämmel aus Prag.“ — „„Eine ausnehmend merkwürdige Stadt!““ sagte Goethe, ohne auf die Erkennungsscene einzugehen und sich niederlassend. „„Die Synagoge, wenn sie auch nicht so alt ist, wie die gerne übertreibenden Juden meinen, ist ein interessanter gothischer Bau, vielleicht aus dem zwölften Jahrhunderte. Und der Friedhof mit seinen ehrwürdigen Monumenten! Er ver-

diente gezeichnet und die Inschriften erhalten zu werden, Im Laufe der Zeiten geht so Ehr- und Denkwürdiges doch verloren."" — Ein jüdisches Thema war so angeklungen und Hr. v. L. sagte ohne jede Vermittlung: „Der Schiller, Ew. Excellenz, hat uns Juden mit seiner Abhandlung ‚Die Sendung Mosis' sehr wehgethan, und was das Schlimmste ist, er hat uns gekränkt, weil er die Sache gar nicht verstanden hat." — Goethe, ohne in eine Meinungsäußerung einzugehen, doch bei dem Thema bleibend, äußerte: „„Der Eindruck, den ich in früher Jugend in meiner Vaterstadt empfing, war mir ein mehr erschreckender. Die Gestalten der engen und finstern Judenstadt waren mir gar sehr befremdliche und unverständliche Erscheinungen, die meine Phantasie beschäftigten, und ich konnte gar nicht begreifen, wie dieses Volk das merkwürdigste Buch der Welt aus sich herausgeschrieben hat. Was sich allerdings in meiner frühern Jugend als Abscheu gegen die Juden in mir regte, war mehr Scheu vor dem Räthselhaften, vor dem Unschönen. Meine Verachtung, die sich wohl zu regen pflegte, war mehr der Reflex der mich umgebenden christlichen Männer und Frauen. Erst später, als ich viele geistbegabte, feinfühlige Männer dieses Stammes kennen lernte, gesellte sich Achtung zu der Bewunderung, die ich für das bibelschöpferische Volk hege, und für den Dichter, der das hohe Liebeslied gesungen hat. Beide [?] Bücher haben mich mannigfach beschäftigt.""

1506.

1812, Juni (?).

Mit Frederik Christian Sibbern.

a.

Ich beschloß die Briefe [von Zelter u. a. an Goethe] dem Dr. John, Goethes Privatsecretär zu überbringen und ihn durch diesen zu bitten, mir eine Empfangsstunde nach Durchlesung der Briefe zu bestimmen. Nur eine halbe Stunde war vergangen, als Dr. John kam, — ein wackerer und recht verständiger junger Mann, dessen Bekanntschaft mir angenehm gewesen ist — um mich zu ihm abzuholen.

Ich stand nun vor ihm. Er empfing mich freundlich; ich war eine Viertelstunde da, dann machte er eine Verbeugung und ließ mich gehen. Was ich mit ihm redete, hatte nicht viel zu sagen; es vergeht ja schon einige Zeit damit, zu sagen woher man kommt und wohin man geht. Zumtheil drehte sich das Gespräch um die neue Universität in Norwegen, welche mir überhaupt ein bequemer Gegenstand ist, der immer eine Einleitung giebt. Von meiner Begeisterung für ihn sagte ich kein Wort; das wagte ich nicht. Ich stand mit ihm nahe am Fenster; da stand er hoch und kraftvoll, in einem blauen Rock, in welchem er auch am gestrigen Tag gekleidet gewesen war. . . . .

Wenn ich nun von weitem einen blauen Rock und eine hohe ansehnliche Gestalt sah, gerieth ich gleich in

Bewegung, und das noch mehr, als ich einpaar Tage später wirklich Goethe auf der Straße begegnete, und er mich freundlich anredete: „Wie geht's?"

b.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen geschrieben habe, daß Goethe mir unter anderm erzählte, daß er einmal ‚Hakon Jarl' [von Oehlenschläger] in Weimar hatte geben wollen und schon mit Riemer das Costume verabredet hatte; dann kam aber eben die Zeit, wo man nicht mit Kronen auf dem Theater spielen durfte.

1507.

1812, Sommer (?).

Mit J. John.

Wenn .. im weimarischen Publicum die Rede ging, daß Frau v. Goethe .... in der Regellosigkeit so ungemessen fortgegangen sei, daß sie sogar einmal den Verkauf der Equipage eingeleitet habe, um einen Ball zu geben, so mag die Wahrheit dieser Rede dahin gestellt sein, wohl aber trage ich [F. Schubart] in sicherer Erinnerung, was mir ein, dem Dichter damals sehr nahe stehender Mann, sein Secretär John erzählt hat. Derselbe verweilte mit ihm in Karlsbad, als Goethe dort erkrankte. Mein alter Freund John saß gerade vor dem Krankenbette des Dichters, als Briefe aus Weimar anlangten, die leider traurige Nachrichten

über seinen dortigen Hausstand brachten und ihn mit Zerrüttungen und pecuniären Verlegenheiten seines Hauses bekannt machten, die ihm bis jetzt verborgen geblieben waren. Mein Freund schilderte mir den Eindruck, welchen er empfunden habe, als diese niederbeugenden Mittheilungen den hochsinnigen Mann ergriffen und ihn jetzt im Krankheitszustande auch noch den Druck der äußeren Lebensnoth empfinden ließen. Mit Anstrengung suchte er sich zu erheben und der beklommenen, auf- und abwogenden Brust Luft zu verschaffen, aber nachdem dieser Kampf einige Zeit gedauert hatte, trat auch in dieser Lage jene geistesstarke Thätigkeit an ihm hervor, welche er als eine, von Jugend auf gepflegte Gewohnheit von sich bekannt hat. Ungehemmt bewegte er sich wieder in der Kraft seiner darstellenden Rede, und der vor seinem Krankenbette sitzende Freund hörte jetzt von seinem Munde eine so wohl gedachte und schön gefügte Lobrede auf den Geiz, daß er mir nachher sein Bedauern darüber aussprach, daß er sie nicht sofort habe aufzeichnen können.

1508.

1813, Mitte April.

Mit Friedrich Förster u. a.

Unser erstes Nachtquartier hatten wir in Meißen. Wir hatten eben unsern Morgengesang vor dem Gasthofe, in welchem unser Feldwebel im Quartier lag, beendigt,

als ich einen Mann in eine Extrapost einsteigen sah, dessen Züge mir bekannt zu sein schienen. Kaum traute ich meinen Augen, als ich sah, daß es Goethe war Ich war als Freund seines Sohnes und als begünstigter Ballbegleiter seiner tanzlustigen Frau Gemahlin oft in seinem Hause gewesen, allein ihn, den friedliebenden, mitten unter den Kriegsunruhen zu finden, wußt' ich mir nicht zu erklären. Noch glaubte ich mich zu täuschen, zumal er die Militärmütze tief in das Gesicht gedrückt hatte und sich in den russischen Generalmantel mit rothem Kragen versteckte. Als ich nun aber seinen kleinen Secretär, Freund John, an den Wagen treten sah, war ich meiner Sache gewiß und theilte die herrliche Entdeckung sogleich meinen Kameraden mit. Mit militärischem Anstande einer Ordonnanz trat ich nun an den Wagen heran und sagte: ‚Ew. Excellenz melde, daß eine Abtheilung der Königlich preußischen Freischaar der schwarzen Jäger auf dem Durchmarsch nach Leipzig vor Ihrem Quartier aufmarschirt ist und Ew. Excellenz die Honneurs zu machen wünscht.‘ Der Feldwebel commandirte: „Präsentirt das Gewehr!“ und ich rief: ‚Der Dichter aller Dichter, Goethe lebe hoch!‘ Mit Hurrah und Hörnerklang stimmte die ganze Compagnie ein. Er faßte mit der Haltung eines Generals an seine Mütze und nickte freundlich. Nun trat ich noch einmal heran und sagte ihm: ‚Es hilft Ew. Excellenz das Incognito nicht! Die schwarzen Jäger haben scharfe Augen und bei unserm

ersten Ausmarsche Goethe zu begegnen, war ein zu günstiges Zeichen, als daß wir es sollten unbeachtet vorüberlassen. Wir bitten um Ihren Waffensegen!' „,Von Herzen gern!'" sagte er. Ich reichte ihm Büchse und Hirschfänger, er legte seine Hand darauf und sprach: „,Zieht mit Gott und alles Gute sei eurem frischen deutschen Muthe gegönnt!'" Während wir ihm ein nochmaliges Lebehoch riefen, fuhr er grüßend an uns vorüber.

1509.

1813, 27. Mai.

Mit Heinrich Freiherrn von Heß und Philipp (?) Freiherrn von Neumann.

Baron Neumann und ich verließen das Gasthaus, um uns vor Tische noch im Orte [Teplitz] etwas umzusehen, als uns die freundliche Wirthin zurief: da drüben im Gartenhäuschen befinde sich der große Dichter Goethe aus Weimar, ob wir nicht vielleicht gesonnen wären, ihn zu besuchen. Einige Augenblicke besannen wir uns, da wir nicht das Vergnügen hatten, von dem Herrn Geheimen Rath gekannt zu sein, allein die Versuchung war zu groß und andererseits der Ruf auch von der Mission des [Feldmarschallieutenant] Grafen Bubna [wegen Friedensverhandlungen mit Napoleon] in der Gegend so bekannt geworden, daß wir — derselben angehörend — vielleicht auf einen freundlichen Empfang hoffen durften. Und so traten wir denn

getrost dem Pförtchen zu und zogen an dem bescheidenen Glöcklein. — Ein älterer Diener öffnete die Gartenthüre; wir frugen, ob Herr v. Goethe zu Hause und sichtbar wäre und erhielten die Antwort: Hier geht er eben im Laubengang auf und nieder; wen darf ich anmelden? Wir annoncirten uns als aus dem Gefolge des Grafen Bubna angehörend und von dem Wunsche beseelt, auf schneller Durchreise die Bekanntschaft des hochberühmten Dichters zu machen. In wenigen Augenblicken kehrte der brave Mann zurück und, ihm in gemessenen Schritten folgend, in seiner aufgerichteten hohen Gestalt, mit blauem einfachen Überrocke angethan, stand einer der größten Geister unseres Jahrhunderts mit seinem durchforschenden Auge vor unseren Blicken.

Ich, als der vorderste von uns beiden ergriff nun das Wort, um Vergebung bittend, ihn durch unseren Überfall belästigt oder vielleicht doch gestört zu haben, wohl wissend, was dem Dichter und Gelehrten die Zeit werth wäre, allein zu groß wäre auch der Drang gewesen, unsere Mission sogleich mit dem Glückssterne beginnen zu lassen und die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, dem jeder Deutsche und daher auch jeder Österreicher den innersten Kern seiner Bildung verdanke. — Freude und Jugend leuchtete dabei aus meinen Blicken; er schien an uns Gefallen zu finden, und so folgte meinem treuherzigen Ergusse die freundlichste Aufnahme, wie sie mir jetzt nach vollen fünfzig

Jahren noch deutlich vor Augen schwebt. Wechselseitige allgemeine Beziehungen begannen ein Gespräch, das — sich über alle Gegenstände des Tages, von seiner Seite sinnvoll verbreitend und durch uns mit manchem ihm Neuen und Unbekannten ausgestattet, — beinahe eine halbe Stunde dauerte. Es war nämlich der Krieg noch kein eigentlicher europäischer geworden, sondern der Kampf nur ein vereinzelter von Preußen und Russen mit Frankreich, der abwechselnd gefochten wurde und gegenwärtig mit einem Rückzuge der ersteren verbunden war. Österreich bemühte sich, dessen Ende durch Unterhandlungen herbeizuführen, allein die Wolken thürmten sich auch für das letztere Reich schon am fernen Horizonte; denn ein Unterhandeln mit Napoleon war schon der Vorbeginn des Krieges, weil es dadurch ein Hinneigen zu den Gegnern des Kaisers zeigte. Dies alles und der mehr als zweifelhafte Ausgang der Unterhandlungen mit einer so herrischen Riesennatur, wie jene des Kaisers, war der Hauptinhalt unseres Gespräches. Die gewaltige Zeit nun, der Kriegsgeist, der sie belebte, und die ebenso gewaltige Reaction, welche den erst erfolgten Brand von Moskau nun wahrscheinlich zum allgemeinen Weltbrande anzufachen drohte, und das Unglück, welches dadurch über die einzelnen so blühenden Länder Deutschlands und besonders über die unteren Volksklassen, die an allem so unschuldig waren, kommen müsse, schienen den in diesen Gedanken ganz versunkenen edlen Mann tief zu durchdringen. Er

sagte: „Sie sind zwar Kriegsmänner, oder noch Höhergestellte im Staatsleben, und die Welt bildet sich nach dem Ergebniß Ihrer Thaten, allein wenn ich des Morgens so erwache und mit der dampfenden Sonne auf meinen schönen Schloßberg gehe, wie ich denn jetzt davon herkomme, und mir denke, daß in diesem gottgesegneten stillen Thale nur allein die Herzen der Kinder noch ruhig schlagen, während die Cultur von Jahrhunderten, möchte ich sagen, sowie die Ruhe und der Friede aller anderen Bewohner schon jetzt bebedroht und gestört sind, so möchte ich gerne dem gigantischen Helden unseres Säculums, um ihm Friedensgedanken einzuhauchen, auch nur den hundertsten Theil jener Empfindungen eingeben können, welche mich jeden Morgen für die Menschen in diesem Paradiese durchströmen."

Unser Gespräch drehte sich um die Tagesereignisse und ließ uns gänzlich uns selbst vergessen, bis wir endlich durch den Zuruf der Wirthin, daß unser Chef bereits mit dem Mittagsmahle unserer harre, aus diesem Genusse geweckt wurden. Herr v. Goethe richtete noch folgende Worte an uns: „Ich erlaube mir noch vor dem Abschiede einen Wunsch zu äußern: mein Herzog erwartet mich nach vollendeter Badecur an demselben Orte, wohin Sie jetzt so eilig ziehen. Sie werden gewiß dort länger verweilen und ich Sie somit noch daselbst finden, da auch ich in vierzehn Tagen in Dresden sein will. Ich werde versuchen, Ihnen dort

Ihren freundlichen Besuch zurückzugeben und Ihnen, wenn Ihre Geschäfte es gestatten und ich Ihnen in dieser Stadt der schönen Künste, die Sie, wie Sie sagen, noch nicht kennen, vielleicht zur Besichtigung von Galerien und Kunstsammlungen behülflich sein könnte, mit besonderem Vergnügen zu Diensten stehen."

Seinen gütigen Antrag annehmend, dankten wir gerührt dem mir in so kurzer Zeit werth gewordenen Manne für das Interesse, welches er uns bezeugte, und schieden von ihm voll von dem Eindrucke seines hohen Geistes, seiner imponirenden Persönlichkeit und seines ebenso tiefen als edlen Gemüths.

1510.

1813, Mitte August.

Mit Frh. v. Heß.

Die vierzehn Tage bis zu Goethes Ankunft in Dresden waren vergangen und Herzog Karl August während dem angekommen; auch wir erhielten Goethes Karte (mit darauf verzeichneter Wohnung, weil er uns leider nicht fand), wonach ich mich Tags darauf denn auch allsogleich in freier Stunde hinverfügte.

Das Getreibe und Kriegsgetümmel der Stadt hatte in dem edlen Dichter, wie er mir sagte, das Bedürfniß erweckt, sich im Contraste mit selbem noch mehr in den

freiesten Kunstanschauungen zu bewegen. So wurde sein früheres Wort bald zur That, und er schlug mir vor, zuerst die Galerie, dann die Museen und endlich das Japanische Palais zu besehen, wo er mir dann alles erklären und deutlich machen wolle, was dem minder Eingeweihten ohne höhere Führung nicht sogleich verständlich sein könne, und, gütig wie er war, hielt er getreulich das gegebene Versprechen. Leider waren es jedoch die damaligen Geschäftsarbeiten bei Tag und Nacht in Dresden und die darauf folgenden langen Kriegsjahre, welche mich verhinderten, noch mit frischerem Gedächtnisse all das Interessante und Gediegene, all die Goldkörner mehr en détail aufzuzeichnen, welche aus dem Munde dieses unvergleichlichen Kenners und Schätzers alter und neuer Kunst flossen. Er durchschaute mit Adlerblicken tief den Kern jedes Kunstwerkes und offen und klar lagen vor ihm die Anschauung wie der Schaffungsproceß eines Raphael, Correggio, Tizian, Michel Angelo und wie sie nun alle heißen die Heroen der Kunst, als ihre Bildungen vor uns standen.

Alle erklärte er mit einer Güte, einer Langmuth, die mir noch jetzt unvergeßlich sind, und deren Klarheit es gerade war, die den Gedanken in mir aufkommen ließ, daß man so Natürliches, so Wahres nicht aufzuschreiben bedürfe, da es ja dem Sinne nicht mehr entgehen könne. Durch *seinen* Blick wurde mir jede Wesenheit dergestalt entschleiert, daß zuletzt sein Ge-

danke sich zu dem meinigen, in dieser Fülle des Richtigen und Wahren einmal großgezogen, bis auf den heutigen Tag nicht anders mehr denken konnte, als es mir Goethe in wenigen Augenblicken gezeigt, bewiesen, bis zur Evidenz faßlich gemacht hatte. Instinctartig hatte wohl die Natur schon früher etwas in mich gelegt, nun wurde aber das jahrelange stille Denken zur plötzlichen Erkenntniß, die, wie das Gestirn des Mondes bei stiller Nacht, meinen bisher dämmernden Gedanken bei der Leuchte des freundlich unermüdlichen Meisters aufging.

So hatte ich z. B. bei der Madonna des h. Sixtus von Raphael, die ich schon früher aus Kupferstichen und Copien kannte, stets den weltenumfassenden Blick des Kindes und das tiefsinnige jungfräuliche Antlitz und Wesen der Mutter dieses göttlichen Kindes angestaunt; Goethe machte nun mit wenigen Worten meinen früheren Empfindungen Luft, indem er, vor das Bild mit mir hintretend, sagte: „Sehen Sie hier mit den größten Meisterzügen der Welt Kind und Gott und Mutter und Jungfrau zugleich in göttlicher Verklärung dargestellt. Das Bild allein ist eine Welt, eine ganze volle Künstlerwelt und müßte seinen Schöpfer, hätte er auch nichts als dies gemalt, allein unsterblich machen."

Bei der Magdalena von Correggio entwickelte er den Gedanken der himmlischen Ruhe der Büßenden bei er vollendetsten irdischen Schönheit, deutete bei der

Geburtsnacht Christi auch den besondern Sinn der Beleuchtung der Welt durch Christus allein, von dem alles Licht ausgeht und sich so weiter verbreitet.

Bei den Bildern von Carlo Dolce bemerkte er den zarten, manchmal bis zu einer zu großen Weichheit gehenden Charakter derselben; ebenso deutete er bei Tizian auf jenen der veredeltsten Wahrheit in Composition wie Farbe auf die Blaufärbung der venetianischen Schule, auf die Derbheit und die grellen Lichter der Rubens'schen, auf die Bevorzugung des Stilllebens der niederländischen und holländischen — erklärlich durch ihr abgeschlossenes Volksleben — auf die höhere Bedeutung der niederrheinischen und altdeutschen Schule, die, mit Ausnahme der richtigeren Menschenformen, den italienischen Musterschulen am nächsten stehen. — Endlich betonte er mit Nachdruck Albrecht Dürer's Meisterschaft, Leonardo da Vinci's Musterschule, und zuletzt als Gipfel alles Großartigen und Genialen, Michel Angelo's unerreichbare Schöpfungen, ebenso unerreichbar wie jene Raphael's in allem rein Menschlichen und kunstgemäß Vollendeten. Dies alles nun, entwickelt während der eigenen Anschauung jedes einzelnen dieser Meistergebilde, prägte sich dem gelehrig Horchenden tief in's Gedächtniß ein, und diese Worte, ohnehin so verwandt seinem früheren Denken und Fühlen, blieben ihm ein Leitstern für alle späteren Kunstanschauungen in Italien, Frankreich und

Deutschland durch volle fünfzig Jahre seines darauf folgenden vielbewegten Lebens.

Nach der vollständigen Besichtigung der ganzen Galerie vermehrten die immer größer werdenden politischen Verhältnisse meine Geschäfte in so bedeutendem Maße, daß meine freie Zeit immer geringer wurde und der gemeinschaftliche Besuch der Museen unterbleiben mußte; nur auf den Japanischen Palast beschränkte sich unsere letzte Wanderung, und das schon in den letzten, gar sehr bewegten Tagen meines Dresdener Aufenthalts.

Allein dennoch besahen wir noch durch drei Stunden diese höchst interessante königliche [Porzellan-]Sammlung. Goethes Bemerkungen und Vergleiche über die Geschmacksbildung, die Formen und Malerei aller außereuropäischen Kunstwerke gegenüber der europäischen sowie insbesondere der japanischen, deren Producte wir hier bewunderten, waren auch in diesem Fache von gleicher Originalität und Gediegenheit. Ganz richtig entwickelte er ihre Kunstrichtung und Fortschritte aus der eigenthümlichen Lebensweise und dem geschichtlichen Gange jedes Volkes oder Stammes sowie der Naturproducte, womit jedes Land besonders gesegnet war. Die meisten verfolgte er nun stufenweise, einige von Jahrhundert zu Jahrhundert, zeigte hierauf die in jedem derselben entstandenen Erzeugnisse und Meisterstücke, wie sie sich in den einzelnen Kästen gruppirten, und so erhielt ich in wenigen Stunden eine Übersicht

des Kulturganges dieser Völker, die sich in den vor uns liegenden Gebilden Schritt für Schritt nachwies und ihren Ursprung wie ihre Reihenfolge bekundete. Geschlossen wurden diese Vorträge mit der Vergleichung der obigen Producte mit jenen von altsächsischen und neufränkischen Porzellanen, und noch jetzt kann ich Sammlungen dieser Art, ja, keinen einzelnen Gegenstand derselben besehen, ohne überall den Maßstab und die Anschauungsweise, die mir Goethe gelehrt, in großen, alle Zeiträume einer Kunst überschauenden Zügen anzuwenden.

Als wir uns vom Ausgangssaale des Palastes der großen Treppe zuwandten und dieselbe langsam hinabstiegen, um uns nicht zu schnell zu trennen, da wir unten allsogleich verschiedne Wege einschlagen mußten — ich, den vor der Neustadt ausgebreiteten französischen Lagern zu, während Goethe nach der Altstadt in seine Wohnung ging, da sprach er noch folgende freundliche Worte: „Und nun ich Ihnen alles gezeigt habe, was Ihnen und mir die drängende Zeit zuließ, lassen Sie mich meine Freude ausdrücken, in Ihnen einen so warmen Kunstfreund gefunden zu haben und Ihnen auch meinerseits, wie ich sehe, nützlich geworden zu sein. Gewähren Sie mir dagegen freundlichst eine Bitte: Sie sind des Tages und, wie Sie mir sagen, auch ganze Nächte über mit Arbeit überhäuft, unser Wiedersehen allhier ist daher ungewiß; auch könnten Sie wohl, wie ich aus allem wahrnehme, unvermuthet, ja,

plötzlich vielleicht abreisen müssen. Wenn nun so das Ungeheure geschähe, das Unvermeidliche herannahen würde, was auch meinen Herzog und mich von hier wegtreiben müßte, wollen Sie mir dann und wäre es auch nur mehr durch eine Karte, deren Sinn ich verstehen würde — ein verständliches Zeichen zu unserem Aufbruche geben?"

Gerne sagte ich dies dem edlen verehrten Manne zu und wahrlich! es war die höchste Zeit; denn schon drei Tage später mußte ich ihm die Karte senden, während ich selbst am vierten schon über alle Berge war, der böhmischen Grenze und somit dem wieder ausbrechenden Kriege zueilend.

1511.

1813.

Mit Ferdinand Gotthelf Hand.

Als ich zu der Zeit, die ich in Weimar zubrachte, einmal mit Goethe zusammentraf und ihm auf Frage nach meinen Studien erzählte, daß ich mich damit beschäftige, die Gedichte des Statius durchzugehen, gestand er lächelnd, daß er diesen Dichter noch nicht kenne, daß aber diese Unwissenheit kaum entschuldbar sei. Damit indessen kein Winkel der schönen Künste ihm verborgen bleibe, ließ er das Buch sofort aus der Bibliothek holen. Bald darauf berief er mich zu sich und sagte: „Dieser Statius ist ein Dichter, der großes

Lob verdient und unsers fleißigen Studiums werth ist. Was von einem gewissen Überfluß an Geist herrührt, stört mich nicht, aber ich bewundere an ihm die Kunst, mit der es dem besten Dichter zusteht, sinnfällige Dinge aufzufassen und genau wiederzugeben. Sehen Sie, wie sorgfältig er das Pferd Domitians beschreibt, wie genau er die Bildsäule des Hercules schildert, wie richtig er die Lage der Landhäuser, den Schmuck der Bäder angiebt! Alle Dinge, die er mit Worten beschreibt, scheinen uns vor die Augen geführt zu werden; so groß ist seine Kunst, Bilder aufzufassen und darzustellen."

1512.

1813, gegen Ende October.

Mit Freiherrn v. Heß.

Noch einmal sah ich ihn [Goethe] im Leben wieder: es war nach der Leipziger Schlacht in Weimar, wo ich mit den, die französische Reiterei verjagenden Österreichern und Kosaken eindrang und ihm dann die früheren Ereignisse und den Gang dieser Riesenschlacht erzählen mußte. Freundlich lud er mich dann auf den folgenden Tag zu Tische ein, allein ein Abmarsch noch in dieser Nacht riß mich unvermuthet und ohne Abschied nehmen zu können von ihm und Weimar weg.

Nach seinem Wunsche schrieb ich ihm noch einmal während des Krieges aus Großgerau im Rheinthale

von dem Abmarsche des Bubna'schen Corps in die Schweiz und noch ein zweites Mal aus Chambéry nach geschlossenem Frieden.

1513.

1813, zwischen 5. und 21. December.

Mit Rochlitz.

(Als 595 c.)

Goethes ‚Leben III' ist, wie er sagte, nur darum nicht längst ausgegeben, weil Frommann den Druck nicht fördern konnte und Cotta, da er das Buch nur erst zu Ostern verrechnen kann, wahrscheinlich jenen nicht genug trieb. Nun ist aber der Band fast ausgedruckt; zu lesen gab er mir ihn nicht, weil ich dazu zuhause mehr Zeit habe und er auf den Totaleindruck rechne. Aber was vornämlich darin stehe, hat er mir nicht gesagt, und nach diesem möchte wohl der dritte Band soweit über den zweiten stehen, als dieser über den ersten — an allgemeinem Interesse nämlich.

1514.

1813, gegen Mitte December.

Mit einem preußischen Artillerieoffizier.*)

a.

1813, wo ich den ganzen Abend in seinem [Goethes] Hause blieb, mußte ich ihm sehr viel von den Kriegen in Rußland, Deutschland und Frankreich erzählen, und

*) [Vergl. Nr. 1453, 1454 und 1490.]

er erkundigte sich dabei auf das Genaueste nach vielen einzelnen Begebenheiten und besonders auch nach verschiedenen Persönlichkeiten in unserem preußischen Heere, die er früher gekannt hatte. Ganz merkwürdig war mir dabei sein seltenes Gedächtniß, womit er sich noch oft selbst der unbedeutendsten Kleinigkeiten aus der Campagne von 1792 und der Namen von Hunderten von Offizieren und anderen Persönlichkeiten, mit denen er damals in Berührung gekommen war, zu erinnern wußte. So hatte ich damals z. B. einen Kanonier Namens Muhsmann, so einen rechten Pommer, grob, etwas faul und ungemein freßlustig, aber auch treu, zuverlässig, muthig und von großer Körperkraft, zum Burschen gehabt. Dieser hatte Goethe oft ganze Strecken huckepack getragen, wenn letzterer zum Herzog von Weimar oder anderen hohen Herrschaften befohlen war und in den Dörfern in Frankreich die Wege so furchtbar schmutzig waren, daß man sie gar nicht zu Fuß passiren konnte, ohne sich auf das Ärgste zu beschmutzen. Goethe erinnerte sich dieses Umstandes noch mit vielem Vergnügen und frug mich, wo dieser starke Kanonier Muhsmann, auf dessen Schultern er damals so oft geritten hätte, jetzt sei. Als ich ihm sagte, daß derselbe sich 1806 bei Lübeck sehr ausgezeichnet, dabei aber ein Bein verloren habe, und jetzt, soviel ich wisse, in ärmlichen Verhältnissen als Nachtwächter in Belgard lebe, trug er mir, wenn ich ihn sehen sollte, viele Grüße an ihn auf und gab mir dann auch einen doppelten Friedrichsd'or,

um ihm diesen in seinem Namen zu schenken oder ihn, wenn er etwa inzwischen schon gestorben, seiner hinterlassenen Familie einzuhändigen. Der alte Muhsmann lebte noch, als ich im Winter von 1814—1815 nach Belgard kam und freute sich über dies Geschenk von Goethe sehr.

b.

In Weimar, wo ich einen Rasttag hielt, machte ich meinem alten früheren Kriegskameraden und Gönner, dem Geheimrath v. Goethe, einen Besuch. Er war wie immer gegen mich höchst freundlich und lud mich auch zu Tische ein, wo wir dann bei einer Flasche gutem alten Rheinwein einpaar Stunden ganz vergnüglich verplauderten und uns der Zeiten in dem Feldzug von 1792 und bei der Belagerung von Mainz wieder erinnerten. Was mir aber, offen gestanden, jetzt an Goethe gar nicht recht gefallen wollte, war seine geringe patriotische Freude über unsere letzten glänzenden Siege und die Vertreibung Napoleon's aus Deutschland. Er verhielt sich auffallend kühl und kritisirend dagegen und pries sogar die vielen glänzenden Eigenschaften des Kaisers Napoleon auf eine sehr beredte Weise. Um mich mit einem so berühmten Dichter und Gelehrten, wie Goethe ist, in eine Disputation einzulassen, besaß ich natürlich lange nicht Redegewandtheit genug, und so konnte ich ihm nur erwiedern, daß wir preußische Soldaten glücklicherweise eine ganz andere

Gesinnung hegten, Napoleon als den Unterdrücker unseres Vaterlandes haßten und freudig unser Blut vergießen wollten, um ihn für immer in Deutschland unschädlich zu machen.

1515.

1813, Ende und 1814 bis Mai.

Mit Arthur Schopenhauer.

a.

Goethe erzählte mir neulich, er habe am Hofe der Herzogin Amalie viele seiner damals soeben geschriebenen Stücke von den Hofleuten aufführen lassen, ohne daß irgend Einer mehr als seine eigene Rolle gekannt hätte, und das Stück in seinem Zusammenhang allen unbekannt und daher bei der Aufführung auch den Spielenden neu war. — Ist unser Leben etwas Anderes als eine solche Komödie? Der Philosoph ist einer, der willig den Statisten macht, um desto besser auf den Zusammerhang achten zu können.

b.

Ich sagte einmal zu Goethen, indem ich über die Täuschungen und Nichtigkeiten des Lebens klagte: ‚Der gegenwärtige Freund ist ja der abwesende nicht mehr.‘ Darauf er antwortete: „Ja, weil der Abwesende Sie selbst sind und er nur in Ihrem Kopfe geschaffen ist; statt daß der Gegenwärtige seine eigene Individualität

hat und sich nach seinen eigenen Gesetzen bewegt, die mit dem, was Sie sich eben denken, nicht allemal übereinstimmen können."

c.

Jetzt, nach 21 Jahren, verstehe ich was Goethe mir 1814 sagte, in Berka, wo ich ihn beim Buch der Stael de l'Allemagne gefunden hatte und nun im Gespräch darüber äußerte, sie mache eine übertriebene Schilderung von der Ehrlichkeit der Deutschen, wodurch Ausländer irre geleitet werden könnten. Er lachte und sagte: „Ja freilich, die werden den Koffer nicht anketten, und da wird er abgeschnitten." Dann aber setzte er ernst hinzu: „Aber wenn man die Unredlichkeit der Deutschen in ihrer ganzen Größe kennen lernen will, muß man sich mit der deutschen Litteratur bekannt machen."

d.

Von bemerkenswerthen Äußerungen Goethes zu Schopenhauer führe ich noch an, daß Goethe einst zu ihm gesagt: so oft er einpaar Seiten im Jean Paul lese, überkomme ihn ein Ekel und er müsse das Buch weglegen.

e.

In Maclaurin's ‚An account of Sir Isaac Newton's philosophical discoveries. 2d edition. London 1750 hat Schopenhauer Randbemerkungen gemacht. Zu der Stelle S. 257: Thus

Sir Is. Newton saw . . . and that the moon was only a greater projectile that received its motion, in the beginning of things, from the Almighty Author of the universe, worin Sch. die herausgehobenen Worte unterstrichen hat, bemerkte er:

A kick, said Goethe to me 1814.

Dann S. 313 zu einer ähnlichen Stelle, in der The Creator von Sch. unterstrichen ist:

A kick! S. 257.

1516.

1814, Ende Juni oder Anfang Juli.

Über Sibbern.

Goethe ist es, der Ihrer sehr freundlich gegen Zelter gedacht.

1517.

1814.

Mit Therese Hankel, später verehelichte Hetschel.

Meine [Lothar Hetschel's] sel. Mutter, Therese geb. Hankel aus Buttstädt bei Weimar, befand sich als 16jähriges Mädchen als Kammerjungfer in den Diensten der Frau v. Stein und hatte die Obliegenheit, den Briefwechsel Letzterer mit Herrn von Goethe persönlich zu vermitteln und bei den intimen Theeabenden, welche bei Frau v. Stein stattfanden, zu serviren. An solchen Abenden, wo Großherzog Karl August und alle damaligen hervorragenden Männer Weimars zugegen waren, las Goethe oft seine Manuscripte vor. Als er einst — es war

im Jahre 1814 — Fragmente aus Wilhelm Meisters Wanderjahren vorlas und den Namen „Lothar" aussprach, lächelte meine Mutter. Goethe bemerkte dieses, winkte Therese zu sich heran und frug sie, worüber sie gelacht habe. ‚Über den sonderbaren Namen, Herr von Goethe,' antwortete meine Mutter. Er winkte sie zu sich heran, nahm ihre Hand und sagte ihr: „versprechen Sie mir vor dieser illustren Gesellschaft, daß, wenn Sie einmal heirathen und — ‚o ich werde nie heirathen,' unterbrach meine Mutter — „Sie werden," sagte hierauf Goethe, „Ihrem Schicksal schon verfallen! und wenn Sie dann der Himmel mit einem Knaben segnet, daß dieser Knabe „Lothar" heißen soll. Merken Sie es sich, daß dieses ein schöner deutscher Name ist!"

1518.

Zwischen 1812 bis mit 1815.

Weihnachtsfeier bei Georg Wilhelm Lorsbach.

In Deutschland herrscht die Sitte, daß am Weihnachtsabend die Eltern den Kindern einen mit Bändern, Kerzen, Obst geschmückten Baum bescheeren. Einst war auch Goethe am Weihnachtsabend zu dieser Familienfeier bei Professor Lorsbach geladen, welcher eine einzige, schon erwachsene Tochter hatte und für diese im Nebenzimmer einen solchen schönen Weihnachtsbaum mit Äpfeln und andern Geschenken vorbereitet hielt. In einem andern Zimmer wurde indessen musicirt, gesungen, Karten gespielt, mit Goethe gesprochen, aber dabei stahlen sich

zwei schelmische Kumpane durch eine andere Thüre in das verschlossene Nebenzimmer, beraubten den Baum aller seiner Äpfel und Nüsse, und kehrten, als wäre nichts geschehen, in die Gesellschaft zurück. Schlag 7 kam der Vater, die Tochter an seiner Seite führend, öffnete die Thür und lud die Gesellschaft zum Eintreten in jenes Zimmer mit dem Weihnachtsbaum ein. Wie stutzten und erstarrten alle, da der Baum kahl und leer mitten im Zimmer stand. Goethe blieb vor dem Baume mit auf der Brust verschränkten Händen sinnend stehen, und die ganze Gesellschaft wurde still und wartete, was Goethe dazu sagen würde. Der aber öffnete die Lippen und rief mit scherzhaft pathetischer Stimme:

Eva, verziehen sei dir! es haben ja Söhne der Weisheit
Rein geplündert den Baum, welchen der Vater gepflanzt."

Freudiges Händeklatschen, Lachen und Scherze ertönten allseits bei diesen witzigen Versen und verschönerten den ganzen Abend bis in die späte Nacht.

1519.

1815, 24. (?) Mai.

Mit Gustav Schwab, Eduard Müller und . . . Lempp.

a.

Mit guten Empfehlungsschreiben versehen eilten sie zu Goethe. Er empfing sie freundlich; ganz in schwarz

gekleidet, stand der schöne Greis nahe an der Schwelle, erkundigte sich nach ihrem Reiseplan, hieß sie sitzen und setzte sich so vertraulich zu ihnen, daß bald alle Scheue verschwand und sie ihm getrost in die dunkelglühenden Augen unter der sparsam weißgelockten Stirn blickten. Er sprach mit ihnen über das Reisen, über Deutschland und über das Theater. Er war selbst im Begriff eine Reise anzutreten, lud aber die jungen Männer ein, wenn der Rückweg sie wieder über Weimar führen sollte, ihn zu besuchen.

b.

In Weimar war es sein [Schwab's] erstes, Goethe zu besuchen und er konnte es nicht wohl ablehnen, auch seine Reisebegleiter zu ihm mitzunehmen. Goethe empfing sie sehr freundlich, bedauerte aber, daß er ihnen nichts Angenehmes erweisen könne, da er im Begriff sei, eine Reise anzutreten; er lud sie aber ein, wenn sie wieder nach Weimar kämen, miteinander oder jeder einzeln, ihn gewiß nicht zu umgehen.

1520.

1815, November (?).

Mit Friedrich August Koethe.

Es scheint alles [bei den Vorbereitungen zu den „Zeitgenossen"] vortrefflich zu gehen. Sie [Brockhaus] sehen aus den Beilagen, daß ich fast nirgends ohne Erfolg eingeladen habe. Und tüchtige Männer sind

dafür gewonnen. Knebel liefert auch eine Selbstbiographie, zu der ich mit Goethe vereint ihn bewogen habe. Und selbst Goethe hat mir seine eifrigste Theilnahme fast unaufgefordert zugesagt und mich auf's freundlichste eingeladen, mich in dem Fall, daß ich seiner bedarf, seines Raths, seiner Unterstützung, an ihn zu wenden und seiner größten Bereitwilligkeit versichert zu sein. Es ist sonst nicht seine Art, sehr zuvorkommend zu sein, aber sein besonderes Wohlwollen ehrt mich umsomehr. So hoffe ich, nun auch von ihm noch etwas zu den ‚Zeitgenossen‘ zu erhalten, und rechne besonders auf eine einleitende Darstellung des französischen Theaters, wenn nur erst Beiträge dazu eingegangen sind.

Ich bemerke gleich, daß Goethe für den Fall, daß sein Bild noch den ersten Band zieren soll, (er meinte: „Ei, ei! In so vornehmer Gesellschaft!“) sehr empfohlen hat, ein kleines Bild, das im vorigen Jahr der Maler Rabe (in Berlin) in seinem Hause gemalt, zu dem Kupfer zu nehmen.

1521.

1817, April.

Mit Joseph Green Cogswell.

Instead of the proud repelling giant for whom he was prepared he found a kind, benignant man who received the young foreigner with natural and

unaffected heartiness. With a fine tact Goethe soon turned the conversation upon America and its hopes and promises, and astonished Cogswell through his minute knowledge of the physical and moral conditions of the country and its people. He spoke of Boston and its situation, of the productions of the American soil, of the large scale of its crystallizations as compared with those of other continents, and of the future of American literature. And during this whole conversation, says Cogswell, he made ‚juster and more rational observations than I ever heard from any man in Europe.'

1522.

1817, October.

Mit Johann Kollár und ... Mazarí.

Kaum hatte ich mich in Jena eingewohnt und umgesehen [er kam dort am 8. October 1817 an], so war es meine erste Sorge, nicht bloß die Professoren, sondern auch die übrigen dort lebenden großen Männer, oder wenigstens ihre Denkmäler und die Häuser, die sie bewohnt, kennen zu lernen. Der Zufall fügte es nun, daß Herr W. Goethe unweit von uns wohnte, ihm galt also mein erster Besuch. Ich war dort das erstemal mit Mazari, dann öfter allein. Das erstemal ließ er uns im Vorzimmer ein wenig warten, bis er, wie es hieß, Toilette gemacht hätte. Dann trat dieser

deutsche Jupiter mit würdevoller Höflichkeit, und gemessenen Schritten und Worten vor uns. Auch Herr Goethe war der Meinung, daß in Ungarn bloß Magyaren wohnen, weshalb er auch uns für Magyaren hielt. Als ich aber dagegen protestirte: ‚Mein Herr, ich bin ein Slovake, oder wenn Sie wollen, ein Slave, und mein Gefährte hier ist ein Halbmagyare und Halbdeutscher,‘ lachte Herr Goethe über diesen meinen Freimuth laut auf, worauf er, zu mir gewendet, mich vertraulich bat, ihm einige slovakische Volkslieder zu verschaffen und zu übersetzen, da er viel von ihrem Reichthum und Schönheit gehört hatte. Um magyarische hätte er schon oft gebeten und geschrieben, hätte aber bisher noch keine bekommen können. „Ich höre, die Magyaren sollen ebenso sanglos sein, wie unser deutsches Volk.“ So trennten wir uns.

1523.

1817, November (?).

Mit Kollár u. a.

Nach Monatsfrist etwa begegnete ich Herrn Goethe im fürstlichen Garten auf der Promenade, und sogleich auf mich zuschreitend, schalt er mich: „Was machen die slovakischen Gesänge?“ Ich entschuldigte mich mit dem Mangel an Zeit zu Beginn des Semesters, und versprach, wie ich es auch hielt, sie nach Verminderung der aufgelaufenen Arbeiten zu liefern. Einige von

ihnen, von ihm metrisch bearbeitet, erschienen in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift.

Bei dem zweiten und den folgenden Besuchen legte Goethe den Minister und den Hofmann schon ganz ab, und schien eher Patriarch und Vater zu sein. Goethe hatte die Gewohnheit, fast täglich, in einem mit zwei Schimmeln bespannten Wagen um Jena herum zu fahren, und dabei mit seinem Kutscher, als wäre es sein vertrautester Freund, laut zu sprechen, oder zu zanken. Unser Freund, Herr Samuel Ferjenčik, ein ausgezeichneter Sänger und Guitarrespieler, verkehrte noch viel häufiger und intimer mit Goethe, weil er seine Balladen und Romanzen, Erlkönig, Der Sänger, Fischer, vortrefflich zu singen verstand.

1524.

Um 1817 (?).

Mit Ulrike von Pogwisch.

Ach, er war so gut, so engelsgut; wir nannten ihn immer den ‚Vatter‘, das mochte er gern. O, das war eine Ehrfurcht, wenn der Vatter kam, und wenn er uns anredete, dann waren wir schon glücklich. Ja, Sie hätten nur sehen sollen, was für ein schöner, majestätischer Mann er war. Ich war noch ein kleines dummes Ding, wußte wohl, daß er ein berühmter Mann war, der Verse machte, aber lesen that ich sie nicht. Und weil ich damals seine Größe noch nicht

zu schätzen verstand, war ich ihm viel dreister, als die andern Hausgenossen. Nun mochte er es gern, daß eine von uns jungen Mädchen, deren mehrere im Hause waren, in seinem Zimmer verweilte, wenn er arbeitete, doch durfte diese keine Handarbeit vornehmen. Auch wurde nur selten gesprochen; er mochte uns nur gern so um sich haben. Das war mir aber zu langweilig, und so nahm ich meine Arbeit mit. Nun gab's gleich ein Gezwitscher: ‚Die Ulrike ist zum Vatter gegangen mit Handarbeit.' Ich kehrte mich nicht daran, und als es dem Vatter gesagt wurde, wie ungehorsam ich sei, lächelte er so ein ganz wenig — er konnte oft so ein ganz wenig lächeln und es war dann in seinem Gesicht wie heller, warmer Sonnenschein — und sagte: „Beunruhigt nur die Kleine nicht! Sie darf es."

1525.

1818, 27. August.

Mit Wilhelm Rehbein.

Sein Leibarzt war der sehr beliebte Hofmedicus Rehbein. Drastisch in seinen scharfsinnigen Verordnungen war er es auch in keckem Witz, und Goethe schenkte ihm großes Vertrauen, seine besondere Gunst, nahm ihn sogar mit in's Bad. ‚Eines Morgens' — so erzählte mir der Doctor — ‚mach' ich meinen gewöhnlichen Besuch und finde ihn bei sehr guter Laune; ein Flasche Wein stand neben ihm, aus dem Mutter-

fäßchen eines seiner Verehrer. Die Blume hatte offenbar auf seinen Geist gewirkt: alles deutete darauf hin und auf seinen Geburtstag, der doch nicht war; er nöthigte mich sogar auf seine Gesundheit zu trinken. Ich stand und wußte gar nicht, wie ich mir das erklären sollte. Ich versah mich irgend eines spaßigen Einfalls, wie er dergleichen oft zum besten gab. Endlich merkt' ich, wo es hinaus wollte: er hatte sich, drollig genug, selbst mystificirt. Da platzt' ich los: ‚Aber Excellenz, Ihr Geburtstag ist ja heute nicht!' — „Was?" ruft Goethe: „Mein Geburtstag wäre nicht?" — ‚Heute nicht!' versicherte ich ihm. — „Laßt doch einmal sehen!" sagte er und schritt ganz gravitätisch auf den Kalender zu, legte ihn dann still hin und kam ernst zurück: „Nun, da sehe mir einmal einer! Da hab' ich mich heute umsonst — betrunken." — ‚Praenumerando!' rief ich und mußte gerade heraus lachen.

Das Kraftwort, das der Großartige statt „betrunken" dabei gebraucht haben soll, will ich auf Rechnung des rundsummigen Erzählers setzen.

1526.

1818, 6. December.

Mit Peter Oluf Bröndsted.

Am 6. December besuchte ich Goethe. Er war ein paar Stunden zuvor aus Berka angelangt. Wie es mich freute den alten Adler wieder zu sehen! Er

brummt noch wie gewöhnlich, ist um 12 Jahre älter geworden, jetzt beinahe 70 Jahre alt, aber er ist nicht minder kräftig. Er dankte mir vielmals für die Aufmerksamkeit ihn in Weimar besuchen zu wollen, ehe ich nach Italien ginge, sprach mit mir von meiner griechischen Reise, von den phigaleischen Basreliefs rc. Diese bewundert Goethe höchlich. Ich brachte die Rede auf seine neue Dichtung in persischem Gewande (worüber Riemer mir erzählt hatte). Er äußerte, daß es ihm eine Erquickung gewesen sei, sich so in etwas ganz Neues hineinzusetzen; daß Professor Kosegarten in Jena ihm dazu geholfen hatte u. s. w. Ich fragte ihn auch über die Festivität am Hofe, die Goethe vorbereitet. Er sagte*): „Ja nun, man bestrebt sich, wie billig, den hohen Herrschaften als wie zum geringen Ersatz für alle Gnade und Güte zu irgend einem gefälligen Genusse zu verhelfen." In dieser Maskerade werden unter Anderem die hervorragendsten Goetheschen und Schillerschen Dramen personifizirt auftreten und jeder eine Huldigungsrede an die hohen Personen halten, unter deren Auspizien sie entstanden. Goethe bat mich morgen um 11 Uhr wieder zu kommen.

*) Im Original deutsch citirt.

1527.

1818, 7. December.

Mit Bröndsted und . . . Lunzi.

Montag Vormittag, den 7. December, war ich wieder, mit Lunzi*), bei Goethe. Der edle Greis empfing uns äußerst freundlich. Wie ward ich überrascht, als ich in seinen Salon eintrat und eine sehr hübsche Zeichnung von einer großen Gruppe aus dem Fries des Tempels zu Phigalia auf dem Klaviere aufgestellt fand. Dieses gab Veranlassung zu einem Gespräche über den phigaleischen Fries. Ich erzählte ihm, was er bisher nicht recht wußte, daß diese Marmore die inwendige Verzierung der Tempelzelle waren, auch wie sie gefunden worden, über die Ausgrabung, unseren höchst interessanten Aufenthalt daselbst ꝛc. Goethe sagte einzelne schöne und sehr treffende Bemerkungen wegen der herrlichen Gruppe, die uns gegenüber stand, z. B.: „daß jedes Kunstwerk dieser wunderbaren Nation nicht allein oder für sich isolirt betrachtet werden muß, sondern in Verbindung mit der ganzen Existenz der Hellenen, als ein Glied des wunderbaren Kunstlebens, das nur diese Nation lebte: nur in dieser Weise gelangen wir zu einer wahren, objectiven und geschichtlichen Werthschätzung und Beurtheilung des Werkes. In der uns fast unbegreiflichen Kunstfülle, darin die Griechen lebten,

*) Junger Grieche, der in Dänemark einige Jahre gelebt hatte.

liegt der Grund so mancher Zurücksetzung dessen, was wir, nach unserer beschränkten Schulnorm (wonach die Erzeugnisse unserer eigenen Zeit gewöhnlich angeschaut werden), als wichtig und wesentlich ansehen. Daß der Hellene z. B. oft einen Arm oder ein Bein kürzer oder länger machte als es die Correctheit der Zeichnung zu gestatten scheint, läßt sich gar nicht läugnen, sogar in höchst vorzüglichen antiken Compositionen, aber so Etwas ging ihm nicht an, wenn die Verhältnisse und das Local solches deckten. Bisweilen werden wir sogar finden, daß diese Bedingungen eine solche Unregelmäßigkeit forderten, und daß das Ensemble und der Totaleindruck, das stete und wichtigste Augenmerk des Griechen, dadurch gewann." — Ich hatte gute Abdrücke meiner wenigen mitgebrachten antiken Gemmen mit zu ihm genommen. Diese freuten ihn sehr. Er seinerseits zeigte mir eine Menge schöner Abdrücke von merkwürdigen Intaglios. Einige waren sehr schön; ich kam aber nicht recht dazu seine Kunstschätze zu genießen, denn er war affairé mit verschiedenen Besuchen rc. wegen der Hofmaskerade. Goethe führte uns in andere Zimmer, wo er seine Bronzefiguren und kleine antike Marmore nebst einer großen Anzahl herrlicher Abgüsse von antiken Marmorwerken hat; hier war es aber außerordentlich kalt, der Mann fror, und ich sah das Ganze nur flüchtig. Ich sprach auch mit Goethe über Oehlenschläger, und ein Gruß von unserem Dichter war ihm sehr willkommen. Es freute ihn zu erfahren, daß

Oehlenschläger bei der Nation geachtet und beliebt ist, wie er es zu sein verdient. Von dem Betragen Baggesen's hatte er nur flüchtig etwas gehört; ich erzählte ihm mehr davon. Er äußerte*): „Ja, das mein' ich wohl, daß er nit was Gutes schafft — der ist mir immer als ein lockerer Geselle vorgekommen.“ Als ich den herrlichen Greis verließ, sagte er**): „Na! Sie haben tapfer und kräftig das phigaleische Abenteuer und viele andere bestanden, so darf ich wohl hoffen, Sie wieder einmal, wenn ich lebe, gesund und wohl und in einer freundlicheren Jahreszeit bei uns zu sehen.“

1528.

1818, gegen Mitte December.

Mit Coudray.

An dem großen Festzuge vom 18. December 1818, welcher bei Anwesenheit der Mutter der Erbgroßherzogin, der Kaiserin Maria Feodorowna, geistige Erzeugnisse der Weimarer Glanzzeit nebst verschiedenen allegorischen Gestalten vorführte, nahm Karl Wilhelm Freiherr v. Fritsch nebst Frau und seinen drei Söhnen Karl, Albert und Georg theil. Die beiden letzteren stellten Elfen vor, und Albert hatte die Verse zu sprechen: ‚Das kleine Volk, das hier vereint ꝛc.‘ Allein es

*) Deutsch in dem Orig. citirt.
**) Ebenso.

wollte mit dem Auswendiglernen nicht recht gehen, was Oberbaudirector Coudray, der den Aufzug einübte, Goethen klagte. „Nun," erwiederte dieser, „wo Licht ist, muß auch Schatten sein."

1529.

1819, 10. Mai.

Mit Cogswell.

Cogswell . . . speaks of his [Goethe's] enthusiastic praises of Byron, and also says that he was ‚not merely gracious, but affectionate and even playful', and that they sat together till midnight and were in great glee.

1530.

1819, Ende August.

Mit Cogswell.

At the end of August Cogswell went for the last time to Weimar to bid farewell to the friend whom he had come to venerate as a father. In order to avoid the public celebration of his seventieth birthday Goethe had gone to Jena, and here he received the young American. He was visibly affected by his visit; he embraced and kissed Cogswell with tears in his eyes, and said: „And will you remember me when you are surrounded by your friends at home? and may I believe that there is a heart

in the new world which cares for me?“ Cogswell had not expected such a warm feeling on Goethe's part, and was deeply moved. ‚It almost broke my heart‘, he writes, ‚to say adieu to him.‘

1531.

Um 1819 (?).

Mit einem Ungenannten, vielleicht F. A. Wolf.*)

a.

[Inhaltsangaben von Gesprächen:] Patriotismus — Sinn dafür — Individualität — doch so sehr deutsch.

Die Ehe — die drei Weiber im ‚Meister‘, welche gar nicht dafür taugen.

b.

„Es war nie meine Art, gegen Institute zu eifern; das schien mir stets Überhebung, und es mag sein, daß ich zu früh höflich wurde. Kurz, es war nicht meine Art; ich habe deshalb immer nur ein entferntes Ende der Stange leise berührt.“

c.

„Sie fragen, ob ich mit ausgebildeter Absicht —? Ich desavouire mich nicht gerne ganz: mit ausgebildeter Absicht? Nein! Ohne sie? Nein! Ich habe nie mehr gewollt, als anregen; wenn der Schriftsteller mehr will,

*) [Der zweite Absatz von g. steht nicht entgegen.]

so kommen die Sachen an die Regierungskanzlei, und er verliert nicht nur die Äpfel, sondern den Korb dazu."

d.

„Die Romantik? Wer sich befähigt und berufen fühlt, der möge das Ungewöhnliche erfinden und ungewöhnlich färben; es wird manchen herausheben aus seinem gedrückten Zustande. Nur verbinde sich nicht die Prätension mit dieser Willkühr! Die freie Kunst darf nie an andere Prätensionen machen. Darin lag das Fehlerhafte der sogenannten Romantiker, besonders Tieck's, der für romantische Possen eine Anstellung bei der Nation haben möchte. Wir sind der Nation gegenüber alle Dilettanten, die kein Entréegeld verlangen dürfen. Dies Unromantische der Romantik hat sie sehr zurückgebracht."

e.

„In Karlsbad hat einmal einer von mir gesagt: ich sei ein gesetzter Dichter; er wollte damit ausdrücken: ich bliebe beim Dichten doch nebenher ein bürgerlich vernünftiger Mann. Der eine hielt das für Lob, der andere für Tadel; ich kann nichts darüber sagen; denn es ist dies eben mein Ich, worüber andern das Urtheil zusteht. Wenn ich für mich nicht recht zu haben dächte, so wäre ich anders, wenigstens ein wenig anders; denn seine Ursprünglichkeit ändert jedermann sehr wenig."

f.

„Ob ich viel auf Änderung ausgegangen sei? Nein! nur auf Bildung. Jede Farbe kann zu einer gefälligen Darstellung gebildet werden; ich bin niemals roth gewesen, wie Lord Byron; mein Colorit von Hause aus war immer sanfterer Art, etwa ein artiges Blau. Ich hätte mich zerstört, wäre mir das Bestreben geworden, durchaus roth zu sein.“

g.

„Ob ich nicht zu weit gegangen sei mit der Art, mich zurückzuziehen, mit der abweisenden Lebensart, was man in einer Art auch Bildung nennen dürfe? Ob ich nicht eben dadurch manches verletzt, oder gar zerstört habe? Das kann wohl sein! Wo es soviel Unzureichendes giebt, wie in dieser Welt, wird nichts ohne Opfer erreicht: man hat nur die Wahl zwischen großen und kleinen. Ich that nur, wie ich konnte, und da ich immer sah, daß die geringsten Erfolge und die größten Nachtheile da entstanden, wo der Mensch sich selbst überbot und verlor, so drängte ich oft gewaltsam alles darauf hin, mich selbst vor dem tausendfachen Zudrange der Welt und deren Anmuthung zu retten. Da ich nun einmal zur ganzen Nation sprach, so hoffte ich dadurch im ganzen mehr zu retten, als wenn ich dem einzelnen stets zuwillen gewesen wäre. Jede Bildung ist ein Gefängniß, an dessen Eisengitter Vorübergehende Ärgerniß nehmen, an dessen Mauern

sie sich stoßen können; der Sichbildende, darin Eingesperrte, stößt sich selbst, aber das Resultat ist eine wirklich gewonnene Freiheit. Bei einem gewissenhaften Schriftsteller der Nation leiden die nächsten Umgebungen am meisten, sie leiden für den etwaigen Gewinn der Nation; man opfert auch hier das Kleinere für das Größere. Ich habe oft den Privatmann beneidet, daß er seinen Umgebungen alle Opfer, alle Hingebungen widmen kann, daß er seine Bildung stündlich zeigen darf; er sieht den Lohn nahe, er wird immer schnell bezahlt, wenn auch nur durch sich selbst. Ich habe die Größe mit Mühe erlernet, die Größe: in weiten National- oder Epochenkreisen das Genüge für meine Wirksamkeit zu suchen, oft in Symptomen zu erkennen, wo der nächste Freund mir die Zurechnung versagt, sie für Eitelkeit ausgegeben hatte.

Allerdings gehören meine Briefe in diesen Gedankenkreis. Wolf hat mir's vorgeworfen, Schiller, daß ich sie karg abspeiste. Wer sich in Briefen hingeben will, — der Glückliche! — der giebt die Sammlung auf, welche dem Nationalschriftsteller nöthig ist. Das Wort an den einzelnen mag erleichtern und schön sein, aber der Nachdruck, wenn es still in uns ausgetragen ist, wie das Kind der Mutter, die Peripherie desselben, die es am öffentlichen Orte gewinnen kann, geht verloren."

h.

Sie werfen mir den Schluß des ‚Meister‘ vor, nennen die Einhüllung in den geheimen Bund und das Dahingehörige wohlfeil und einen Mangel der Lösung im vollen Sonnenscheine. Lieber Freund! Erst haben Sie ein Hochwichtiges darin gefunden, daß eitel Mesalliancen zum Vorschein kommen und die mittlere Welt sich in die höhere eindränge, und nun vermissen Sie für ein solches Buch den vollen Sonnenschein! Ein solcher hätte erschreckend beleidigt; die Seele des Buchs aber ist eine höfliche Andeutung; mehr lag nicht in meinem Charakter und in meiner Fähigkeit, und das Zusammengehn dieser beiden macht allein eine wohlthätige Romanerscheinung. Überbietet man eins oder das andere, so entsteht die Gewaltsamkeit, und der poetische Eindruck wird durch die Entrüstung zerstört, welche dadurch bei einer großen Classe von Lesern hervorgerufen wird. Darin versehen es diese begabten jungen Franzosen, und es überhebt sich ihrer deshalb sogar unser unschöpferischer Pedant. Wünschen darf man zu einem Buche, aber man muß nicht zum Wegwünschen genöthigt sein, aus welchem Wort das Verwünschen entstanden ist. Der Roman soll erscheinen, wie die Landschaft erscheint, ohne Leidenschaft; auch in jener verbergen sich dunkle Partien. Daß man für jenen geheimnißvollen Bund etwas Leichteres, Gefälligeres, oder, wie Sie sich ausdrückten, Natürlicheres

habe erfinden können, glaube ich wohl; es lag eben nichts solches in meiner schaffenden Kraft zur Hand; es bot sich mir jenes, und dem Schöpfer einer so breiten Welt muß man zutrauen, daß er, alle Rücksichten erwägend, passender wählt, als der besuchende Leser. Freilich sieht der Leser oft glücklicher: er ist frei, betrachtet ein Bild unbefangen — aber, Freund! wenn man sich darauf einlassen will, so wird am Ende alle Neigung, aller Muth zum Hervorbringen verleidet. Haben wir eine eigene Welt gemacht, so muß es uns doch auch fürs erste zustehn, die Gesetze darin zu machen; wer soviel anderes über ein Buch weiß, der sollte sich nicht über dem Buch ausgeben, sondern selbst ein anderes schreiben. Die eigensinnig fordernde Kritik hab' ich mir stets vom Leibe gehalten; wer mich nicht mag, dem kann ich nichts geben, mit dem ist es bald ein klares Verhältniß. Wer mich aber durchaus anders will, als ich bin, der versucht es, mich unter freundlichen Worten zu erwürgen; der ist mein schlimmster Feind, weil er spricht, als ob er mein Freund wäre. Und diese weichliche Freundesfeindschaft quält manchen armen Autor bei uns zu Tode. Ein ähnliches Verhältniß ward es zwischen mir und den Herren v. Schlegel sammt deren Kreuzfahrerheere: sie spannen mich ein mit Lob und Litanei, die mir nicht zukamen, und mit freundlicher Bußauflegung, die mir ebenfalls nicht zukam; sie wollten mich mir selbst entwenden. Ich wäre in dieser lobesamen Kritik erstickt, hätte ich

nicht plötzlich beide Arme gebraucht. — Endlich aber, um das Thema zu erledigen, war damals die Zeit der geheimen Bündnisse: alles war darauf gestellt; so gerieth es einem denn auch wohl in den Roman als etwas, was ganz in Herkommen und Ordnung sei."

1532.

1820, 25. August.

Mit Anton Freiherr von Prokesch-Osten.

„Errathen Sie, daß ich von Goethe rede? Nicht hier, sondern schon vorgestern, in Jena, traf ich ihn. Mit ihm durchfuhr ich die Gegend; an seiner Seite besuchte ich die Kabinete und Büchersammlungen; in seinem Garten lebt' ich mit ihm, theilte Mittags und Abends seine ländliche Tafel. Mit kindlicher Heiterkeit zeigte er mir einige Versuche, die auf den dritten Theil der Morphologie Bezug haben; wir sprachen über seine Jugend, seine Schöpfungen, seine Verhältnisse. Bis gegen Mitternacht las er mir aus seinem Diwan, dann schloß er mich in seine Arme, und ich schied.

1533.

1820, Ende September (?).

Mit F. Förster und dessen Gattin.

(Als 758 b.)

Zur Feier des siebzigsten Geburtstages Goethes hatte der Staatsrath Schultz in seinem, in Schön-

hausen bei Berlin gelegenen Landhause die näheren Freunde und Freundinnen des Dichters zu einem festlichen Mittagsmahle versammelt. Reden, Toaste und Gesänge fehlten nicht und meine Frau trug ein von mir gedichtetes Lied, ‚Der Musen und Grazien der Mark Glückwunsch‘, vor.

Als bei einem späteren Besuche in Weimar Goethe meiner Frau Freundliches über ihren Gesang sagte, erwiederte sie ihm, ... daß sie von seiner gütigen Gesinnung, überrascht sei, da sie ja in Berlin zuhaus gehöre, wo die Musen und Grazien der Mark sich aber nicht rühmen könnten, in besonderer Gunst bei ihm zu stehen. Goethe nahm den Scherz wohl auf und erwiederte ihn mit der Versicherung, daß er von seinem Unglauben bekehrt worden sei, seitdem ihm eine der Musen und Grazien in Person, und zwar beides in Einer erschienen sei. Die Zeiten, meinte er, seien längst vorüber, wo Nicolai mit Biester und Gedike als die Alleinherrscher im Reiche des guten Geschmackes in Berlin dominirten. „Aber ich bin ja“ — fiel ihm meine Frau in die Rede — „eine Tochter Gedike's, habe also auch etwas von jener gefährlichen Erbschaft angetreten.“ Goethe, ohne im Geringsten in Verlegenheit gebracht zu sein, entgegnete, ihre beiden Hände fassend und ihr freundlich in die Augen sehend: wie er nicht geglaubt hätte, daß es ihm beschieden sein werde, in seinen alten Tagen noch einmal in die schönste Ausgabe von Gedike's Lesebuch einen, ihn über so

manches Wissenswerthe aufklärenden Blick thun zu dürfen. Gegen mich sich wendend, erinnerte Goethe daran: er habe vom Staatsrath Schultz erfahren, daß ich bei einer ihm zu Ehren auf Schultzes Landhause veranstalteten Festlichkeit ein Gedicht vorgetragen habe: ‚Die neuen Musen und Grazien in der Mark.‘ „„Lassen Sie es doch von Freund Zelter in Musik setzen und singen Sie mir es bei einem nächsten Besuche vor! Er ist den jüngern Musen diese Genugthuung schuldig, da sich die alten dieser Vergünstigung zu erfreuen gehabt.““

Goethe hatte sich in die Sophaecke zurückgezogen, um nicht von dem Lampenschein geblendet zu werden, gegen welchen er sich außerdem durch einen grünen Schirm zu schützen suchte. Meine Frau sang den ‚König in Thule,‘ ‚Meine Ruhe ist hin,‘ dann später ‚O neige Du Schmerzensreiche‘ u. s. w. Nach einigen freundlichen, „„dem seelenvollen und innig leidenschaftlichen““ Vortrage der Sängerin gespendeten Worten sprach er sich anerkennend und eingehend über die Compositionen des Fürsten Radziwill aus, die ihm ja auch, und zwar vorzüglich die Chöre, von unserm gemeinschaftlichen Freunde Zelter als vorzüglich gelungen gerühmt worden seien. Nur damit erklärte er sich nicht einverstanden, daß der Componist auch die Selbstgespräche Faust's, welche sich wohl ohne musikalische Beihülfe zur Geltung bringen würden, mit Musik ausgestattet habe, wodurch das Drama den zwitterhaften

Charakter des Melodramas erhalte, welches weder Schauspiel noch Oper, nicht Fisch, nicht Fleisch sei. In dieser Meinung wurde er noch durch die Mittheilung bestärkt, daß wenn der Fürst die Monologe, welche er sicherer als irgend ein Schauspieler, auch mit Verständniß und tiefgefühlter Empfindung spreche und sich selbst auf dem Cello begleite, das Gedicht zur vollen Geltung gelange, wenn aber der Schauspieler die Rolle spreche, Musik und Rede oft auseinandergeriethen, wodurch Zögerung und Fortschreiten an unrechter Stelle unvermeidlich würden. So angemessen der Stimmung die musikalische Begleitung zu Faust's Monolog ‚Verlassen hab' ich Feld und Auen' u. s. w sei, so störe es jedenfalls, daß der Sprechende, als abhängig, oft an unpassenden Stellen unterbrochen und aufgehalten von der musikalischen Begleitung erscheint. Er sei immer der Meinung gewesen, daß die bezeichneten Stellen keiner musikalischen Beihülfe bedürften, worin er vollkommen dem geistreichen Coleridge zustimme:

An orphic tale indeed,
A tale divine of high and passionate thoughts,
To their own music chaunted.

(Der Faust) „Ein orphisches Gedicht fürwahr,
Ein göttliches, voll hoher, leidenschaftlicher Gedanken,
Ertönend zu der eigenen Musik.

Als von einer der anwesenden Damen bemerkt wurde, daß die Musik Beethoven's zu Egmont's Monolog

im Kerker und zur Erscheinung Clärchens als Traumbild von unbeschreiblich rührender Wirkung sei, sagte Goethe: „„Nun, da möchte ich doch auf den bedeutenden Unterschied der Situation der beiden Scenen aufmerksam machen. Faust kehrt von dem Spaziergange zurück; in ernste Betrachtungen versenkt, verweist er den knurrenden Pudel, der ihn stört, zur Ruh und begiebt sich dann daran, mit Sinnen und Nachdenken sich das Verständniß über die schwerste Stelle des Evangeliums zu erschließen. Dies alles scheint mir zur musikalischen Begleitung nicht geeignet. Da ist es doch etwas anderes, wenn Egmont den langentbehrten Schlaf herbeiwünscht.““ Mit einem Ausdrucke tiefempfundenster Wehmuth, die uns alle zu Thränen rührte, recitirte Goethe die Worte: ‚Süßer Schlaf! Du kommst, wie ein reines Glück, ungebeten, unerfleht, am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken, verwischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonieen, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn versinken wir und hören auf zu sein.‘ — „„Hier 'hab' ich ausdrücklich angegeben, daß Musik seinen Schlummer begleiten soll, sanft während der Erscheinung des Traumbildes, das verschwindet, als die Trommeln der Wache ertönen, welche Egmont zum Blutgerüst begleiten soll. Hierbei ist allerdings die musikalische Begleitung angezeigt, und Beethoven ist mit bewundernswerthem Genie in meine Intentionen eingegangen.““

An einem der folgenden Tage, an welchem wir wieder eine Einladung zu Frau v. Goethe in den Garten erhalten hatten, fand auch Goethe sich ein und brachte das Gespräch wieder auf die Compositionen des Fürsten Radziwill, theils um meiner Frau, welche von den Verehrerinnen des fürstlichen Componisten nicht der geringsten eine war, etwas Freundliches über ihren Gesang zu sagen, theils — und vielleicht mehr noch — um sie wegen ihrer Schwärmerei für ihre geliebte Vaterstadt Berlin mit dem ihm eigenen liebenswürdigen Humor zu necken, sagte er: „Berlin mag sich, seitdem ich dort war, und das ist schon lange her, sehr verändert und verschönert haben, allein zwei Dinge würde ich dort gewiß ebenso wie vordem alltäglich wiederfinden: unter den Linden Staubwolken und am Himmel Regenwolken."" — „Was die Staubwolken betrifft," entgegnete Laura, „so wissen wir uns zu helfen: entweder wir machen uns nichts aus dem Staube oder" — „„wir machen uns aus dem Staube"" — unterbrach sie Goethe. „„Dies letztere Mittel,"' fügte Frau Ottilie hinzu, „„würde sich doch wohl am meisten empfehlen."' — „Und was die Regenwolken betrifft," nahm Laura die Rede wieder auf, „so würden Sie bei unserm Freund Zelter und auch sonst überall den Himmel voller Geigen finden, und das Cello des Fürsten Radziwill würde sich gewiß Ihres Beifalls erfreuen." — Meine Frau erging sich aufs neue in lebhafter Schilderung des fürstlichen Componisten

und Virtuosen und fügte dann hinzu: „Wir wollen es schon noch durchsetzen, daß Excellenz nach Berlin kommen; ich habe mit Doris und Rosamunde [Zelter's Töchtern] eine kleine Verschwörung gemacht.“ — „„Und wollen Sie mir davon nicht vorher einen kleinen Wink geben?““ fragte Goethe. — „Nicht alles, aber etwas will ich davon verrathen: wir halten die in Aussicht gestellte Sendung der delicaten Teltower Rübchen zurück und liefern sie nur aus, wenn Sie sie selbst abholen.“ — „„Da seht ihr guten Kinder nun,““ sagte Goethe zu den andern Damen gewendet, „„wie gefährlich die lieben Berlinerinnen sind: wenn es ihnen mit ihrem Lockvogel auf dem Cello nicht gelingt, so halten sie eine Lockspeise bereit, sodaß wir amende doch wohl anbeißen.““

1534.

Um 1820 (?).

Über die Universität Jena.

„Jena ist nun einmal nicht todt zu machen,“ wie auch Goethe in einem Gespräche über die Universität einmal äußerte; „ich habe Jena dreimal am Boden und dreimal wieder obenauf gesehen; es besitzt eine ungeheure Vegetationskraft.“

1535.

Um 1820.

Mit Wilhelm Naumann u. a.

Von Schulpforta aus, wo er damals mit seinem Zögling [Graf Hohenthal] weilte, begab er sich auf

einen Ausflug nach Weimar in Begleitung eines Lehrers der Fürstenschule. Der dortige Professor, nachherige Rector Lange gab Nauman bei der Abreise eine Übersetzung der ‚Iphigenie' in's Griechische von Ernst Ortlepp in der Absicht, dadurch einen schicklichen Anlaß zu einem Besuch bei Goethe zu bieten, dem er diese Arbeit überreichen sollte. Naumann wollte davon nichts wissen, da er gehört, Goethe behandle die Besuchenden oft unfreundlich und er sich zu sehr fühlte, um solcher Behandlung sich auszusetzen; Lange redete jedoch zu, die Übersetzung wenigstens mitzunehmen, da er doch vielleicht wünschen könne, Goethen aufwarten zu wollen. In Weimar besuchte er den Hofrath Riemer, dem er die Handschrift mit der Bitte zustellte, sie Goethe zu überreichen, und als dieser frug, warum er das nicht selbst thun wolle, gestand ihm Naumann seine Befürchtungen. Riemer sah nach seiner Uhr und sagte: ‚In diesem Augenblick muß Goethe nach Hause kommen; ich verlange, daß Sie gleich zu ihm gehen, damit auch Sie von dem Vorurtheil befreit werden, welches Sie mit so manchem theilen.'

Dieser dringenden Mahnung gehorchte nun Naumann, dem es nur unangenehm war, daß sich ihm bei dem Gange zu Goethe sein Reisebegleiter anschloß; denn als junger lebhafter Mensch hoffte er günstigere Aufnahme zu finden, als er sie jenem versprach, der ein trockner ungefüger Schulfuchs war. Beide ließen sich also bei Goethe melden, wurden angenommen und in's

Empfangszimmer geführt; Goethe erschien bald, trat an Naumann heran, legte seine Hände auf dessen Schulter und sprach: „Bitte, Ihren Namen!“ Als dieser sich genannt, richtete er die gleiche Frage an Naumann's Begleiter, worauf er diesem, als dem älteren, den Platz neben sich auf dem Sofa anwies. Als dieser ungeschickterweise Umstände machte und sich einen Stuhl nahm, sagte Goethe zu Naumann: „Nun, einer muß sich zu mir setzen! Da kommen Sie her!“ Indessen war auch dieser von dem andern angesteckt, verbat sich die Ehre gleichfalls und setzte sich ebenso auf einen Stuhl.

Waren schon diese Umständlichkeiten nicht nach Goethes Sinn, so verstimmte es ihn augenscheinlich noch mehr, als Naumann's Begleiter die Beine übereinanderschlug und das Gespräch mit der Plattheit begann: „„Ew. Excellenz haben uns wieder mit einem neuen Heft ‚Kunst und Alterthum‘ beschenkt.““ Goethe murmelte zur Erwiederung etwas; da besann sich der Schulmann, eine Empfehlung vom Zeichenmeister Oldendorp auszurichten, worauf Goethe äußert: „Er beweist mir immer zu meinem Geburtstag seine Anhänglichkeit.“

Endlich langte Naumann Ortlepp's ‚Iphigenie‘ hervor und übergab sie mit dem Bemerken, daß Goethe diese Übersetzung jetzt um so anziehender finden werde, als er sie mit der neugriechischen Iphigenie von Papadopulos vergleichen könne. Goethe blätterte in der Handschrift

und warf hin: „Ja, mit Fleiß und gutem Willen kann man vieles machen." — Naumann nahm sich hierauf der Übersetzung an, sagte, daß wirkliche Kenntniß der Antike und Geist darin ausgeprägt sei, und bat, derselben einige Beachtung zu schenken. Vorderhand ging jedoch Goethe nicht weiter darauf ein, und da das Gespräch stockte, Naumann's Begleiter aber keine Anstalt zum Aufbruch machte, so erhob sich ersterer endlich selbst und Goethe war beim Abschied noch so liebenswürdig, daß Naumann durchaus nicht Ursache hatte, den Besuch zu bereuen.

1536.

1821, Sommer (?).

Mit F. Förster u. a.

Durch ein so unerwartetes Geschenk [des Gedichts „An Herrn Hofrath Förster in Berlin"] fühlten meine Frau und ich uns veranlaßt, unsern Dank im nächstfolgenden Jahre persönlich auszusprechen. Zelter hatte wieder für Gruß und Empfehlung bestens gesorgt und eine Rolle noch ungedruckter Compositionen Goethe'scher Lieder meiner Frau mitgegeben, um sie dem Dichter vorzusingen, was auch an verschiedenen Abenden zu seiner großen Zufriedenheit bei ihm und bei seiner Schwiegertochter . . . ausgeführt wurde.

Am liebenswürdigsten und heitergeselligsten war Goethe am Mittagstische, wo jedoch die Eingeladenen nie

die Zahl der Musen überschritten. Vor ihm stand eine Flasche alten Rheinweins, welche er ganz allein zu leeren pflegte; wir andern hatten uns aus den vor uns aufgestellten Flaschen nach Belieben zu versorgen. Auf den Küchenzettel, den er für gewöhnlich selbst angab, hatte die Anwesenheit von Gästen besonderen Einfluß; es gab außer der Suppe gewöhnlich drei, höchstens vier Schüsseln: Fleisch mit Gemüse, (er aß sehr gern ein nach italienischer Kochkunst bereitetes stuffato) dann gab es Fisch (Forellen liebte er zumeist), Braten (zumeist Geflügel oder Wild) und, wie er erklärte, wegen der Damen eine Mehlspeise (Karlsbader Strudel).... Er selbst zog der süßen Speise ein Stück englischen oder schweizer Käse vor. Das Zerlegen des Bratens, selbst wenn es ein schwieriger Wildziemer war, besorgte er eigenhändig, legte auch wohl einer begünstigten Tischgenossin ein ausgesuchtes Stück oder die zierlichste der Forellen vor. Vorherrschend war an dem Mittagstische bei dem alten Herrn ... der ausgezeichnet gute Humor und die scherzhaften Neckereien mit seiner Schwiegertochter, doch nahm die Unterhaltung zuweilen auch eine ernste Richtung. Von dem einen wie von dem andern sind Erinnerungen in den Tafeln meines Gedächtnisses aufgezeichnet.

Als einmal gegen das Ende der Mahlzeit der Wunsch ausgesprochen wurde, eine Spazierfahrt zu machen, brachten die einen Belvedere, die andern Tiefurt, noch andere Ettersburg und andere schön gelegene

Orte in Vorschlag. Den, nach so verschiedenen Himmelsrichtungen hinstrebenden Geistern rief Goethe mit erhobener Stimme in gebieterischer Haltung zu:

„Vertheilet Euch nach allen Regionen
Von diesem heil'gen Schmaus!"

und meinte, solches Gebot könne hier wohl Anwendung und Beachtung finden. Ottilie erklärte sich damit einverstanden und fügte hinzu: es sei ihr sehr lieb, doch endlich einmal über jenes geheimnißvolle Gedicht, über welches sie sich vergeblich den Kopf zerbrochen, von dem Dichter Aufschluß erhalten zu haben. „„Also Du*) selbst, lieber Vater, bist der Allgebietende, welcher an die, ihm dienenden Geister diesen Zuruf ergehen läßt, und so werden wir denn heute auch erfahren, weshalb jenes Gedicht die Überschrift ‚Weltseele' führt."" — „Das nehme ich an," erwiederte Goethe, „daß ich den Aufruf ergehen lasse, und somit seid Ihr es, an die ich mich wende, und mögt Ihr Euch nun als Cherubim, Aeone oder weltschöpferische Urgeister bezeugen und nach vollbrachtem Werke, worauf wir doch wohl mehr als sechs Tage zubringen dürften, vom All in's All zurückzukehren; dann werdet Ihr wohl inne geworden sein, was unter der Weltseele gemeint ist." Uns allen eine gesegnete Mahlzeit wünschend, zog sich Goethe mit einer verbindlichen Handbewegung und dem entschuldigenden Worte: „Am siebenten Tage ruhte er" — in sein

*) [Ottilie duzte den Schwiegervater nicht.]

Zimmer zum Mittagsschläfchen zurück. — „„Da sind wir nun““ — bemerkte Frau v. Goethe, nachdem der Papa sich entfernt hatte — „„so klug wie vorher! Schon einigemal habe ich es versucht, ihn zu veranlassen, über jenes wundersame Gedicht und dessen Überschrift uns Aufklärung zu geben, allein ich erhielt immer ausweichende Antworten.““

1537.

1823, Juli oder August.

Über österreichische Finanzen.

Da der Onkel [Friedrich Jakob Lewald] ein Talent für Nachahmung besaß, wußte er sehr ergötzlich darzustellen, wie ein einfältiger österreichischer Graf sich eines Tages abgemüht, Goethe zu beweisen, daß es sehr leicht sei, sich in der Rechnung mit Münz- und Scheingeld zurechtzufinden. „Zwei Kreuzer sind fünf Kreuzer, und vier Kreuzer sind zehn Kreuzer, und zwei Gulden sind fünf Gulden“ hatte der Graf immerfort erklärt, und Goethe hatte das mit unerschütterlicher Gelassenheit angehört. Endlich aber hatte er mit seiner olympischen Ruhe gesagt: „‚Daß das Publicum sich damit in's Gleiche zu setzen versteht, das glaube ich gern, wie aber die Regierung sich einmal aus dem Dilemma zwischen Schein und Sein herauswickeln und mit ihrer Finanzwirthschaft in Ordnung kommen wird, das möchte schwerer zu bestimmen sein.‘“ Der Graf hatte ihn

indeß versichert, daß „das All's 'ne Kleinigkeit" sei und sich in bester Ordnung befinde, und Goethe ihn mit der Bemerkung entlassen: „,Es soll mich sehr erfreuen, mein Herr Graf! in diesem Punkte mich geirrt zu haben.'"

1538.

1823, Juli oder August.

Mit Friedrich Jakob Lewald.

Ein andermal hatte Goethe den Onkel um unsere Vaterstadt Königsberg befragt, die ihn um Kant's, Hamann's und Hippel's willen interessirte, und der Onkel konnte es nicht genug rühmen, wie vortrefflich Goethe durch seine wohlberechneten Fragen die Menschen bei demjenigen festzuhalten gewußt, was er von ihnen zu hören verlangt.

1539.

1823, Ende.

Mit E. Genast.

So waren denn fast alle dramatischen Werke Schiller's auf der Leipziger Bühne gegeben worden bis auf die Trilogie ‚Wallenstein'; aber auch diese war in Aussicht gestellt, die Titelrolle bereits nach der Weimarischen Einrichtung ausgeschrieben und mir übertragen worden. Ich fuhr nach Weimar, um Goethe zu bitten, sich meiner bei dieser großen Aufgabe freundlich anzunehmen.

„Ich will Dir recht gern in diesem Vorhaben behülflich sein" — sagte Goethe — „und Dir im allgemeinen meine Ansichten über den Charakter mittheilen, um Dir aber wahrhaft förderlich bei Deinem Studium dieser schwierigen Rolle zu sein, werde ich Dir einen Brief an Tieck mitgeben und ihn ersuchen, daß er die Rolle mit Dir durchgehe. Er hat Fleck in dieser Rolle gesehen, den besten Wallenstein, wie er mir selbst sagte, den je die deutsche Bühne besessen."

1540.

1824, 13. September.

Mit Wilhelm Häring und Karl Grüneisen.*)

a.

Ich war nicht mehr Student und was already printed, als ich das zweite Mal nach Weimar reiste, um Goethe zu sehen. Ein werther Freund aus Württemberg — er war auch already printed — begleitete mich; er hatte denselben Zweck. . . . . Mein Freund, obgleich Dichter, war doch auch Theolog, — und er ist jetzt [1838] ein sehr würdiger Geistlicher — und als Theolog mochte er nicht dulden, daß der Mensch noch Götter habe neben dem Einen. Er lächelte über meinen Enthusiasmus [bei dem Gedanken,

*) [Den Namen des Württembergers, der mit Häring bei Goethe war, zu ermitteln, ist den unermüdlichen Nachforschungen des Herrn Oberlandesgerichtsrath Dr. Schoenhardt gelungen.]

Goethe zu sehen]; er meinte: Goethe sei zwar ein großer Poet, aber doch immer ein Mensch mit sehr vielen Schwächen, und wenn zwar das Verlangen, ihn zu sehen, löblich sei, müsse man doch nicht zittern und beben. . . . .

Wir sandten, in Weimar angelangt, unsere Empfehlungsbriefe in das Goethesche Haus und wurden auf den Nachmittag 5 Uhr, wie man uns vorausgesagt, beschieden. . . . . Es schlug fünf! — Die Pforte öffnete sich. . . . . ‚Excellenz werden alsbald erscheinen!' sagte der Kammerdiener auf die für uns bereitgestellten Stühle weisend, und wenige Secunden darauf, als habe sie schon hinter der Thür bereit gestanden, trat die Excellenz ein. Von Kopf bis Fuß in glänzendem Schwarz, den großen blitzenden Stern auf der Brust. Wir verbeugten uns tief, wir stammelten einige Silben, die Excellenz erwiederte andere und deutete einladend auf die Stühle.... Die Excellenz spielte, die Hände halb vor sich auf dem Schooße gefaltet, mit den Daumen ein Rad schlagend. Wir saßen ehrfurchtsvoll übergebeugt, um keinen Laut zu verlieren. Unsere Empfehlungsbriefe waren vollgewichtig, die Unterhaltung war sofort eingeleitet und floß in dem ebenmäßigen Gleise fort, wie es unter anständigen Leuten Sitte ist, die sich nichts zu sagen haben.

Ich weiß nicht, ob es schon das Wort Excellenz auf der Lippe des Kammerdieners war, oder der glänzende schwarze Frack, oder der blitzende große Stern,

was meinen Zauber mit einem Male verschwinden ließ und mich plötzlich in die baare Wirklichkeit zurückversetzte. Das Herz schlug ganz ruhig, das Fieber war fort; nicht Goethe der Dichter des ‚Werther‘, ‚Götz‘, ‚Faust‘, nicht der Liedersänger war zu uns getreten, sondern Goethe der vornehme Mann gab uns Audienz... Äußere Vornehmheit mag wohl auf den ersten Moment einschüchtern, kann aber nicht fesseln. Die aufgeregten Geister waren auf mehr vorbereitet; sie ließen sich durch das gebotene Weniger nicht einmal frappiren, und ich war im Moment darauf wieder ein ganz freier Mann; statt verlegen zu sein und hinzuhorchen, wohin der Meister die Unterhaltung leiten dürfte, ergriff ich im Gefühle eines gewissen Übermuthes das Wort und versuchte Wendungen, damit wir mehr erhielten, als man uns geben wollte.

Aber es fruchtete wenig. Vielleicht war auch der Versuch, insofern er ihn gemerkt hat, Goethen nicht gelegen, und er umwickelte noch mehr seine Meinungen, als es vorhin seine Absicht war. Er erkundigte sich, in welchen Kreisen wir in Stuttgart und Berlin lebten, lobte den Herrn v. Cotta und den Herrn v. Varnhagen und sagte, daß letzterer ein sehr respectabler Mann sei und sein Zirkel sehr zu empfehlen. Raumer's ‚Hohenstaufen‘ waren eben erschienen; Goethe sagte auf mein Anklopfen: „Diese werden uns für den Winter viel Beschäftigung geben.“ Das Theater kam auch an die Reihe; Wolff's Darstellung des König Johann gab

zu einem indirecten Complimente für den Mann, welcher uns den großen Künstler gebildet, Anlaß, und ich hörte von Goethe, daß Wolff ein wohlgebildeter, beachtungswerther Künstler sei. Hinsichts jenes Shakespeare'schen Dramas und des ‚Standhaften Prinzen' von Calderon schien eine Meinung aus den umwobenen Worten herauszublicken, daß nämlich eine Theaterdirection auf die realen Begriffe ihres Publicums Rücksicht zu nehmen habe und fremdartige Vorstellungen erst dann wagen dürfe, wenn die Ansichten dafür geebnet seien. Alsdann — meinte ich — käme ‚König Johann' wenigstens nicht zu früh, da Müllner uns bereits mit den ergreifendsten Auftritten daraus in seinem ‚Yngurd' handgreiflich genug vertraut gemacht habe. Goethe senkte etwas lächelnd den Blick und meinte: auch dieser Mann habe seine Verdienste, und es sei immer löblich, das Publicum auf diese Art mit werthvollen Werken bekannt zu machen, insofern es noch nicht anderzeit sei, ihm diese Werke selbst vorzuführen.

Wir gingen, nachdem die Thüre hinter uns geschlossen, lange, ohne ein Wort zu sprechen, in derselben Allee auf und ab, die wir vorhin mit bangen Schritten gemessen hatten; von Bangigkeit war nicht mehr die Rede. . . . Also das war Goethe! ich sprach es aus, oder es stand auf meinem Gesicht zu lesen. Mein Freund lachte laut auf. Ich bat mir seine Meinung aus. — „‚Nun, er hat mir sehr gefallen, viel mehr, als ich gedacht. Diese herrliche Gestalt,

diese offene, mächtige Stirn und vor allem das klare große Auge des alten Mannes! Ich habe ihn ordentlich liebgewonnen und nehme den freundlichsten Eindruck von ihm auf meine Reise mit.'" — Das Predigen war nun an ihm, und es gab die besten Texte von überspannten Erwartungen, die allemal trügen, vom selbstgezogenen Nimbus, der für die ächte Verehrung gefährlich sei und von einem Extrem zum andern führe. . . . .

In Wilhelm Hauff's ,Memoiren des Satans' wurde ich in der sarkastischen Schilderung des Besuches bei Goethe lebhaft an meinen eigenen erinnert, nnd ich fand darin sogar Reminiscenzen, welche mir jetzt entfallen sind. Wilhelm Hauff war nicht in Weimar gewesen; er hatte Goethe nicht gesehen; er componirte nach mündlichen Mittheilungen seiner Landsleute, und der Freund, mit dem ich die Rolle des Verzückten nach dem Besuche ausgetauscht. stand dem Seligen nahe im Leben.

b.

Grüneisen erzählte oft, in welch gehobener Stimmung Häring sich befunden, ehe sie zusammen zu Goethe gingen; wie Häring ein Notizbuch mit Bleistift zu sich gesteckt, um darin alsbald alles zu verzeichnen, was Goethe gesprochen und was sie in dessen Haus gesehen. . . . . Goethe empfing sie im Frack mit großem Ordensstern und ging zuerst auf Grüneisen

zu, sprach von Cotta und von der kleinen Liedersammlung, die bei Cotta erschienen, und endlich von Gr.'s bevorstehender Studienreise nach Italien. Sodann wandte er sich an Häring, mit dem sich das Gespräch vornehmlich über Berlin und das Theater erstreckte.

1541.

1826, 25. Januar.

Mit Oskar Ludwig Bernhard Wolff.

Zu dem bekannten Improvisator Wolff, der .. im September 1851 in Jena als Professor der ausländischen Literatur gestorben, sagte Goethe: „Sie besitzen ein schönes und seltenes Talent und wissen es mit Geschick zu behandeln, aber Sie leiden an einem Fehler, an dem die ganze jetzige Jugend krankt, und der Sie zurückbringt, statt Sie zu fördern, weil er Sie über das, was Sie geben, täuscht. Was Sie mir da geschildert haben, sollte Hamburg sein, aber es konnte ebenso gut Naumburg, oder Merseburg, oder jedes andere -burg sein. Hamburg war das nicht: Hamburg ist so eigenthümlich, daß man es mit zwei Strichen zeichnen kann."

1542.

1826, Mai oder Juni.

Über Heinrich Koenig.

Inzwischen war ich im Dienst zur Rentkammer in Hanau versetzt worden, und dorthin lief desto er-

munternder im Juni 1826 ein Brief Coudray's ein, nach welchem Goethe sich von unserm theatralischen Treiben hatte erzählen und mein neues Drama ‚Otto's Brautfahrt' zum Lesen hatte mittheilen lassen. Das Urtheil, das Goethe in Gegenwart des Kanzlers v. Müller ausgesprochen, lautete in wörtlicher Mittheilung günstig genug und war von einer erneuten Einladung des Freundes begleitet.

1543.

1827, Ende August.

Mit Johanna Elkan.

Für den persönlichen Verkehr [Goethes mit dem Juden Elkan] spricht die Notiz im Goethe-Zelter'schen Briefwechsel IV, 360: . . . ‚Die kleine artige Elkan aus Weimar will gerne etwas für Dich mitnehmen. Im Register des Briefwechsels werden beide Stellen irrthümlich auf Madame Elkan bezogen, während sie sich in Wirklichkeit auf Fräulein Elkan beziehen. Die Betreffende, die jetzt [1887] noch als würdige Greisin — Frau Dr. Johanna Veit, Wittwe von Dr. Moritz Veit —" in Berlin lebt, hatte selbst die Güte, mich [Ludwig Geiger] auf diesen Irrthum aufmerksam zu machen. Sie besuchte, wie sie mir . . . erzählte, mit jenem Zelter'schen Briefe Goethe und wurde von ihm freundlich aufgenommen. Sie mußte viel von Berlin berichten und wurde durch Goethes Fragen und Auf-

forderungen zu immer weiteren zutraulichen Berichten ermuntert. Von Goethes Bemerkungen sind der Erzählerin besonders zwei in Erinnerung geblieben: die eine, angeregt durch ihre Erzählung von dem Bau des alten Museums und der infolgedessen stattgehabten Veränderung des Lustgartens, der Niederwerfung vieler alter Bäume, daß nämlich die Architekten, wenn sie ihre Pläne ausführen wollten, nicht auf die Umgebung Rücksicht nehmen könnten; die andere, ein Urtheil über zwei junge Berliner, deren Besuch Goethe damals gehabt, Parthey und Gans: ... Beide seien sehr tüchtig, Gans ein bedeutender Jurist.

1544.

1828, zwischen Ende Mai und Anfang Juli.

Mit Joseph Stieler.

Im Jahre 1828 erhielt Stieler von König Ludwig den ehrenvollen Auftrag, nach Weimar zu reisen, um den greisen Dichter nach dem Leben zu malen. „Wir müssen eilen," sagte Goethe, bald nachdem Stieler bei ihm eingetreten war*), „wir müssen eilen, das Gesicht zu bekommen. Der Großherzog ist weggegangen" (mit Bezug auf dessen Tod) „und nicht wiedergekommen; wer verbürgt einem, daß man morgen erwacht?" Goethe war mit dem Portrait äußerst zufrieden und bemerkte

*) [Selbstverständlich irrige Zeitbestimmung; der Großherzog starb erst während St.'s Anwesenheit.]

nach dessen Vollendung unter anderm scherzhaft: „Ich danke dem König, daß er nicht den Scharfrichter geschickt hat, um meinen Kopf zu besitzen. Hier ist mein Kopf von Ihnen auf eine bequeme Weise abgenommen.“ . . . .

Goethe äußerte einmal zu Stieler in Weimar: „Die Maler sind die Götter der Erde, nichts ist der Dichter: ein Buch muß er schreiben, um vor das Publicum treten zu können; auf einer Tafel mit einem Blick vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen.“ — Weiter bemerkte er: „Die bildende Kunst muß durch die Sinne des Gesichts empfangen werden, sie ist folglich durch die technischen Vollkommenheiten bedingt und ohne Zeichnung und Colorit, Schatten und Licht gar nicht denkbar. Ich schätze wegen letzterem die Engländer (!) sehr. Ich halte diese Vorzüge höher, als einen glücklichen Gedanken, der, wenn er dem Auge nicht gehörig vorgestellt wird, nur der Poesie angehört.“ Goethe hatte bei diesem Ausspruch die Cornelius'sche Kunstrichtung im Sinne, die er kurzweg die „altdeutsche“ nannte und über die er sich gegen Stieler, der sich dieser Richtung auf's Wärmste annahm, gar nicht sehr günstig äußerte. Dürer, sagte er, würde ein ganz anderer Künstler geworden sein, wenn er in Italien gelebt hätte, und nun lege man sich dieselben Fesseln an, welche Dürer und seine deutschen Kunstgenossen gern würden abgeschüttelt haben, wenn es ihre Zeit

erlaubt hätte. Ja, Goethe ging wunderlich genug so weit, den geleckten Retzsch als Illustrator des ‚Faust‘ über Cornelius zu stellen. Er möge den Cornelius'schen ‚Faust‘ nicht leiden, versicherte er; er trete nicht auseinander, er sei ihm zu altdeutsch und Goethe fügte hinzu: „Dieses Gedicht hat man sooft darzustellen gesucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunst geeignet ist, weil es zu poetisch ist. Retzsch hat mehr das wirklich Darzustellende ergriffen.“

Einen starken Anknüpfungspunkt mündlichen, wie später schriftlichen Verkehrs zwischen beiden Männern bildete Goethes Farbenlehre. Der Künstler (Stieler) — heißt es in dem Aufsatz [von Marggraff im ‚Abendblatt der Münchener Zeitung‘] — hatte längst die praktische Anwendbarkeit der Goethe'schen Lehre erprobt, und es darf uns daher nicht wundernehmen, wenn Goethe in solchen und ähnlichen Erfahrungen die Unumstößlichkeit seines Systems bestätigt fand.

1545.

1828, Ende September.

Abend bei Goethe.

Wie wir zurückkamen [von Tiefurt] war Coudray auf den Abend zu Goethe eingeladen. Er rieth mir [Hr. Koenig], auf eine nachfolgende Einladung gefaßt zu sein; es seien Fremde da, und wenn Goethe vernähme, daß ich von Frauenpriesnitz zurück sei, würde

er mich zu den andern bitten lassen. . . . . . Wie vorausgesagt, ward ich, bald nachdem Coudray von Hause fortgegangen war, von einem Bedienten eingeladen und abgeholt.

Die Treppe stieg es sich ganz bequem hinauf, nur war es mir unbehaglich, daß ich aus Achtung vor Goethes Widerwillen gegen Augengläser an der Stubenthür meine Brille einstecken mußte: nicht, weil ich nunmehr das auf der Thürschwelle eingelegte berühmte Salve übersah, sondern weil ein Kurzsichtiger beim Eintritt in eine Gesellschaft, die er zumal beim Kerzenlichte nicht schnell und aus der Ferne individualisiren kann, leicht befangen und linkisch erscheint. Der erste Eindruck eines Menschen war aber bei Goethes Empfindungsweise haftend.

Meine Anrede schnitt der Geheimrath mit einer Handbewegung und einigen Empfangsworten ab, die mir vergessen sind. Ich reihte mich also, da ich ihn eben im Gespräch mit einem Fremden unterbrochen hatte, den schwarzgekleideten Freunden an, die seitwärts in ehrerbietiger Ferne standen: es waren außer Coudray: Riemer, Meyer und Eckermann. Der eine von beiden Fremden war der Maler R. aus Berlin, der andere mir unbekannt. Mit diesem unterhielt sich Goethe fortwährend in der Fensternische, indeß Thee herumgegeben wurde.

Nach dem Thee nahmen alle Platz um den Tisch, und R. legte die Skizzen vor, die er auf seiner Reise,

besonders am Rhein, mit Bleifeder rasch entworfen, oder — wie er sich ausdrückte — ‚geknackert‘ hatte. Überhaupt machte dieser launige Maler einen ergötzlichen Contrast zu dem ernsten Dichter: klein und verwachsen raschelte er hin und her, wenn Goethe hoch und aufrecht durch das Zimmer wandelte. Ebensosehr stach seine Unruhe und sein lebhafter Witz gegen Goethes Gemessenheit und heitere Bemerkungen, das schnelle, laute Sprechen des Berliners gegen den tiefen, gehaltenen Ton des Frankfurters ab. Ruhig sitzt der Alte da und überschaut von seinem etwas erhöhten Stuhle mit festem Auge den Tisch, während R., kaum über den Tisch hervorragend, seine Brille bald auf die Nase fallen läßt, um ein Blatt seines Skizzenbuches auszusuchen, bald über die Stirne zurückschiebt, um mit freiem Blick eine Bemerkung an den Geheimrath zu richten. Doch er selbst scheint am wenigsten um die Geheimrathschaft des Wirthes bekümmert: seine Bewegungen, sein lautes Lachen, seine Anreden und Erwiderungen überspringen alle Rangstufen, auf denen Goethes Hausfreunde sich leis und lauschend untergeordnet haben, ohne sich zuhause zu fühlen. Mir selbst waren die zur Schau circulirenden Blätter sehr willkommen, um unter so gutem Vorwande meine Brille hervorzuholen, und über die ‚geknackerten‘ Zeichnungen hinweg nach Goethe zu schielen, der nirgends etwas Geknackertes an sich hatte. Dieser reicht die beschauten und besprochenen Blätter mit den fast

pedantisch wiederholten Worten zurück: „Sie sollen bedankt sein!“ — „Sie sollen belobt sein, wie immer!“

Eine seltene Paste, die R. vorwies, händigte ihm Goethe mit den Worten wieder ein: „Da! Heben Sie es sorgfältig wieder auf!“ — „„Nicht wahr,““ lachte R., „„damit sie nicht in unrechte Hände kommen?““ — „Nein,“ lächelte der Alte, „weil sie vielleicht nicht in den rechten ist.“

Bei dieser Gelegenheit rühmte R. unbefangen genug seine, besonders in Italien verübten Kunstdiebereien, erzählte, wie er die Aufseher trunken gemacht habe, sodaß sie dann im Dusel nicht bemerkt hätten, was ihm in die Taschen gefallen sei. Goethe erwiederte mit der Nachsicht, die er selbst bisweilen für sich nöthig gehabt haben soll: „Bei Dienstboten werden gefundene Eßwaaren nicht für gestohlen angesehen; so sind auch solche Kunstsachen gleichsam für Leckerbissen zu achten, die man sich zueignet, ohne des Diebstahls schuldig zu werden. Ja, manchem erzeigt man eine unerkannte Wohlthat, wenn man sie ihm entwendet und ihn dadurch von der Verantwortlichkeit befreit, nichts davon zu verstehen.“

Unter den Seltenheiten, die R. zu besitzen sich rühmte, prahlte er auch sehr mit einem Ei aus Herculanum, — dem einzigen, daß man in Deutschland habe — es sei aber leicht wie Luft. „Es ist also nicht viel auszubrüten darin,“ erwiederte Goethe; „auch wäre wohl dazu erst ein herculanisches Huhn beizubringen.“

R. war sehr heiser und ward es durch sein vieles Reden immermehr; hierüber von Goethe wohlwollend berufen, wies er ein Blatt seiner Skizzen vor, indem er sagte: „„Sehen Sie hier die classische Stelle, wo ich den Schnupfen geholt habe, — diesen schlechten Referendar, der doch Assessor geworden, obschon er im Maturitätsexamen durchgefallen ist.““ Auf diesen in Berlin vielleicht üblichen Wortwitz versetzte Goethe ganz trocken: „Das haben Künstler voraus, daß sie an ungesunde Orte geführt werden.“ Mit Eitelkeit versetzte R.: „„Mancher aber holt sich dort einen Schnupfen, ohne daß er die Stelle so bezeichnen kann.““

Nach aufgehobener beschauender Sitzung, während kalter Punsch und Gebackenes umgereicht wurde, unterhielt sich Goethe eine Weile mit mir über Hanau und Frankfurt. So konnte ich mir den verehrten Mann recht in nächster Nähe betrachten. Er fragte nach den jetzt in beiden Städten befindlichen Kunstgegenständen und Künstlern und wollte namentlich von einem Maler hören, den er, wie er vielleicht nur den Schein annahm, eben nicht nennen konnte. Jetzt fühlt er den Puls deiner Kunstkennerschaft! dachte ich bei mir selbst. Er konnte diesen Puls unmöglich fieberhaft finden. Indeß war auch mein augenblickliches Interesse mehr darauf gerichtet, den Blick, die Mienen, die Sprache des Dichters zu beobachten, um mir ein lebendiges Bild einzuprägen, als vor seinen Fragen nach Gemälden mit Ehren zu bestehen. So fiel mir denn

wirklich nicht ein, daß er vielleicht von Oppenheimer hören wollte — dem aus Hanau gebürtigen, in Frankfurt angesiedelten jungen Maler, der kurz vorher dem Dichter Skizzen aus „Hermann und Dorothea' gewidmet und übersendet hatte.

Wie es nun Zeit zu gehen war, entließ uns der Geheimrath. Wir schieden — die Fremden mit Verneigungen, die Hausfreunde mit Bücklingen.

1546.

1829, April.

Mit Wilhelm Schnitter.

An einem Freitage im Monate April rückte ich bei schon beginnender Abenddämmerung in Weimar ein und schickte sogleich einen Lohnbedienten mit meiner zierlich geschriebenen Visitenkarte an Goethe ab und ließ um die Erlaubniß bitten, mich Seiner Excellenz vorstellen zu dürfen. „Der Herr Minister läßt Sie bitten, morgen Vormittag um 11 Uhr zu ihm zu kommen" — lautete die Antwort.

Ganz erfüllt von idealen und phantastischen Vorstellungen . . . . ging ich dem, seit langen Jahren mit Ungeduld erwarteten Augenblicke, nicht ohne ein leises Zittern zu empfinden, entgegen.

— — — — — — — — — — —

In straffer, fester Haltung, vollendet aufrecht stehend, in vornehmer fast gebietender Stellung stand er vor mir

da, der theure Dichtergreis, und über dem vollkräftigen Körper erhob sich das schöne Haupt mit der Fülle schneeweißer Haare, und die klaren klugen Augen sahen mich mit dem Ausdrucke des Wohlwollens und leiser Erwartung freundlich an. Ich hatte nicht daran gedacht, mir vorher einpaar Worte zurechtzulegen, mit denen ich Goethe beim Eintritt hätte begrüßen können, vielmehr hatte ich erwartet, zuerst von ihm angeredet zu werden; Goethe erwartete dagegen wieder seinerseits von mir das erste Wort der Begrüßung, wie dies ja auch eigentlich in jener Situation ganz natürlich war. Indem nun jeder von uns beiden auf die Anrede des andern wartete, entstand eine kurze, für mich etwas peinliche Pause; indessen faßte ich mich bald und brachte einige gesellschaftliche Redensarten, die allenfalls als eine einleitende Begrüßung gelten konnten, hervor. Goethe merkte meine Verlegenheit: er ließ mich nicht ausreden und lud mich freundlich ein, auf einem Sofa (welches ziemlich hart gepolstert war), platzunehmen, worauf er sich zu mir setzte und eine ganz leichte zwanglose Unterhaltung begann.

Ich hatte auf der überschickten Visitenkarte meine damalige amtliche Stellung, ‚Kammergerichts-Referendarius‘, angegeben; mit diesem Umstande mochte es zusammenhängen, wenn Goethe das Gespräch damit anfing, nach einigen juristischen Geschäften zu fragen und sich insbesondere Mittheilungen über die Einrichtung der Testamente von mir machen ließ. . . . . Im weiteren

Verlaufe des Gesprächs kam Goethe auf die großen Verkehrsverhältnisse in Berlin zu sprechen und äußerte: wenn man die Berliner Zeitungen lese, müsse man über den großen Waarenumsatz erstaunen, der alltäglich in der Residenz stattfinde; er erinnerte dann an die bedeutende Anregung überhaupt, die man in einem großen Verkehrsleben empfange, und schloß dann mit den Worten: „Es ist ein Vortheil, einem großen Staate anzugehören."

Nach einer kurzen Pause machte er, im Zimmer umherblickend, auf eine nahe stehende weibliche Büste aufmerksam, bezeichnete sie als die Büste der Sonntag und äußerte: „Rauch hat mir diese kleine Schönheit zum Geschenk gemacht."

Im Sommer jenes Jahres 1829 fand bekanntlich die Vermählung des Prinzen Wilhelm von Preußen . . . mit der Herzogin Auguste von Weimar statt, nachdem zwei Jahre zuvor die Vermählung des Prinzen Karl mit der älteren Herzogin erfolgt war. Mit Bezug auf die in Aussicht stehende Vermählung äußerte nun Goethe: „Nun wird sich auch unsere zweite Prinzessin in das Preußische Königshaus vermählen." Er verbreitete sich nun über den hellen Verstand der verlobten Fürstin, ihre hohe Bildung, ihr reiches Wissen und beendigte seine Lobrede, indem er mit dem Ausdrucke herzlicher Befriedigung, insbesondere mit einem entsprechenden Kopfnicken sagte: „Ja, sie hat etwas gelernt; sie kann schon mitsprechen in der Welt."

Die Unterredung, nachdem sie gerade eine halbe Stunde gedauert hatte, ging nun zu Ende; ich stand auf, verneigte mich und ging.

1547.

1829, um Mitte August und später.

Mit Otto Magnus Freiherrn von Stackelberg.

Stackelberg war auf das Freudigste überrascht durch die achtungsvolle Freundlichkeit, mit der Goethe ihm entgegenkam. Fünf Tage verweilte er in Weimar als täglicher Gast und Tischgenosse des großen Dichters. Jeden Morgen trat er schon um 10 Uhr in Goethes Studirstube, blieb bei ihm zum Frühstück, Mittag- und Abendessen, und jeden Abend, wenn er Abschied nahm, hörte er immer wieder das ermunternde Wort: „Nicht wahr, Sie bleiben noch?“

Goethe ließ sich viel von Stackelberg erzählen, auch einige antike Fragmente erklären, besprach mit ihm Entstehung und Ausführung des Phigalischen Frieses, den er „ein Wunder von Herrlichkeit“ nannte. Zeichnungen, Kupferstiche und Antikensammlung wurden angeschaut, über Creuzer's neueste Ansichten der Mythologie discutirt. Zu Stackelberg's großem Leidwesen ward dieses Gespräch über sein Lieblingsthema durch den Kanzler Müller unterbrochen und später nicht wieder aufgenommen. Goethe lehrte ihn auch das Herz seiner Schwiegertochter gewinnen, die mit gleicher Begeisterung

für die Britten wie für die Griechen schwärmte, und der er viel und genau von Griechenland und seiner Bekanntschaft mit Lord Byron berichten mußte. — Stackelberg zu ehren, wurde jeden Tag ein Fräulein v. Gersdorff zu Tische geladen, ‚die hübscheste junge Dame aus Weimar, sanft und jungfräulich, von hoher schlanker Gestalt und einem Paar der schönsten Augen.' Mit Goethe allein oder in Gesellschaft der liebenswürdigen Schwiegertochter wurde nach Belvedere hinausgefahren, wurden Schlösser und Gärten besucht, belebte Stunden am Hofe der vortrefflichen alten Großherzogin*) verbracht und im Gartenhause an der Ilm unter den Bäumen gewandelt, die Goethe selbst gepflanzt hatte. In dieser Zeit verbrachte der Dichter seine Tage zum größten Theile in dem kleinen Landhause am Parke, dort erschien er Stackelberg wie Rousseau, abgeschieden von der Welt, nur sich selbst lebend, durch Journale und Zeitungen aus allen Gegenden dem Laufe der Begebenheiten, der Entwickelung des Geistes zusehend. Im Frühjahre pflanzte Goethe mit eigener Hand die Malven in seinem kleinen Garten, die, wie er sagte, in ihren bunten Röcken, an hohen Stöcken hinaufgezogen, Schildwacht hielten bei seinen Spaziergängen. ‚So schlicht und einfach ist Goethe in seinen Reden,' schreibt Stackelberg an Kestner, ‚so ungekünstelt und ungewählt sind seine Worte, und

---

*) Die regierende Großherzogin Marie war nicht anwesend.

immer treffend. Er hat die Natursprache in seinem Besitze. Es war eine Lust, ihn mit Kindern, die immer ab und zu bei ihm vorkamen, sprechen zu hören; denn er hat eine rührende Art sich mit ihnen zu unterhalten, spricht dann in ihrem Sinne, darum sie auch an ihm hängen und ganz mit ihm vertraut sind. Ich möchte nicht aufhören, von ihm zu reden, so hat er mich bezaubert. Ich war froh, wenn ich allein sein und über ihn nachdenken konnte. Den festen, ernsten Charakterausdruck abgerechnet, ist Goethes Gesicht nicht mehr schön zu nennen: die Nase ist sehr stark, die äußeren Augenwinkel haben sich gesenkt, die Augensterne sind kleiner geworden, weil sich durch eine staarartige Vorbildung ein weißer Rand umher ergossen hat. Noch ging er ungestützt und ohne den Arm eines Begleiters anzunehmen die Treppe hinab.' . . . .

Beim Abschied wechselten sie Gastgeschenke: Goethe gab ihm vier Medaillen mit seinem Bildniß und die Zeichnung einiger antiken Fragmente. Stackelberg verehrte ihm seine schöne Zeichnung von Taormina und ein Blatt aus den Trachten. (Nr. 24.) „Sie haben erreicht, wonach ich strebte," sagte Goethe bei ihrem Anblick.

Schmerzlich empfand Stackelberg den Abschied von dem großen Manne, dessen Geist und Liebenswürdigkeit ihn tief ergriffen hatten. Auch Goethe bedauerte sein Fortziehen. ‚Als er bald darauf Frau v. Savigny, seine langjährige Freundin, bei sich zu Tische sah,'

schreibt Bardeleben, ‚und der herrliche Greis ungewöhnlich mittheilend war, erwähnte er zum öfteren des Baron Otto Magnus v. Stackelberg und war ganz komisch böse, daß er nicht länger bei ihm verweilt hatte.‘

1548.

1829, Anfang October.

Mit Graf Reinhard.

D'une autre nature sont les mémoires de Saint-Simon qui sont ici [Paris] dans toutes les mains et que j'ai trouvés aussi entre les mains de Goethe qui en est enchanté. Lui faisant lire ma correspondance sur ma mise en retraite*) pendant qu'il faisait dessiner mon portrait pour sa collection; il m'a dit, que l'ayant lue entre deux chapitres de St. Simon, il avait crû en lire un autre chapitre.

*) Dieses Wort ist nur das wahrscheinliche; es ist unleserlich.

Nachzügler.

1549.

Etwa 1776.

Mit Wieland.

Dem ihm etwa zwanzig Jahre später besuchenden Gräter erzählte Wieland: Es sei wahrhaft bewunderungswürdig gewesen, wie Goethes Genie sich damals bei jeder Gelegenheit offenbart habe; er habe nicht nur die schönsten Gedichte, sondern ganze Dramen improvisirt. Namentlich erinnere er sich, wie sie eines Tages davon gesprochen, welch herrliches Stück Cäsar geben könne. Goethe habe sofort angefangen, die Personen zu charakterisiren und eine Scene des Stücks nach der andern vom Anfange bis zu Ende des Dramas vorgetragen.

1550.

1813, 20. April.

Mit Karl Ludwig Gottlob von Burgsdorff.

Gestern ist Geheimrath Goethe aus Weimar nebst einem Secretär hier eingetroffen. Da die Quartiere rar sind, so habe ich ohne aufzufallen ihm einen Theil des meinigen anbieten können. .... Wie er mir sagte, wird sein Aufenthalt unbestimmt sein.

1551.

1818, Sommer (?).

In der Familie Thomas Johann Seebeck's.

Among those living in Jena at the time of my [Hewett's] visit [1881] who vividly remembered this early period was his Excellency the Geheime Rath Seebeck who related to me the following incident. His mother had arrived at Jena with eight children and was invited immediately to make her home with the Knebels. Goethe was a guest in the house at the same time. One evening a discussion upon education arose at the supper table between Knebel and the Frau Seebeck whose whole family was seated around the board. Knebel, as was his wont when roused, was impetuous and testy. Goethe, who did not like argument, interfered against his old friend with the proverb. „Age does not protect from folly“ (Alter schützt vor Thorheit nicht). „Cease to contradict this worthy mistress of educational theories. Look at her successful works in eight volumes,“ pointing to the children and the strife was decided in behalf of the lady.

The young Seebeck had recently returned from school in Nuremberg. Goethe addressed him with „well, what news do you bring from Nuremberg?“ „Nothing,“ answered the lad, „exactly new but something old. I had two comrades at school who could

not live apart and yet could not get on together; the name of the one was Teufel (devil) and the name of the other was Faust.“ The aged counsellor remembers now the wonderful kindliness and pleasure with which Goethe received the boys clever compliment and said: „Excellent! excellent!“ (Vortrefflich! vortrefflich!)

1552.

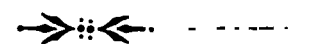
1818, erste Hälfte December.

Mit Marie Sidonie v. Grün.

Fräulein von Grün with scollop shells and silver spangles was a Pilgrim Genius leading the brillant procession. [Festzug vom 18. December 1818]. A timid school girl she whas summoned to the house of the great poet and minister. Goethe received her with the greatest courtesy and gentleness; he read her part to her and made her repeat it after him. He bade her learn it so that she could say it asleep. When she went to him again, she had committed it perfectly to memory. Goethe praised her and said stroking her locks: „No one could say it better than you my beautiful, dark-haired child. Do not fear in the presence of kings or emperors.“ In the presence of the Court she was not afraid, for Gothe's assurance was in her heart and his eye upon her.

Zur Beachtung!

Das Gespräch mit Kanzler v. Müller vom 20. Januar 1824 steht mit unterm 9. dieses Monats in Nr 921. — Vergl. Berichtigung zu V, 14.



Berichtigungen und ergänzende Erläuterungen.

Die römischen Zahlen bezeichnen den Band, die arabischen die Seite.

I, 16, Nr. 5 ist vorsichtiger auf September oder October zu bestimmen.

I, 27, Z. 6. Bölling — in Frankfurt Freund des Goethischen Hauses.

I, 50, Nr. 37 ist auf den 19. Juli zu setzen.

I, 83, Z. 5 v. u. lies: condamnés.

I, 87, Z. 6 lies: al giardino Reale.

I, 114, Fußnote. Die Besprechung der Moritzischen Schrift in der ‚Allg. Lit.-Zeitung' ist denn doch nicht von Goethe; die seinige steht 1789 im Juliheft des ‚Teutschen Merkur'.

I, 122, Nr. 92 wird als eine unwahrscheinliche Erzählung zu streichen sein. Voraussetzend, daß Goethes Abfertigung des Propstes Johann Thimotheus Hermes, dafern er ihn besucht habe, nicht erfunden sein könne, glaubte ich die Vormerkung eines Besuchs bei ‚Propst Hermes' in Goethes Notizbuch nur so verstehen zu sollen, daß Goethe den Bruder des J. Th. H., Daniel H., da dieser vorher gleichfalls Propst gewesen war, noch irrthümlich als solchen bezeichnet habe. Da aber einerseits Beziehungen zwischen G. und D. H. nicht nachzuweisen sind und andererseits 1799 J. Th. H. thatsächlich Propst war, so ist meine Vermuthung nicht aufrechtzuerhalten.

I, 256, Z. 5 lies: daß (statt: das).

I, 257, Z. 12 lies: un (statt: une).

I, 278, Z. 9 lies: the (statt: de).

II, 33, Nr. 250 ist nach Luden's Bericht auf den 18. August bestimmt; nach Goethes Tagebuch fand diese Begegnung am 10. August statt.

II, 44, Z. 4 lies: sein (statt: sei).

II, 63, Z. 11 v. u. lies: daß mir das.

II, 103, Z. 8 lies: Coteriesprache.

II, 131, Z. 9 v. u. lies: Räthsels.

II, 154, Z. 3 v. u. lies: Reichardt'schen.

II, 165, Nr. 298 ist nach Goethes Tagebuch auf den 9. Mai zu setzen.

II, 174, Nr. 314 ist zu streichen, da dieses Stück Tagebuchseintrag Goethes ist.

II, 176, Nr 316 desgleichen.

II, 187, Nr 329 ist zu streichen, da dieses Stück eine Stelle aus Brief an Graf Reinhard ist.

II, 197, Nr. 346 bis ‚besch—n' als Tagebuchseintrag Goethes zu streichen.

II, 199, Nr. 352 desgleichen.

II, 226, Z. 9 zu streichen: opposed.

II, 260, Z. 9 lies: erzeigte.

II, 329, Z. 8 und 330, Z. 8 ist ‚Augustabend' als Gedächtnißfehler anzusehen.

II, 331, Z. 14 lies: dem (statt: den).

II, 349, Nr. 518. Nach Goethes Tagebuch ist anzunehmen, daß dieses Gespräch am [illegible]. Mai 1808 stattgefunden hat.

II, 359, Z. 15 lies: k. ö. Bibliothek (statt: K. Leihbibliothek.)

III, 25, Z. 4 lies: aus Ratzeburg (statt: und R.).

III, 26, Z. 4 v. u. lies: Lefebvre.

III, 36, ist die fehlende Fußnote zu Z. 12 v. u. zu ergänzen: Das herzoglich Braunschweigische Haus.

III, 57, Z. 3 lies: verleidet.

III, 122, Nr. 598 ist näher zu bestimmen: 1813 Ende bis 1814 Mai.

III, 129, ‚Gil Blas de Santillane' verfaßt von Lesage.

III, 173, Z. 5. Unter ‚Prinzeß Julie' versteht v. Müller selbstredend Gräfin Julie Egloffstein.

III, 175, Z. 5 ‚Der Zauberring‘, Ritterroman von Fouqué.

III, 180, Z. 12 hinter ‚ich‘ einzuschalten: [Christiane Kotzebue].

III, 196, Z. 5. Mit ‚Schubart‘ ist unstreitig Gotthelf Heinrich v. Schubert gemeint.

III, 227, Z. 8 ist das Anführungszeichen, das nach ‚würden‘ steht, nach ‚zeigen‘ Z. 11 zu versetzen.

III, 242. Ebenso das Z. 11 hinter ‚warten‘ stehende nach ‚Sorte!‘ Z. 12.

III, 279, Z. 3 muß es heißen: stürzten mir die Thränen unwillkührlich aus den Augen.

III, 288, Z. 8 v. u. ist Komma nach ‚expression‘ zu streichen.

III, 289, Z. 2 hat im Anfang zu lauten: idée. Ce qui &c. — Z. 6 am Ende: tout à fait de nature à plaire au &c. — Z. 16: étudieraient. — Z. 18: goût.

III, 290, Z. 3 nach même fehlt Komma. — Z. 12 v. u.: clair. — Z. 9 v. u.: plutôt. — Z. 8 de l'objet.

III, 291, Z. 5 différents. — Z. 7: perpétuelle. — Z. 12: a (statt: à). — Z. 13: la (statt: le). — Z. 7 v. u. tempéré.

III, 296, Nr. 707 ist zu streichen; denn das Wit gen. v. Dörring 1817 Goethe besucht habe, beruht auf einem Druckfehler der Quelle; es ist 1827 gemeint und dann erledigt sich die Mittheilung durch die v. Müller's nach Goethes eigener Erzählung VI. 269f.

III, 316, Z. 14 zu streichen: sie.

IV, 5, Z. 3 v. u. Das ‚Buch Kabus‘ verfaßt vom persischen Fürsten Kjekawus.

IV, 130, Z. 16 lies: Intarsia (statt: Artesia).

IV, 149, Z. 15 lies: Fingergeschick (statt: Fingergeschlecht).

IV, 215, Nr. 831 ist vom 2. März zu datiren. — Z. 4 v. u. lies: détaché. — Z. 2 lies: théière.

IV, 216, Z. 6 lies: m'empare. — Z. 5: qui (statt: que.) — Z. 10: fâché. — Z. 13: excuses.

IV, 277, Z. 7 lies: centripeta.

IV, 286, Z. 16f. Dem 5. Jahrhundert gehörten von den

sieben Dichtern der Muallakat nur Amr Ben Kultum und Harit, die meisten dem 6. und 7. Jahrhundert an.

IV, 288, Fußnote. Nicht die ‚Voßische Zeitung‘ ist gemeint, sondern der Roman ‚Die Tante‘ von Johanna Schopenhauer.

IV, 290, Z. 10. ‚Die Rose von Jericho‘: Roman von David Heß.

IV, 330, Z. 12. Cormayan? Vielleicht: ‚Courmayeur‘.

V, 14, Nr. 921. Das Gespräch vom 9. Januar endet Z. 15; von Z. 16 an beginnt mit den Worten ‚Ich war zu Mittag‘ ein neues Gespräch mit v. Müller vom 20. Januar.

V, 15, Z. 9 f. lies: Repräsentantinnen.

V, 16, letzte Zeile lies: ou (statt: on).

V, 23, Z. 2 v. u. ‚Der Paria‘, Trauerspiel von Michael Beer.

V, 24, Z. 1 Das französische Trauerspiel Le paria von Delavigne.

V, 57, Z. 8 v. u. Staberl, eine von Bäuerle eingeführte Bühnenfigur.

V, 62, Z. 11—14. Die Worte ‚Quatremère de Quincy‘, sowie „hat im — nicht gefunden“ sollten in Anführungszeichen eingeschlossen sein.

V, 98, Z. 7 v. u. lies: belehren (statt: bekehren).

V, 103, Z. 6—9 „Ich habe — beantlitzt gewesen“ sollten in Anführungszeichen eingeschlossen sein.

V, 121, Z. 3 v. u. lies: kann ich [Therese v. Jakob] nicht.

V, 178, Z. 1 lies: 987 (statt: 989).

V, 179, Z. 6 lies: intéressait. — Z. 16: intéressait.

V, 180, Z. 2 lies: maniérée. — Z. 4: davantage.

V, 181, Z. 2 lies: qu'il ne pouvait.

V, 182, Z. 9 v. u. dürfte der Namensanfang Schw. durch ‚Schwendler‘, anstatt ‚Schweitzer‘ zu ergänzen sein. — Z. 3 v. u. lies: dîné.

V, 208, Nr. 992 ist wohl ins Jahr 1824 zurückzuversetzen, da Goethes Aufsatz ‚die Externsteine‘ schon damals in ‚Kunst und Alterthum‘ erschien.

V, 270, Z. 6 v. u. lies: manoscritto.

V, 271, Z. 11 lies: mezzogiorno. — Z. 8 v. u. mia (statt: mi).

V, 280, Z. 5 lies: unpaß.

V, 288, Z. 9 lies: Bryophyllum.

V, 296, Z. 3 v. u. lies: weichliche (statt: reichliche).

V, 341, Z. 14 lies: 1008 (statt: 1010).

VI, 8, Z. 11 v. u. Goethes damaliger Secretär: John.

VI, 19, Z. 7 v. u. lies: daß (statt: das).

VI, 110, Z. 4 v. u. lies: Intentionen.

VI, 115, Z. 2 v. u. lies: défiant.

VI, 116, Z. 6 hätte berichtigungsweise eingeschalten werden sollen: de la [belle-] fille.

VI, 117, Z. 8 v. u. lies: s'aperçoit.

VI, 136, Z. 10 v. u. Das Gedicht ‚Vermächtniß' hat Goethe schwerlich damals genannt: vergl. Nr. 1182.

VI, 140, Z. 9. In den Werken: ‚bei hohen Jahren'.

VI, 144, Z. 11 v. u. ‚Deine Prinzeß' nennt Goethe hier die Prinzeß Marie Louise Alexandrine von S. Weimar.

VI, 189, Z. 3 lies: Daß (statt: Das).

VI, 223, Z. 2 ist die Mutter des zuletzt regierenden Herrn — nicht des jetzt regierenden — gemeint; denn das Haus Gotha war schon 1825 ausgestorben. Die zwei letzten Herzöge waren 1784 zwölf und zehn Jahre alt.

VI, 255, Z. 14 lies: da ich deshalb.

VI, 256, Z. 8 v. u. lies: Theophanie.

VI, 322, Z. 7 v. u. lies: das (statt: daß) — Fußnote lies: Recht (statt: Kriht).

VI, 340, Z. 5 v. u. ‚Der Wasserträger', Oper nach Les deux journées von Bouilly deutsch bearbeitet, in Musik gesetzt von Cherubini.

VII, 83, Z. 9. Der Schwager des Grafen Reinhard hieß v. Diemar.

VII, 97, Z. 7—14. Der Absatz „Die Menge — übertüncht" sollte in Anführungszeichen eingeschlossen sein.

VII, 107, Z. 1 v. u. lies: gives,

VII, 114, Z. 5 lies: frightfully.

VII, 124, Z. 11 v. u. lies: encore été déflorés. — Z. 10 v. u. lies: ‚Mémoires'" — Z. 9 v. u. fehlt Anführungszeichen vor puisqu'ils — Z. 6 v. u. lies: reproduits.

VII, 125, Z. 14 lies: paraître.

VII, 127, Z. 6 und 5 v. u. lies: rafraîchit.

VII, 133, Z. 15 lies: naître.

VII, 134, Z. 2 v. u. lies: sphinxartige.

VII, 141, Z. 6 v. u. lies: s'arrêtaient.

VII, 142, Z. 4 v. u. lies: souvenirs.

VII, 145, Z. 11ff. Der Vierzeiler ist von Maucroux, der aber Z. 12 Jouissons statt Profitons schrieb.

VII, 147, Z. 9ff. v. u. ist die erste Strophe der ersten ‚Neugriechischen Liebesskolie; Z. 6 v. u. lautet in den Werken: ‚Drängt mich nicht zur Seite.' — Z. 3 und 2 v. u. lies: ‚Am achtundzwanzigsten'.

VII, 151, Z. 12 lies: maître — Z. 5 v. u.: fermes! — Z. 4 v. u : en se séparant. — Z. 3 v. u.: dessin.

VII, 152, Z. 2 v. u. lies: répandent.

VII, 153, Z. 13 lies: littérature.

VII, 187, Z. 13 Nicht als Erzieher des Erbprinzen, sondern des natürlichen Sohnes des Fürsten — v. Waldersee — kam Behrisch nach Dessau.

VII, 206, Z. 4f. Die Seherin von Prevorst hieß Friederike Hauffe.

VII, 213, Z. 4 lies: dell' arte.

VII, 244, Z. 2 v. u. ist nach ‚Horen' berichtigend einzuschieben: [vielmehr ‚Musenalmanache'].

VII, 247, Z. 4 v. u. lies: Ingrediens.

VII, 285, Z. 4ff. v. u. sind Anspielung auf die, Goethes Rücktritt von der Theaterdirection veranlassende Aufführung von Castelli's nach dem Französischen bearbeitetem Schauspiel ‚Der Hund des Aubry de Mont-Didier'.

VII, 292, Z. 11ff. v. u. Die Elegie der Frau v. Bechtolsheim steht in der Beilage zu Nr. 24 des ‚Chaos'.

VII, 334, Z. 3f. v. u. Der englische Consul in Genua hieß Sterling; sein Sohn war in Weimar gewesen.

VIII, 7, Z. 7f. Nicht Karl Schöne hieß der Verfasser von ‚De personarum in Euripidis Bachabus habitu scenico commentatio', sondern Friedrich Gotthold Sch. und war auch weder aus noch in Leipzig.

VIII, 19, Z. 4f. Unter dem ‚Aufenthalt in Karlsbad vom Jahre 1807' ist wohl der bezügliche Abschnitt in den ‚Tag- und Jahresheften', Abs. 646—674, zu verstehen,

VIII, 83, Z. 1f. Unter dem bekannten Schriftsteller vermuthet Düntzer Wolfgang Menzel.

VIII, 112, Z. 13f. Nicht die Übersetzung eines römischen Geschichtsschreibers, sondern die Neuausgabe seiner Lukrezübersetzung hatte Knebel an Goethe geschickt.

VIII, 122, Z. 11f. v. u. Das Lied ‚Als Noah aus dem Kasten war' ist von Kopisch.

VIII, 162. Fußnote. Frau Professor Hase hatte geschrieben, daß Goethes Anrede an seine Schwiegertochter — „Nun, Frauenzimmerchen, gieb mir Dein gutes Pfötchen" — seine letzten Worte gewesen seien, was in der Fußnote ausgelassen wurde, weil diese Mittheilung allen andern widersprach. Neuerdings ist jedoch ein Brief Wilhelm Weißenborn's vom 28. März 1832 durch Abdruck im Septemberheft des Fortnightly Review bekannt geworden, worin sich dieselbe Angabe findet.

VIII, 176, Z. 4f. Il matrimonio segreto, Oper gedichtet von Bertati, componirt von Cimarosa.

VIII, 177, Z. 3ff. Die Musik zu den ‚Theatralischen Abenteuern' war die von Cimarosa zum Impressario in angustie.

VIII, 233, Z. 11ff. Der Römer, der ein Todtengerippe beim Gastmahl auf und ab rollen ließ, war Trimalchio im ‚Gastmahl des Trimalchio' von Gajus Petronius.

VIII, 244, Z. 2. Der geschickte fürstbischöfliche Hofmaler in Würzburg war Johann Nicolaus Treu.

VIII, 246. Nr. 1445 zu streichen. Vgl. Nr. 143.

Quellen.

1324. Gespräche mit Goethe. . . . Von J. P. Eckermann. II. Theil. — **1325.** Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich v. Müller. Hrsgg. von C. A. H. Burkhardt. Stuttgart 1870. S. 146 f. — **1326.** Gespräche mit Goethe. . . Von J. P. Eckermann. III. Theil. — **1327.** Ebenda. — **1328.** Wie 1324. — **1329.** Ebenda. — **1330.** Ebenda.

1331. Wie 1324. — **1332.** Ebenda. — **1333.** Ebenda. — **1334.** Ebenda. — **1335.** Ebenda. — **1336.** Ebenda. — **1337.** Ebenda. — **1338.** Ebenda. — **1339.** Ebenda. — **1340.** Ebenda.

1341. Wie 1324. — **1342.** Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. II. Band. Berlin 1841. S. 691 f. — **1343.** Wie 1324. — **1344.** Ebenda. — **1345.** Ebenda. — **1346.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. II. Theil. 20. Kap. — **1347.** Wie 1324. — **1348.** Ebenda. — **1349.** Wie 1326. — **1350.** Wie 1324.

1351. Wie 1324. — **1352.** Ebenda. — **1353.** Ebenda. — **1354.** Ebenda. — **1355.** Ebenda. — **1356.** Goethe-Jahrbuch. Hrsgg. von L. Geiger. VII. Band. Frankfurt a. M. 1886. S. 237—240. — **1357.** Wie 1324. — **1358.** Ebenda. — **1359.** Ebenda. — **1360.** Ebenda.

1361. Wie 1324. — **1362.** Ebenda. — **1363.** Wie 1325. S. 147. — **1364.** Wie 1326. — **1365.** Wie 1325. S. 147 f. — **1366.** Wie 1324. — **1367.** Ebenda. — **1368.** Nach Schmied's Brief vom 4. Mai 1831, von Herrn Rathsarchivar Schwarzenbach zu St. Gallen in Abschrift gütigst mitgetheilt. Auszug aus dem Brief stand schon in: Jahrbücher der Stadt St. Gallen. 1831. Von P. Ehrenzeller. II. Bandes 4. Heft. S. 96. — **1369.** Wie 1325. S. 248 f. — **1370.** Wie 1324.

1371. Wie 1324. — **1372.** Ebenda. — **1373.** Ebenda. — **1374.** a) Vierzig Jahre von K. v. Holtei. IV. Band. Breslau 1862. S. 225 f. — b) Ebenda S. 78 f. — c) Ebenda S. 85. — **1375.** Wie 1324. — **1376.** Wie 1326. — **1377.** Ebenda. — **1378.** Briefe von Goethe. Desgleichen Aphorismen und Brocardica. Hrsgg. von F. W. Riemer. Leipzig 1846. S. 361. — **1379.** Wie 1324. — **1380.** Wie 1342. S. 724 f.

1381. Wie 1326. — **1382.** Ebenda. — **1383.** Ebenda. — **1384.** Wie 1346. 21. Kap. — **1385.** Weimarer Sonntags-Blatt. 1855. Nr. 29. S. 123 f. — **1386.** Ebenda S. 124. — **1387.** Ebenda. — **1388.** Friedrich Wieck. Ein Lebens- und Künstlerbild von A. Kohut. Dresden und Leipzig 1888. S. 56 f. — **1389.** Wie 1342. S. 641 f. — **1390.** Wie 1326.

1391. Wie 1324. — **1392.** Wolf Goethe. Ein Gedenkblatt von D. Mejer. Weimar 1889. S. 56 f. — **1393.** Vor den Coulissen. Originalblätter von Celebritäten des Theaters und der Musik. Hrsgg. von J. Lewinsky. II. Band. Berlin 1882. S. 161 f. (Aus: Goethe-Reminiscenzen von G. Moltke.) — **1394.** Goethe-Jahrbuch. VI. Band. 1885. S. 80 f. (Aus: Goethes Cour d'amour. Bericht einer Theilnehmerin. . . Mitgetheilt von Freiherrn C. v. Beaulieu Marconnay.) — **1395.** Wie 1342. S. 568 f. — **1396.** Magazin für die Literatur des Auslandes. 48. Jahrg. Nr. 35. Leipzig, 30. August 1879. (Aus: Zum 28. August. Ein Beitrag zur Goetheliteratur. Goethes Beziehungen zu polnischen Dichtern. Von L. Kurtzmann.) — **1397.** Goethes letzte literarische Thätigkeit. Ver-

hältniß zum Ausland und Scheiden, dargestellt von K. W. Müller. Jena 1832. S. 17 ff. — **1398.** Wie 1325. S. 149 f. — **1399.** Wie 1326. — **1400.** Ebenda.

1401. Wie 1325. S. 150 f. — **1402.** Wie 1324. — **1403.** Wie 1397. S. 8 f. — **1404.** Wie 1324. — **1405.** Nach der von Herrn Oskar v. Hase in Leipzig zur Benutzung gütigst überlassenen Handschrift eines Briefes seiner Mutter vom 19. März 1832 an ihre Schwester Elwine Härtel in Leipzig, vollständig gedruckt in: Unserer lieben Mutter Besuch bei Goethen. . . . . für die Hauschronik der Familie Hase am 26. Juni 1889 zur stillen Feier des 60jährigen Professorenthums unseres lieben Vaters Karl August von Hase. Leipzig 1889. — **1406.** Goethes drei letzte Lebenstage. Die Handschrift eines Augenzeugen, hrsgg. von K. Holsten. Heidelberg 1889. S. 1 f. — **1407.** Wie 1326. — **1408.** Wie 1406. S. 2 f. — **1409.** Die letzte Krankheit Goethes, beschrieben . . . . von K. Vogel. Berlin 1833. S. 5 f. — **1410.** Wie 1397. S. 22.

1411. Wie 1409. S. 10 f. — **1412.** Ebenda S. 11 f. — **1413.** Ebenda S. 15 ff. — **1414.** a) Wie 1406. S. 6. — b) Wie 1397. S. 24 ff. — **1415.** Ebenda S. 26—30. — **1416.** Das Büchlein von Goethe. . . . Hrsgg. von Mehreren, die in seiner Nähe lebten [durch O. L. B. Wolff]. S. 58 f. — **1417.** Europa. Chronik der gebildeten Welt. 1856. Nr. 17. S. 475 ff. (Aus: Goethe als Theaterdirector. Von K. Eberwein.) — **1418.** Weimarische Theaterbilder aus Goethes Zeit. Von W. G. Gotthardi. I. Band. Jena u. Leipzig, 1865. S. 99. — **1419.** Wie 1378. S. 368—379. — **1420.** Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart. Hrsgg. von R. Fleischer. 1886. Mai. Breslau und Berlin. a—c) S. 164. — d—m) S. 170 ff.

1421. Mittheilungen über Goethe. Von F. W. Riemer. I. Band. Berlin 1841. a) S. 67 — b) S. 87 f. — c) S. 268 f. — d) S. 270. — e) S. 306. — f) S. 308. — g) S. 310. — h) S. 333 f. — i) S. 404 f. — k) S. 405. — l) S. 410. — **1422.** Wie 1342. a) S. 263. — b) S. 454. — c) S. 497 f. —

d) S. 552. — e) S. 624. — f) S. 646. — g) S. 653. — h) S. 677. — i) S. 679 f. — k) S. 696. — **1423.** Wie 1418. S. 91—95. — **1424.** Wie 1416. S. 54. — **1425.** Das Frommann'sche Haus und seine Freunde. Von F. J. Frommann. 2. verm. Aufl. Jena 1872. (Ebenso 3. Ausg. Stuttgart 1889.) S. 50 f. — **1426.** Karl-August-Büchlein. Lebenszüge ꝛc. von Karl August Großherzog von Sachsen-Weimar-Eisenach. Zusammengestellt von A. Schöll. Weimar 1857. S. 166 f. — **1427.** Wie 1418. S. 95—98. — **1428.** Goethe in seiner practischen Wirksamkeit. Eine Vorlesung in der Academie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 12. September 1832 von F. v. Müller. Weimar. a) S. 15 f. — b) S. 27 f. — c) S. 32 f. — d) S. 35. — e) S. 42. — f) S. 45. — **1429.** Jahrbücher der Literatur. LX. Band. 1832. Wien S. 226 u. 228. — **1430.** Wie 1392. S. 10.

1431. Wie 1416. S. 61. — **1432.** Notice sur Goethe. Tiré de la Bibliothèque universelle, Juin et Juillet 1832. Genève 1832. S. 29 u. 53. — **1433.** Goethe in amtlichen Verhältnissen. Aus den Acten ... dargestellt von ... C. Vogel Jena 1834. a) S. 53. — b) S. 57. — c—e) S. 59 f. — **1434.** Wie 1409. a) S. 7. — b) S. 24 ff. — c) u. d) S. 30 ff. — e) S. 34—37. — **1435.** Die Quelle dieses Stücks kann leider nicht angegeben werden. Es liegt in einer Abschrift vor, bei der diese Angabe fehlt, und die trotz Bemühung nicht zu ergänzen möglich gewesen ist. Die Mittheilung trägt indeß mit ihren, aus Halbasien stammenden, harmlos ausgesprochenen Ansichten so zweifellos den Stempel der Ächtheit, und ist andererseits so bemerkenswerth, daß die Aufnahme in unsere Sammlung trotz jenes Mangels nicht unterbleiben durfte. Goethes Tagebuch giebt vielleicht Auskunft über den Namen des russischen Grafen, wonach dann auch die Quelle der Mittheilung sich ermitteln lassen wird. Diese Auskunft jetzt schon zu erlangen, verhindert das bekannte Verhalten des Goethearchivs gegen das Unternehmen von ‚Goethes Gesprächen'. — **1436.** Weimarische Zeitung. Nr. 170. 23. Juli 1890. (Aus: Goethe-Erinnerungen von C. Ruland.) — **1437.** Wie 1374 a) S. 59—66. —

1438. Wie 1394. S. 345 f. — **1439.** Neue Theologische **Annalen 1814.** Hrsgg. von L. Wachler. I. Band. **Marburg und Frankfurt a. M.** S. 605. (Aus der Recension von Goethes ‚Aus meinem Leben. III. Theil‘.) — **1440.** Schriften der Goethe=Gesellschaft . . . hrsgg. von B. Suphan. 4. Band. — Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn ꝛc. — Weimar 1889. S. 270 f. (Aus Brief v. 30. Nov. 1804.)

1441. Goethes Werke. Nach den vorzüglichsten Quellen revidirte Ausgabe. 23. Theil. Dichtung und Wahrheit. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. 4. Theil. Berlin, Hempel (1877). S. 184. (Nach: Mittheilungen aus d. Leben der Herzöge von Meiningen. Hrsgg. von L. Bechstein. Halle 1856. S. 83 f.) — **1442.** Ebenda. (Bechstein 106.) — **1443.** Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteraturen. LXXIV. Berlin 1890. S. 33 ff. (Nach: Litteratur des katholischen Deutschlands. III. Koburg 1779. S. 581, mitgetheilt u. erläutert von K. Geiger.) — **1444.** Abhandlungen über Goethe, Schiller, Bürger ꝛc. Von H. Pröhle. Potsdam 1889. S. 77 ff. — **1445.** Wie 1416. S. 66. — **1446.** Schattenrisse abgeschiedener Stunden in Offenbach, Weimar und Schönebeck im Jahre 1799. Von Sophie v. La Roche. Leipzig 1800. S. 433 f. — **1447.** Wie 1394. S. 35 f. (Aus Brief des Prinzen August von S.=Gotha an Herder. — **1448.** Herder's Reise nach Italien. Briefwechsel mit seiner Gattin ꝛc. Hrsgg. von H. Düntzer und F. G. v. Herder. Gießen 1859. S. 6. (Aus Brief der Herder vom 8. Aug. 1788.) — **1449.** Ebenda S. 109 f. (Aus Brief v. 1. Oct. 1788.) — **1450.** Reisenovellen von H. Laube. 2. Aufl. 9. Theil. Mannheim 1847. S. 13.

1451. Wie 1448. S. 296. (Aus Brief v. 20. März 1789.) — **1452.** Schiller und Goethe. Reliquien, Charakterzüge und Anekdoten. Gesammelt u. hrsgg. von H. Döring. Leipzig 1852. S. 124. — **1453.** Aus alten Tagebüchern. Im Anschluß an „Eine deutsche Bürgerfamilie“ bearbeitet von J. v. Wickede. I. Band. Jena 1868. S. 93—98. — **1454.** Ebenda S. 186 f. —

1455. Handschriften der Kgl. ö. Bibliothek zu Dresden. (Nach einer Niederschrift Böttiger's). — **1456.** Ebenso. Auch gedruckt in: Zur Geschichte der Wolfischen Prolegomena zu Homer von W. Peters. Frankfurt a. M. 1890. S. 34 f. — **1457.** Goethe-Jahrbuch. X. Band. Frankfurt a. M. 1889. S. 147 f. — **1458.** Das Leben der Dichterin Amalie von Helvig, geb. Freiin von Imhoff, von Henriette v. Bissing. Berlin 1889. S. 18. — **1459.** Ebenda S. 28. — **1460.** Briefwechsel des Freiherrn Karl Hartwig Gregor von Meusebach mit Jacob und Wilhelm Grimm. Hrsgg. von C. Wendeler. Heilbronn 1880. S. 69. (Aus W. Grimm's Brief v. 22. Apr. 1827 nach Erzählungen von A. W. v. Schlegel.)

1461. Wie 1455. (Aus Brief Böttiger's an Rochlitz v. 5. Apr. 1800.) — **1462.** Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel . . . hrsgg. von J. M. Raich. 1. Band. Mainz 1881. S. [11.] — **1463.** Friedrich Schlegel's Briefe an seinen Bruder August Wilhelm hrsgg. von O. F. Walzel. Berlin 1890. S. 431. (Aus Brief v. 26. Juli 1800.) — **1464.** Ebenda. S. 446 f. (Aus Brief v. 12. Nov. 1800.) — **1465.** Wie 1462. S. 67. [Nach: Nachschrift v. F. Schlegel zu Brief v. Dorothea.] — **1466.** Geheime Geschichten und Räthselhafte Menschen. Hrsgg. von F. Bülau. V. Band. Leipzig 1854. S. 432. — **1467.** a) Journal des Luxus und der Moden. July 1802. Hrsgg. von Bertuch und Kraus. Weimar. S. 394 ff. (Mittheilung v. Böttiger.) — b) Wie 1458. S. 76 f. (Aus Amaliens Tagebuch.) — **1468.** August Lafontaine's Leben und Wirken. Von J. G. Gruber. Halle 1833. S. 282 f. — **1469.** Wie 1458. S. 183. (Aus Brief an K. v. Helvig v. 14. Dec. 1803. — **1470.** Wie 1455. (Aus Brief von H. Voß an Abeken v. 26. Jan. 1804.)

1471. The Harvard Monthly. June 1890. S. 135. (Aus: Kuno Francke, Goethe and Cogswell — nach: Life of J. G. Cogswell, as sketched in his letters, by Anna Eliot Ticknor. Cambridge 1874.) — **1472.** Wie 1455. (Aus Brief von

Voß an Abeken v. 21. Febr. 1804.) — **1473.** Ebenda. — **1474.** Ebenda. (Aus Brief v. 23. Febr. 1804.) — **1475.** Ebenda. — **1476.** Quellenangabe bedauerlicherweise abhanden gekommen. — **1477.** Wie 1455. (Aus Voßens Brief v. 11. April 1804). — **1478.** Ebenda. (Aus undatirtem Brief von Voß.) — **1479.** Morgenblatt für gebildete Leser. 1857. Stuttgart u. München 1858. S. 633. (Aus Brief von H. Voß an Börm v. 4. Mai 1804.) — **1480.** Archiv für Litteraturgeschichte. Hrsgg. von F. Schnorr v. Carolsfeld. XI. Band. S. 111 f. (Aus Brief von H. Voß an K. Solger v. 10. Oct. 1804.)

1481. Wie 1455. (Aus Brief v. Voß an Abeken v. 6. bis 7. Dec. 1804.) — **1482.** Ebenda. (Aus Brief v. 25. Fbr. 1805.) — **1483.** Ebenda. — **1484.** Ebenda. (Aus Brief v. 9. März 1805.) — **1485.** Ebenda. (Aus Brief v. 15. Apr. 1805.) — **1486.** Ebenda. (Aus Brief v. 3. Aug. 1805.) — **1487.** Das Leben Friedrich Gottlieb Welckers. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen und Briefen von R. Kekulé. Leipzig 1880. S. 37. — **1488.** Wie 1455. (Aus Voßens Brief v. 30. Jan. 1806.) — **1489.** Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Karl Friedrich v. Stein von E. M. Arndt. 3. unveränderter Abdruck. Berlin 1869. S. 154 f. — **1490.** Aus alten Tagebüchern . . . bearbeitet von F. v. Wickede. II. Band. Berlin 1868. S. 78 ff.

1491. Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. I. Theil. 8. Kap. — **1492.** Deutsche Revue . . . hrsgg. von R. Fleischer. 1886, Januar. S. 67. (Aus Riemer's Tagebüchern von R. Keil.) — **1493.** Wie 1374. a) S. 60 f. — **1494.** Wie 1491. — **1495.** Goethes Briefe an Christian Gottlieb von Voigt. Hrsgg. von O. Jahn. Leipzig 1868. S. 486 ff. — **1496.** Wie 1452. S. 153. — **1497.** Wie 1416. S. 34. — **1498.** Erinnerungen aus meinem Leben von F. Kohlrausch. Hannover 1863. S. 113—116. — **1499.** Aus Brentano's Brief an Buchhändler Zimmer in Heidelberg v. 12. Oct. 1809, dessen Benutzung Herr Hans Ziegler in Leipzig gütigst gestattet hat. — **1500.** Archiv für Litteraturgeschichte. IV. Band. S. 461. (Aus: Erinnerungen an Goethe von F. Schubart.)

1501. Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler. Nach handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt und bearbeitet von H. Uhde. 2. umgearb. Aufl. Berlin 1875. S. 60. — **1502.** Wie 1491. — **1503.** Wie 1500. S. 462. — **1504.** Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken ... geschildert von H. E. Brockhaus. I. Theil. Leipzig 1872. S. 276. (Aus Brief Falk's v. 24. Apr. 1812.) — **1505.** Die Heimath. Nr. 48. 1882 (Wien). S. 768. (Vgl. Goethe-Jahrbuch. XI. Band. S. 91 f.) — **1506.** Breve til og fra F. C. Sibbern. Udgivne af C. L. N. Mynster. II. Kjøbenhavn 1866. (Aus Briefen an Sophie Oersted, Oehlenschläger's Schwester, vom 16. Juli u. v. 15. Nov. 1812. Gütigst übersetzt für ‚Goethes Gespräche' von Herrn Dr. E. Gigas in Kopenhagen.) — **1507.** Wie 1500. S. 457 f. — **1508.** Christian Gottfried Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Nach den Quellen zusammengestellt von F. Jonas. Berlin 1882. S. 93 ff. (Aus Förster's Brief an seine Schwester v. 20. Apr. 1813.) — **1509.** Weimarische Zeitung. Nr. 136. Donnerstag 13. Juni 1889. (Nach Niederschrift des Feldmarschall Frh. v. Heß v. 18. Apr. 1863.) — **1510.** Ebenda.

1511. P. Papinii Statii Hercules Epistrapeios Novii Vindicis cum commentariis F. Handii. Jenae 1849. — **1512.** Wie 1509. — **1513.** Wie 1455. (Aus Rochlitzens Brief an Böttiger v. 13. Jan. 1814.) — **1514.** a) Wie 1453. S. 98 ff. — b) Desselben Buchs III. Theil. S. 171 f. — **1515.** a) Arthur Schopenhauer. Von ihm. Über ihn. Ein Wort der Vertheidigung von E. O. Lindner und Memorabilien, Briefe und Nachlaßstücke von J. Frauenstädt. Berlin 1863. S. 225. — b) Ebenda. — c) Über den Willen in der Natur. Von A. Schopenhauer. Frankfurt a. M. 1836. S. 22. (2. Aufl. 1854. S. 17.) — d) Wie a) S. 224. — e) Gütige Mittheilung des Herrn Emil Wiebe. — **1516.** Wie 1506. (Nach Brief von Henriette Herz an Sibbern v. 18. Dec. 1814.) — **1517.** Nach Brief des Herrn Lothar Hetschel an den Herausgeber. — **1518.** Nach Spisy Jana Kollára. Díl IV. Paměti z mládí. V Praze 1862 für ‚Goethes Gespräche' gütigst übersetzt von Herrn Dr. Ernst

Kraus. — **1519.** a) Gustav Schwab's Leben. Erzählt von seinem Sohne Chr. Th. Schwab. Freiburg i. B. und Tübingen 1883. S. 27. — b) Gustav Schwab. Sein Leben und Wirken geschildert von K. Klüpfel. Leipzig 1858. S. 61 f. — **1520.** Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken . . . geschildert von . . . H. E. Brockhaus. II. Theil. Leipzig 1876. S. 217 f. (Aus Brief Koethe's v. 20. Nov. 1815.)

1521. Wie 1471. S. 135. — **1522.** Wie 1518. — **1523.** Ebenda. — **1524.** Hamburgischer Correspondent. Mittags-Ausgabe. Nr. 72. Mittwoch, den 29. Januar 1890. — **1525.** Der Letzte aus Altweimar. Erinnerungen und Dichtungen v. K. Sondershausen. Weimar 1859. S. 68 f. — **1526.** Nach Uddrag af P. O. Bröndsteds Reise-Dagböger. Samlet og udgivet af N. V. Dorph. Kobenhavn 1850 von Herrn Dr. E. Gigas für ‚Goethes Gespräche' gütigst übersetzt. — **1527.** Ebenda. — **1528.** Goethe-Forschungen von W. Frh. v. Biedermann. Frankfurt a. M. 1879. S. 250. — **1529.** Wie 1471. S. 136. — **1530.** Ebenda.

1531. Wie 1450. S. 36 ff. — **1532.** Julius Schneller's hinterlassene Werke . . . . hrsgg. von E. Münch. II. Band. Briefwechsel zwischen J. Schneller und seinem Pflegesohne Prokesch. Leipzig u. Stuttgart 1834. S. 25 f. (Aus Brief von Prokesch v. 27. Aug. 1820.) — **1533.** Kunst und Leben. Aus Friedrich Förster's Nachlaß. Hrsgg. von H. Kletke. Berlin 1873. S. 201—206. — **1534.** Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806 . . . . hrsgg. von Rich. und Rob. Keil. Leipzig 1882. S. 150. — **1535.** Goethe und Leipzig. Von W. Frh. v. Biedermann. II. Theil. Leipzig 1865. S. 218 ff. — **1536.** Wie 1533. S. 170 ff. — **1537.** Meine Lebensgeschichte. Von Fanny Lewald. II. Band. Neue . . . revidirte Ausgabe. Berlin 1871. S. 29 f. — **1538.** Ebenda S. 30. — **1539.** Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers. Von E. Genast. II. Theil, 11. Kap. — **1540.** a) Penelope. Taschenbuch für das Jahr 1839. Hrsgg. von Th. Hell. S. 330—338. — b) Gütige Mittheilung von Fräulein Grüneisen an Herrn Oberlandesgerichtsrath Dr. Schoenhardt.

1541. Wie 1452. S. 152. — **1542.** Ein Stillleben. Erinnerungen und Bekenntnisse von Heinrich Koenig. I. Theil. Leipzig 1861. S. 62. — **1543.** Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. I. Band 1887. S. 359. (Aus: Goethe und die Juden. Von L. Geiger.) — **1544.** Blätter für literarische Unterhaltung. Nr. 30. 22. Juli 1858. S. 558. — **1545.** Wie 1542. S. 76—80. — **1546.** Generalanzeiger für Stralsund, Neu-Vorpommern und Rügen. II. Jahrg. Nr. 43 f. 1864. (Aus: Mein Besuch bei Goethe. Vorlesungen im hiesigen literarischen geselligen Verein von S.). — **1547.** Otto Magnus von Stackelberg. Schilderung seines Lebens und seiner Reisen in Italien und Griechenland. Nach Tagebüchern und Briefen dargestellt von A. v. Stackelberg. Heidelberg 1882. S. 426 ff. — **1548.** Goethe-Jahrbuch. XI. Band. Frankfurt a. M. 1890. S. 62. — **1549.** Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Carl August und seinen Musenhof. Eine geschichtliche Schilderung von A. Diezmann. Leipzig 1860. S. 34. (Aus Gräter's Papieren.) — **1550.** Goethe und Dresden. Von W. Frh. v. Biedermann. Berlin 1875. S. 30. (Nach Brief v. Burgsdorff's v. 21. Apr. 1813.)

1551. Gütige Mittheilung des Herrn Professor Dr. W. T. Hewett an der Cornell-Universität zu Ithaka. — **1552.** Ebenso.

